









Skizzen, Szenen und Bemerkungen

auf einer Reise durch Frankreich

gesammelt

von

Heinrich Storch.



Zweite verbesserte Auflage.

Heidelberg
bei Friedrich Ludwig Pfähler.

1790.


JUN 24 1976
UNIVERSITY OF TORONTO



Es war den 13ten April 1786, an einem schönen Frühlingstage, als ich den Rhein zum viertenmal begrüßte. Mir wurde, als ob ich einen alten Freund wieder sähe, in dessen Gesellschaft ich so manche frohe Stunde verlebt hätte. Die vielen herrlichen Szenen, die ich an den Ufern des deutschen Rheins genossen hatte, giengen wie Schattenbilder vor meiner Seele vorüber.

Das Poltern des Wagens auf der hölzernen Brükke wekte mich aus meinen süssen Träumereien. Ich sah hinter mir, und maß schnell mit meinen Augen die Entfernung des hinterlassenen Ufers. Es schien mich zu fliehen. — Ich warf einen Blik aufs Wasser, und ward gewahr, daß ich mich schon innerhalb der französischen Grenze befand.

* * *

Der Rhein selbst bestimmt seine Gerichtsbarkeit. Der Thalweg oder die tiefste Stelle des Stroms ist die Grenzscheidung; diese ist dem französischen Ufer weit näher, als dem deutschen.

In wenig Minuten war ich auf dem Lande. Der erste Gegenstand, der mir aufstieß, war ein Kommis. Ich mußte mich einem peinlichen Verhör unterwerfen, und erhielt die Erlaubniß weiter zu fahren; doch erstrekte diese sich nur auf etwa hundert Schritte, wo ein Zollhaus stand, und wo ich, nach einem abermaligen Verhör, den Schlüssel meines Reisekoffers abgeben mußte; ein Verfahren, welches man mir als eine Gefälligkeit anrechnete, weil ich ausserdem wäre gezwungen gewesen, mein Gepäk auf der Stelle durchsuchen zu lassen.

Strasburg.

An der Thüre des Hotels à la Ville de Lion, wo ich einkehrte, empfieng mich der Wirth mit einem Schreibtäfelchen in der Hand, und ich mußte zum drittenmal die beschwerliche Neugierde der französischen Policei befriedigen.

Voll Ungeduld lief ich auf das Zimmer, das man mir anwies; aber kaum hatte ich Zeit das Fenster zu öfnen, als der Kommis, dem ich meinen Schlüssel übergeben hatte, hereintrat. In der ersten Aufwallung meines Unmuths wollte ich in Verwünschungen ausbrechen; allein der gute Mensch, der den ganzen Auftritt vorher sah, gab mir mit einer sehr ruhigen Mine zu verstehen, daß eine kleine Aufopferung von einigen Sols mir die beschwerliche Untersuchung ersparen würde. Und so war ich endlich mir selbst und meinen Betrachtungen überlassen.

* * *

So bekannt ich auch mit den Sitten des Volks zu seyn glaubte, welches ich iezt besuchte, so war der Kontrast, den die politische Grenzbestimmung erzeugt, doch immer noch auffallend genug für

mich, um mich einige Tage auf eine angenehme Art zu unterhalten. Die französische Sprache ist die Sprache aller gebildeten Leute, und ihre Sitten sind allgemein — sagte ich zuweilen bei mir selbst — woher denn diese merkwürdige Verschiedenheit, die, troz des immerwährenden Einströmens aller fremden Nationen, und troz der ursprünglich deutschen Grundlage, so hartnäkkig an einer eingebildeten Linie klebt? Dies Auffallende in Sitten, Gebräuchen und Sprachen ist es, was dem Reisen seinen anziehendsten Reiz, den Reiz der Neuheit und Manigfaltigkeit, schenkt. Wie betäubend muß dieser würken, wenn der beobachtende und empfängliche Reisende, ohne schwächende Vorbereitung, mit einemmal in einem chinesischen Hafen — oder der Otaheiter Omai an den Ufern der Themse landet!

* * *

Mein erster Ausflug war ein Besuch, den ich bei dem Herrn Aktuar Salzmann abstattete. Dieser vortrefliche Mann empfieng mich auf eine so trauliche und freundschaftliche Art, daß ich gezwungen ward, ihm gleich in den ersten Augenblikken meine Liebe zu schenken. Nie hat mich dies Geschenk gereut, und wenn ich etwas bessers zu geben wüßte, als dies mein Herz, das mein einziger Stolz und mein ganzer Reichthum ist, so

würde Salzmann die gerechtesten Ansprüche darauf haben.

Ich vergnügte mich eine Weile in dem Genuß der Bibliothek und der Kupferstichsammlung meines Freundes, welche leztere vorzüglich auch der Neugier reisender Kunstliebhaber nicht unwerth ist. Das merkwürdigste in dieser Sammlung, wenigstens für mich, war ein artiges Landschaftsstük, welches Göthe selbst gezeichnet und radirt hatte. Als ich es eine Weile mit Aufmerksamkeit betrachtete, sagte Herr Salzmann: Göthe kann aus sich machen, was er will. Wenn er gewollt hätte, so würde er gewiß eben so sehr Chodowiekky seyn, als er izt Göthe ist.

Bald darauf geriethen wir in ein sehr interessantes Gespräch, dessen Inhalt mir die heilige Freundschaft zu schweigen gebeut. Salzmann hatte Göthe, Jung, Lenz und Ramond gekannt, und ihre persönliche Freundschaft genossen. Diese vier treffliche Menschen lebten zu gleicher Zeit in Strasburg; das war so ein Kranz, wie der zu Göttingen, wo die Stolberge, Voß, Bürger, Hölty u. a. beisammen waren.

Mir glühen die Wangen, indem ich dies schreibe. Sind das die Männer alle, oder blüht noch hie und da ein Blümchen auf, zum Kranz für Deutschlands Scheitel, wenn iene welken im Herbst?

— Nicht wahr, Brüder, Euch pochts unter der linken Brust, da Ihr dies leset! Ihr fühlt dem Vaterlande einst werden zu können, was iene sind! Ihr wißt, daß ich zu Euch rede! Und über ein Kurzes, so wirds auch das Vaterland wissen.

Freund Salzmann begleitete mich in den Münster. Der Eindruk, den dies ehrwürdige alte Gebäude auf mich machte, ist unauslöschlich. Habe ich ie in meinem Leben gewünscht, die Architektonik studirt zu haben, so war es izt, um die Verhältnisse dieses merkwürdigen Denkmals deutscher Kunst berechnen und bewundern zu können.

Es war um Ostern, und in der Kirche ward eine herrliche Musik aufgeführt. Ich stand mitten in dem grossen Haufen, wo ich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Leidenschaften auf den Gesichtern und in den Stellungen des Volks wahrnehmen konnte. Ein grosser Theil desselben rannte, wie beschäftigt, auf und ab, und unterhielt sich im Gespräch; ein anderer stürzte plözlich auf die Knie nieder; um die Weihkessel war ein Gewühl, wie wenn die Wellen sich um den Felsen herdrängen; eine kleine Anzahl von Menschen hörte aufmerksam der Musik zu, und andere drükten durch ihre Geberden die feurigste Andacht aus. Neben mir kniete ein schönes Mädchen, dessen zärtlicher, zum Himmel emporgehabener Blik mich

tief in ihre reine Seele schauen ließ, wie man durch den krystallhellen Bach bis auf seinen Grund durchblikt; ich hätte sie wohl bitten mögen, mich in ihr Gebet einzuschliessen.

Ich bestieg den Münsterthurm. Es war helles, heitres Wetter; kein täuschendes Wölkchen verschloß den Horizont. Ich kletterte bis in die unzugänglichste Spizze hinauf, welches man ohne Gefahr wagen kann, wenn man nur für Schwindel so sicher ist, als ich es war. Da eine so grosse Menge von Fremden täglich den Münster besteigen, so sind die Wächter es müde geworden, ieden zu begleiten; sie thun weiter nichts, als daß sie die Thüren aufschliessen. Ich war also ganz allein, und stieg, in Gedanken verloren, immer höher. Als ich die höchste Spizze erklimmt hatte, ruhte ich aus. Das erste, was in diesem Augenblik in mir vorgieng, war das Bewußtseyn, auf der höchsten künstlichen Piramide unsers Welttheils zu stehen. Als ich mich völlig erholt hatte, und für den grossen Genuß, der meiner harrte, empfänglich war, stand ich auf, lehnte mich an einen Pfeiler, und überließ mich völlig allen Entzükkungen dieses seltenen Schauspiels. In welche grenzenlose Fernen mein Blik sich stürzte und verlor; mit welchem freudigen Erstaunen ich die fernen, fernen Schweizergebirge, gleich grauen Wolken, entdekte; wie prächtig der Anblik der voghesischen mit Schnee

beglänzten Berge die Aussicht verschloß; wie voll Leben die grosse Fläche war, in deren Mitte Strasburg, wie eine kleine Welt, lag; wie stolz der breite Rhein zwischen seinen städtebesäten Ufern hinfloß: — davon, und von allem, was ich sah, laßt mich schweigen.

Beim Heruntersteigen fiel ich einem Menschen in die Hände, der mich mit abgeschmakten Traditionen quälte. Er zeigte mir unter andern ein Horn vor, auf welchem noch izt alle Mitternacht zur Schmach der Juden geblasen werden soll, weil sie im Jahr 1349 durch dies Horn das Signal zu einer verabredeten Mordbrennerei haben geben wollen Die ganze Historia ist auch für Liebhaber gedrukt zu lesen.

* * *

Mein Aufenthalt in Strasburg ward mir, vorzüglich durch den freundschaftlichen Umgang des Herrn Salzmanns, sehr angenehm. Meine Tage flossen unter Lesen, Besuchen und lehrreichen Gesprächen hin. —

Obschon Strasburg unter die berühmtesten Städte unsers Welttheils gehört, so kann es doch keinen Anspruch auf Schönheit machen. Die meisten Gassen sind enge und krum, und die Häuser zum Theil, wie in Frankfurt und Hamburg, nach oben zu herausgebaut. Seit dem Jahr 1767 baut

man indessen nach einem bestimmten Plan, den der Architekt Blondel vorgeschrieben hat. Einige öffentliche Gebäude zeichnen sich vortheilhaft aus; hierunter gehört der prächtige erzbischöfliche Pallast, den der Kardinal Rohan 1741 hat erbauen lassen, und das Soldaten- und Bürgerspital, welches leztere wohl vorzüglich nüzlich ist. Die Einrichtung desselben ist allzubekannt, als daß ich etwas darüber sagen dürfte.

Unter die Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdienen, gehört auch die hiesige Universität. Sie zeichnet sich durch vieles Besondere sowohl von den deutschen als französischen Universitäten aus. Als die Stadt Strasburg schon die lutherische Religion angenommen hatte, stiftete Kaiser Maximilian der Zweite auf Ansuchen des Magistrats den 30 May 1566 eine Akademie, worinn die schönen Wissenschaften, die Philosophie, Theologie, das Recht und die Medizin gelehrt werden sollten. Um dieser Anstalt einen sichern Fond zu verschaffen, wurde in Vorschlag gebracht, die Güter und Einkünfte des katholischen Kapitels St. Thomas, welches schon von Protestanten besezt war, zur Unterhaltung der Akademie anzuweisen; und Erasmus, Bischof von Strasburg, gab seine Einwilligung dazu. Ferdinand der Zweite erhob die Akademie zu einer Universität, und schenkte ihr alle dahin gehörige Rechte und

Privilegien, welche hernach im westphälischen Frieden und zulezt durch die Kapitulation mit Frankreich bestätigt wurden.

Izt scheint sie — wenigstens in Vergleich gegen die protestantischen deutschen Universitäten — zu agonisiren. Viele Fächer, zum Beispiel das kameralistische, haben gar keine Professur; und das medizinische, welches Strasburg ehedem so sehr in Ruf brachte, hat seinen Glanz durch den Hintritt einiger grosser Männer verloren. Uibrigens ist sie die einzige Universität in Frankreich, welche einen Lehrstuhl für das Jus publicum hat. — Der Sittenverderb und die Gelegenheit zu Geldverschwendungen und Ausschweifungen ist hier grösser als irgendwo auf den deutschen Universitäten. Den Sommer hindurch werden fast gar keine Kollegia gelesen, weil die mehresten Professoren verreisen. — Ungeachtet dieser Mängel ist Strasburg noch immer der Sammelplaz vornehmer junger Herrn aus allen Ländern, denen es nicht sowohl um Gelehrsamkeit, als um guten Ton und Gelegenheit zur Erlernung der französischen Sprache zu thun ist.

Strasburg hat sehr viele und wohleingerichtete Buchläden. Man kann hier alle Produkte der deutschen Messen erhalten. Die französische Bequemlichkeit, daß die Bücher schon gebunden in den Buchläden verkauft werden, ist auch hier ein-

geführt, und sollte es billig auch in Deutschland seyn. Dies macht den Gelehrten weniger abhängig von den Launen eines beschäftigten Buchbinders, und gewährt dem Käufer das Vergnügen, das gekaufte Buch sogleich zu lesen, welches oft viel werth ist.

Die Zweige der Industrie, welche die Strasburger mit hervorstechendem Fleisse bearbeiten, sind vorzüglich alle Gold- und Silberarbeiten, deren man hier eine unendliche Menge sehen kann. Kutschen und Staatswagen werden von hier aus weit und breit verführt, sogar nach Paris. Die Tuchmanufakturen sind nicht völlig so wichtig; aber ein merkwürdiges Produkt der strasburger Industrie ist die konstantinopolitanische rothe Leinewand (linon, teint avec la cochenille), die man hier überaus schön verfertigt. Strasburg ist auch eine von den Städten des Königreiches, in welchen Münze geschlagen wird; ein Vorrecht, welches sie schon als deutsche Reichsstadt, und selbst eine Weile nach ihrer Einverleibung an Frankreich ausgeübt hat, obschon nie mit beträchtlichem Erfolg. Im Jahr 1694 ward hier eine königliche Münze angelegt.

Die merkwürdigste Epoche in der Geschichte von Strasburg ist ohne Zweifel die Verbindung dieser Stadt mit Frankreich. Izt, da die Strasburger ihren reichsstädtischen Freiheitssinn allmälig abzulegen beginnen, gestehen sie sich öffentlich die

grossen Vortheile, die ihnen diese Verbindung verschaft. Strasburg blieb seit iener Periode für Deutschland noch immer das, was es bisher gewesen war, und trat überdem mit Frankreich in eine so enge wechselseitige Vereinigung, als wirklich izt zur Zeit keine andere Stadt des Königreichs steht. Dies ist sehr leicht daher zu erklären, weil Strasburg eine ausserordentliche Konnexion mit Paris hat, welches mehr sagen will, als wenn sie mit zehn Provinzialstädten in Verbindung stünde. Paris ist der Mittelpunkt alles Reichthums und Uiberflusses, und dieienige Stadt, welche in den mehresten und engsten Verhältnissen mit Paris steht, muß auch natürlich am mehrsten dabei gewinnen. Uiberdem ist Strasburg die Thüre, die ins Königreich führt; alle Durchreisende, deren es hier zu allen Jahrszeiten eine ausserordentliche Menge giebt, und fast alle Waaren, die von Norden und Osten kommen, wählen diesen Paß. — So vortheilhaft Strasburg die Verbindung mit Frankreich ist, so wichtig ist im Gegentheil auch diese Stadt und die ganze Provinz dem Königreich, in mehr als einer Hinsicht. Die sanfte Behandlung zeigt deutlich genug, wie sehr der Hof dies einsieht. Der Elsaß trägt ein leichtes Joch, das aber wohl mit der Zeit lästiger werden dürfte.

In eben dem Maß, in welchem allmälig der deutsche Sinn und die lezten morschen Grundpfei-

ler der reichsstädtischen Verfassung sinken, nimmt der Geschmak an französischen Sitten und die Liebe gegen die herrschende Nation zu. Und hier kann ich einmal nicht in die Klagen der deutschen Biedermänner einstimmen, die den Verlust ihrer Deutschheit beweinen, und sich der einströmenden Gallomanie mit allen ihren Kräften widersezzen. Es ist nun einmal das Loos dieser Provinz, das Joch einer fremden Nation zu tragen, daher wärs Unsinn, es durch solcherlei Maßregeln noch beschwerlicher und verhaßter zu machen, als es ohnehin schon ist. Je geschwinder und vollkommner die Sitten, die Sprache, der Geist der französischen Nation auf die Elsasser übergehen wird, desto glüklicher werden sie seyn. Einer Veränderung, die unvermeidlich einmal eintreffen wird, muß man den Weg zu bahnen, und sich auf dieselbe vorzubereiten suchen.

Das ists denn auch, was die Elsasser, oder richtiger, die Strasburger, seit ungefähr zwanzig Jahren zu thun anfangen. Um iene Zeit dachte man zum erstenmal im Ernst daran, die alten deutschen Sitten und Gewohnheiten gegen französische auszutauschen, welches denn bis izt seinen guten Fortgang gehabt hat, wenn gleich einzelne steifsinnige Reichsbürger sich sträuben, und ihre Söhne und Töchter eher spanisch als französisch erziehen lassen; die Anzahl

dieser Leute nimmt aber von Tage zu Tage ab. So lang sie indessen noch existiren, gewährt der Kontrast zwischen der reichsbürgerlichen und französischen Galanterie die artigste Unterhaltung. Nichts ist lustiger, als eine wohlgeschnürte, in einen runden Reifrok gestekte, und nach der bekannten häslichen strasburger Art frisirte Dame am Arm eines, nach dem neuesten pariser Schnitt modulirten, Stuzzers einhergehen zu sehen.

Diese leztere sind, besonders unter dem männlichen Geschlecht, hier schon viel häufiger, als ich sie noch irgendwo angetroffen habe. Ich muß gestehen, daß ich, hundert Schritte von der deutschen Grenze, noch nicht so viele Thorheiten existent geglaubt hätte, als ich wirklich gefunden habe. Mir ists mehrmal begegnet, daß ich mein Fenster habe zuziehen müssen, weil die wohlriechenden Düfte, besonders an Sonn- und Feiertagen, meine Nase allzusehr in Kontribution sezten. Alte Männer, mit runder Perüke und greisem Haar, tragen die modigsten Kleider und stahlfarbne, grüne und rothe Strümpfe. Doch alles dies möchte noch hingehn; aber das ist unerträglich, wenn iunge Leute auf öffentlichen Spaziergängen mit der Brille auf der Nase herumwandeln, und den Fremden mit einem air hautain anatomiren, wovon sie das Original vermuthlich in irgend einer Antichambre zu Paris aufgefunden haben.

Dieser lächerliche Ton scheint vorzüglich den iungen Deutschen eigen zu seyn, die sich gerne nach den Parisern bilden wollen, und denn nicht allemal die besten Muster erwählen. Der ächte französische Ton ist ganz ein ander Ding, als diese iunge Herren sich einbilden; sein Hauptkarakter ist iene Urbanität, durch welche sich der Franzose bei allen Nationen so beliebt macht, und die e r vorzüglich den ehemaligen Bewohnern von Athen abgewonnen zu haben scheint. Dieser Karakter ist der beständigste; er verläugnet sich nie beim Manne von Erziehung, und selbst die geringeren Klassen des Volks haben ihn sich, mit mehr oder weniger glüklichem Erfolg zu Theil gemacht. Zum Beweise dieser lezztern Behauptung kann ich meinen Lesern ein artiges Beispiel aus meiner eignen Erfahrung erzählen.

Bei der Parade, die alle Tage in Strasburg gehalten wird, befand sich einsmals ein iunger Offizier zu Pferde, der sich ein unartiges Vergnügen daraus machte, alle Leute, die um ihn her standen, durch die Sprünge seines Pferdes in Schrekken zu sezzen. Ein feines iunges Mädchen mußte eben den Weg, und stand schon eine Weile furchtsam da, ohne daß sie es wagen mochte, hinter dem Pferde vorbei zu gehn. Schnell sprang ein gemeiner Soldat, der dies bemerkte, und bisher unter einem Haufen seiner Kameraden gestanden hatte, hervor, zog mit Ehrerbietung den Hut für dem Offizier ab,

bot dem Mädchen seinen Arm, und führte sie mit der verbindlichsten Manier von der Welt durch den bösen Paß.

Solche Beispiele ergözzen das Auge des Beobachters, und erwärmen sein Herz. Wer möchte wohl leugnen, daß dieser Soldat mehr gute Lebensart und bon Ton besizt, als die iungen Herren mit der Brille. Und diese Beispiele aus den niedern Klassen sind nicht selten. Man kann nicht umhin, die Franzosen dieses glüklichen Talents wegen zu beneiden, vorzüglich, wenn einem zu gleicher Zeit Beispiele von der Rusticität des deutschen Volksmannes in die Augen springen. — Ich war auf dem Paradeplaz zugegen, als der Grosherzog von Toskana die strasburgischen Regimenter in Augenschein nahm, und hatte, der starken Sonnenhizze wegen, meinen Hut aufgesezt. Als der Grosherzog mir nahe kam, sagte mir ein französischer Soldat mit der gefälligsten Mine: Monsieur, ôtez votre chapeau, s'il vous plait! In eben dem Augenblik schrie mir ein deutscher Soldat zu: thu' er den Hut herunter! — Dieser Ausdruk mochte in dem Munde des leztern vielleicht eben so höflich seyn, als das verbindliche s'il vous plait, das der Warnung mit einemmal alles Gebietende benahm, und die Handlung völlig willkührlich zu machen schien; aber — besser ist doch besser!

Die

* * *

Die besuchtesten Spazierpläze sind die Ruprechtsau, Broglio und Contades. Die strasburger schöne Welt liebt das Spazierengehen sehr; auch geht man hier noch zu Fusse. — Die Ruprechtsau ist eine Rheininsel, und verdient der vorzüglichste Sammelplaz der feinen Welt zu seyn. Die beiden Arme des Rheins, die sie umschliessen, und auf welchen hin und wieder Fahrzeuge schwimmen, die ländlichen Häuser auf der kleinen Insel, die stolzen italienischen Pappeln, mit denen sie bekränzt ist, die Menge wohlgekleideter Leute, die hier beständig zusammenfließt, die Aussicht auf die fernen Berge des Schwarzwaldes, die lebendige Landschaft umher, mit ihren breiten schattigen Alleen —— alles dies zusammen genommen, giebt ein schönes Schauspiel, dem auch der schwer zu befriedigende Wollüstling mehr als einmal mit Vergnügen zusieht.

Die vorzüglichsten Vergnügungen, ausser den Spazierpläzen, sind die Komedie und das Konzert. Es wird hier französische und deutsche Komedie gegeben; beide sind, so viel ich gehört habe, mittelmässig. Selbst gesehen habe ich sie nicht, weil mein Aufenthalt gerade in die Osterfesttage fiel. Einem sehr befriedigenden Concert spirituel

habe ich beigewohnt, wo mich hauptsächlich der freie, ungebundene und doch anständige Ton ergözte, der in der Gesellschaft herrschte.

So nüzlich die deutsche Sprache noch iedem ist, der hier leben will, so kann man doch immer sagen, daß die französische die herrschende ist; denn Jedermann spricht französisch, aber nicht alle sprechen deutsch. Uiberdem ist das, was man hier Deutsch nennt, ein abscheuliches Gemisch von alter schwäbischer und iziger reichsländischer und schweizerischer Mundart. Das Französische wird ziemlich rein gesprochen.

In der innern Einrichtung und dem Ameublement der Häuser verrathen die Strasburger im Ganzen mehr Geschmak, als in ihrer Kleidung.

In Strasburg, wie überhaupt in den Städten, die sich der deutschen Grenze nähern, liegen viele Regimenter, daher man hier sehr gut mit dem französischen Soldatenwesen bekannt werden kann. Die Regimenter, welche ich hier gesehen habe, sind gut gekleidet, und ziemlich exerzirt, wiewohl man kein preussisches oder russisches Exerzitium erwarten muß. Die Bewegungen sind leicht und natürlich, und überhaupt geht alles so ungenirt zu, als ob die Soldaten nur aus eignem guten Willen da wären. Indessen verräth sich der tändelnde Geist der Nation bei allen

ihren Einrichtungen; es giebt Regimenter, die nach Märschen aus komischen Opern marschiren; ich habe selbst eines derselben gesehn, welches nach dem chinesischen Marsch in der Oper: Panurge sur l'isle des laternes, von Gretry's Komposition — tanzte; denn marschiren kann ich das nicht nennen, weil die Soldaten wirklich eher liefen als giengen, wozu sie der Takt der Musik zwang. Eine, bei der russischen Arme ganz unbekannte und auch höchst überflüssige Bedienung findet hier statt; und das ist die des Regimentsfriseurs.

* * *

Den Tag vor meiner Abreise gieng ich mit meinem lieben Freund Salzmann in die Thomaskirche, wo ich eine angenehme halbe Stunde, in Bewunderung verloren, vor dem schönen Denkmal des grossen Marschalls von Sachsen zubrachte. Ob ich nun gleich nicht zur Zunft der Kenner gehöre, so wird mir doch ieder kaltblütige Mensch eingestehen, daß das Urtheil des Hofrath Schlosser ein wenig zu hart oder übereilt ist, wenn er das Monument, welches hundert und hundert Leute schön finden, unter denen es doch auch Männer von Kopf und Herzen giebt, so gerade zu verdammt, und es ein gutes Küchenstük nennt, weil der Künstler die überwundenen Feinde des Helden in symbolischen Vorstellungen um ihn her gruppirt. Ich würde mich warlich versucht fühlen,

mit einem namhaften Journalisten zu glauben, Herr Hofrath Schlosser habe das Grabmal nie selbst gesehen, und kenne es nur aus schlechten Kupferstichen, wenn mir Salzmann nicht das Gegentheil bezeugt hätte, der ihn selbst dahin begleitet hat. — Der so oft gerügte Fehler dieses schönen Werks, daß nämlich der Dekkel des Sarges nach der Seite des Marschalls zu geöfnet ist, und dieser also in den Sarg hineinspringen müßte, war auf keine Weise zu vermeiden. Man hätte also entweder die Idee verwerfen müssen, oder die Ausführung war unmöglich zu ändern. Dies fühlt man nicht eher recht lebhaft, als bis man selbst vor dem Monument steht, und alsdann bittet man auch dem grossen Genie, der sich dies erhabne Werk dachte und ausführte, die Sünde tausendmal ab. Man zeigte mir einen treflichen Kupferstich dieses Grabmals von Mechel in Basel; auch sind hier Medaillons käuflich, die auf einer Seite das Grabmal, ziemlich unähnlich, und auf der andern das Brustbild des Marschalls darstellen.

Ich reiste in Gesellschaft drei meiner Landsleute und Freunde von Strasburg nach Paris ab. Wir hatten einen strasburger Kutscher gemiethet, der uns für 16 Karolin in einem schönen, bequemen Wagen binnen acht Tagen nach Paris zu schaffen versprach. Mit diesen Bedingungen konnten wir zufrieden seyn, denn die Bequemlichkeit, die wir dabei hatten, war groß, wiewohl man den langen Aufenthalt auf der Reise davon abrechnen müßte. Unser Kutscher war ein ehrlicher Deutscher, und daher eben nicht sehr aufgeräumt oder gesprächig. Wenn er zuweilen guten Muths war, so pflegte er wohl auf den Fußtritt zur Seite des Wagens zu tretten, und uns vorläufig eine kleine Idee von Paris zu geben, wobei er iedoch immer ein wachsames Auge auf seine Pferde hatte, und seine Erzählung zuweilen durch ein ermunterndes „Allez!„ unterbrach. Uibrigens hatte er, ohne ein Wörtchen davon verlauten zu lassen, einen kürzern Nebenweg eingeschlagen, welches wir aber zu spät inne wurden. Ob er dies aus einem geheimen Hange zur Originalität gethan habe, und um gleichsam seinen eignen Gang zu gehen; oder ob seine grosse Abneigung gegen die königlichen Erlaubnißzettel daran Schuld gewesen, läßt sich nicht mit Gewisheit bestimmen, indem er stets über diese Materie ein bedeutungsvolles Stillschweigen zu beobachten pflegte.

* * *

Muzzig, Mittags um 11 Uhr.

Ich schreibe dies aus einem schönen elsassischen Marktflekken. Der Strassendamm ist bis hieher vortreflich, wiewohl ich keine Steine am Wege liegen sehe, und zu beiden Seiten dicht mit Bäumen bepflanzt. Rund umher liegen Dörfer und Weingärten dicht neben einander. Vor uns haben wir die schönen bebauten Berge des Wasgau.

* * *

Raon sur Plaine, Abends um 10.

Je weiter wir kamen, desto bergiger und waldiger ward die Gegend, die mir aber oft Ausbrüche des lebhaftesten Entzükkens abnöthigte. Nachmittags um 3 Uhr gelangten wir an den Fuß eines sehr hohen Berges, der als der Thorwächter des Eingangs ins voghesische Gebirg anzusehen ist, und in dessen Mitte ich izt in einem einsamen Thal die Nacht zubringe. Wir erstiegen diesen Berg zu Fuß mit einiger Mühe, wurden aber unendlich belohnt durch den herrlichen Anblik, den er uns gewährte. Er gehört nicht, wie weiland die Kreter, zu den faulen Bäuchen, sondern ist reichlich mit Dörfern besät, die sich zum Theil von den Eisenwerken nähren, die hier herum in grosser Menge sind. Wir giengen in eins derselben, wo wir die zufriednen Bewohner dieser Höhen bei armseliger

Kost und schwerer Arbeit fanden. Ein kleiner schöner schwarzer Junge fesselte meine Aufmerksamkeit; ich suchte ihn gesprächig zu machen, und es gelang mir so wohl, daß er mir vieles erzählte von seiner Mutter, und von seinem Schulmeister, und von den Fortschritten, die er im Buchstabiren mache. — Ich pries die guten Leute selig, da sie nur die dringendsten Bedürfnisse kannten, denn es schien mir, als wenn sie kaum so viel hätten, nur diese zu befriedigen. Ihr Herr, der Fürst von Salm, soll ein prächtiges Hotel zu Paris haben, das die Neugier aller Fremden reizt.

Wir stiegen den Berg weiter und weiter hinan. Ich war in tiefen Gedanken verloren. Meinem Geiste schwebten in wenig Minuten so mancherlei Begebenheiten vor, von denen diese Berge der Schauplaz gewesen waren. Helden und Eremiten hatten sie wechselsweise bezogen und verlassen. Wo sind die Spuren ihres Daseyns? fragt ich mich selbst. In Ruinen sind die Schlösser verfallen, die der Uibermuth und die Zaghaftigkeit der Räuber erbaute — und das Baumdach der Eremiten hat der Sturm weggeführt und zerrissen. Wie ganz ein anders Denkmal stiftet sich der Weise, der seinen Akker in stiller Zufriedenheit baut, und den Nachbar auch den seinigen bauen lehrt! der seinen Garten zur Pflanzschule macht für seine Brüder im Lande! Das that Düval hier — hier ist das Vaterland Düval's. Sei mir gegrüßt an deiner Grenze!

Ich ward dem Lande gut, ich segnete ieden Flekken, den mein Fuß betrat. — Uiber mir hiengen die Wolken, und lehnten sich an die Spizzen der Berge, unter mir dröhnten die Hämmer, neben mir rauschten die Wipfel, brauste der Waldstrom, der sich mit Ungestüm aus einer Felsenrizze hervordrängte, und in Schaum aufgelößt über das steinige Thal fortrollte.

Als wir die Spizze des Berges erstiegen hatten, sahen wir in grundloser Tiefe ein Dorf unter uns liegen. Um uns her wars Dämmerung, unten wars Nacht; hin und wieder sprühten Funken unter dem Hammer des Eisenarbeiters durch die Dunkelheit, wie Sternlein, auf. Wir stiegen schweigend den Felsen hinab.

Izt sizzen wir in frölicher Eintracht beisammen, und gukken nach der Spizze hinauf, die wir morgen werden erklettern müssen.

* * *

Raon sür Tape.

Wir fuhren früh von Raon sür Plaine weg, und hatten in wenig Stunden das Gebirg hinter uns. Als ich zum erstenmal wieder in die grosse Ebene schaute, fühlte ich, daß ich ein Sohn des flachen Landes bin. So tiefen Eindruk auch die grossen und erschütternden Bergszenen auf mich machen, so ist mirs doch immer dabei, wie einem, der bis an den Hals im Wasser stekt, und dem's Blut in den Kopf steigt; daher habe

ich in Berggegenden immer nur melankolische Empfindungen und Ideen. Sobald ich aber wieder in die Fläche komme, so scheint sich mein Herz mit dem Horizont zu erweitern; ich fühle mich so leicht, so froh, daß ich wohl manchmal eine Viertelweges tanze, statt zu gehen; gleichsam um mich recht zu überzeugen, daß ich wieder in der Ebne bin, denn auf den Bergen verbietet sich wohl das Tanzen.

Um Mittag kamen wir in diesem Flekken an, und kehrten bei einer herzlich guten alten Frau ein, die uns mit schöner Milch bewirthete. Zum Nachtisch erhielten wir lothringisch Brod oder vielmehr Pfefferkuchen die hier ein Gegenstand des Handels werden. Nach der Mahlzeit giengen wir in den Garten, wo wir uns mit anmuthigen Gesprächen ergözten, und lustig und guter Dinge waren. Hart an der Gartenmauer floß ein Bächlein vorbei, das uns in seinen kindischen tändelnden Wellen das Bild der lieben Sonne in tausendfachen Gestalten zurükwarf. Wir hatten uns über die Mauer gelehnt, und sahen ins Wasser. Das Wetter war so mild und warm, und wir so lechzend nach Erquikkung. Wie wärs, wenn wir ins Wasser sprängen? sagte Einer — und hurtig giengs über die Mauer weg, und in wenig Minuten waren wir im Wasser.

* * *

Ich mußte diese kleine Lust sehr theuer bezahlen. Ein starkes Flußfieber, von heftigen Zahnschmerzen

begleitet, war die Folge meiner unbesonnenen Handlung. Beide Uibel wurden durch die Beschwerlichkeiten der Reise doppelt empfindlich, und verschlossen mein Herz iedem sanften Gefühl, und meinen Kopf iedem ernsten Gedanken. Eine völlige Apathie gegen alles, was um mich her vorgieng, trat an die Stelle meiner Beobachtungslust, und so ward ich von Dorf zu Dorf, und von einer Stadt zur andern geschleppt, ohne daß mein Tagebuch um eine Zeile gewann. Meinen Lesern hier die Bruchstükke aufzutischen, die mein kranker Kopf hin und wieder gesammelt hatte, wäre Verlezzung der Achtung, die ich dem Publikum schuldig bin. Ich ersuche daher ieden lieben Leser, der den guten Willen hat, mich ferner auf meinen Wanderungen zu begleiten, bis zur Rükreise Gedult zu haben, wo die Orte alle in Notiz genommen werden sollen, von welchen izt mein Tagebuch schweigt.

* * *

Die lezte Nacht schliefen wir vier Lieues vor Paris in einem bequemen, wohleingerichteten Wirthshause, und kamen des andern Morgens früh in Paris an. Die Strasse war wider meine Erwartung sehr todt; aber kaum näherten wir uns der Barriere, als wir schon in ein entsezliches Gedränge kamen. Stinkende Mistwagen, fluchende Kärrner und blökkende Heerden von Vieh hatten einen Wall um das Thor gebildet, durch welchen wir uns nur mit Mühe hindurchdrängten.

Paris.

Kaum waren wir innerhalb der Barriere, als ein rothhariger Visitator unserm Kutscher mit einer schreklichen Stimme zurief, er sollte halten. Wir wurden sehr genau untersucht, und hatten unterdessen Zeit zu bemerken, daß man sich eines sehr bequemen Mittels bediente, um die grossen Heuwagen zu untersuchen; man stekte nemlich ein langes spizziges Eisen nur einigemal in das Heu hinein.

Izt waren wir abgefertigt, und konnten weiter. Aber wohin? daran hatte noch niemand gedacht, ob wir schon eine lange Liste von Hotels in der Tasche hatten. Unser Kutscher, der ehrliche Mann, rieth uns, in dem Wirthshause zu bleiben, wo er einkehren würde. „Es wohnen gar vornehme Leut drinn, sezte er hinzu, und alle Schwizer Kütscher fähren do inn.„ Ob es nun eben kein Trost für uns war, daß wir in das Hotel der Schwizer Kütscher einkehren sollten, so liessen wir ihn doch machen, und hoften bald Jemand zu finden, der uns in dieser Verlegenheit helfen würde.

Dies geschah denn auch. Kaum hatten wir den Fuß aus dem Wagen gesezt, als wir schon von einer Menge dienstbarer Geister umringt waren, die sich

Kommissionairs nannten, und uns ihre Dienste anboten. Wir gaben Einem derselben den Auftrag, im Hotel d'Angleterre nachzufragen, ob dort Plaz für uns wäre, und liessen's uns unterdessen gefallen, in der Gaststube ein Glas schlechten rothen Wein auszutrinken.

Unser Kommissionair kam mit der erwünschtesten Nachricht zurük; und besorgte uns sogleich ein paar Lastträger, die unser Gepäk nach dem benannten Hotel trugen. Wir folgten ihnen zu Fusse.

Da ich noch an Zahnschmerzen litt, so hatte ich gar keine Lust: mich umzusehen. Meine Augen waren mit Bewunderung auf die Füsse eines Stuzzers geheftet, der in weißseidenen Strümpfen äusserst sauber vor mir her durch den Koth tanzte. Friz, sagte ich zu mir selbst, wie viel fehlt dir noch zum Pariser. Diese Kunst wenigstens lernst du nie! —

Binnen einer halben Stunde waren wir völlig eingewohnt. Ich war in den peinlichsten Zustand versezt; folternde Schmerzen warfen mich aufs Bett; ich mußte meine gespannteste Erwartung betrogen finden. Doch diese unerträgliche Lage dauerte nicht länger, als zwei Tage. Am dritten fühlte ich mich schon im Stande, das Zimmer zu verlassen, und bald darauf war ich gänzlich von meinen Krankheiten befreit.

* * *

Das Hotel d'Angleterre hatte Table d'Hote. Es versammelten sich an derselben täglich einige Männer aus der Stadt; sie nahmen stets die vornehmsten Pläze zuerst ein, und sprachen viel von ihren häuslichen Geschäften, so daß ich manchmal wohl für Langerweile hätte gähnen mögen. Zuweilen brachte aber auch einer von ihnen, welcher der wizzigste zu seyn schien, einen allgemeinern Gegenstand auf die Bahn, als da war der feiste Mann, der sich zur selben Zeit für Geld sehen ließ, oder der grosse Fisch, den man in der Seine gefangen hatte. Alsdann ward das Gespräch laut, und man hörte mit Verwunderung, wie der Meinungen über den feisten Mann, oder über den Fisch fast so viele waren, als der Männer, die zur Tafel sassen.

Da lief mir denn oft die Galle über, und ich suchte, so bald als möglich, von der Tafel wegzukommen. Unser Wirth aber, der seinen Mahlzeiten das durch die Dauer zu ersezzen suchte, was ihnen an Speisen abgieng, pflegte immer zwischen ieder Schüssel und der folgenden eine ziemlich lange Pause zu beobachten, dergestalt, daß wir manchmal über zwo Stunden bei einer Mahlzeit zugebracht hatten, mit welcher ich in weniger denn einer Viertelstunde hätte fertig werden mögen. Uibrigens waren die Schüsseln so sparsam zugerichtet, daß ich selbst als-

dann, wenn ich bis auf die lezte Käserinde Stand gehalten hatte, noch immer mit einer kleinen Nachempfindung von Hunger die Tafel verließ.

Was mich am meisten vergnügte, und gewissermaßen für alle Unbequemlichkeiten schadlos hielt, war der Wetteifer, mit welchem die Herren Pariser schlukten. Da war kein Knöchlein, das Gnade vor ihren Augen fand, wenn sie's nur irgend auf ihren Mühlsteinen zermahlen konnten. Wer hätte sich erwehren mögen, dabei an Mercier's Karakteristik zu denken: Armés d'un machoir infatigable, ils devorent tout au premier signal — Hast auch wohl mal an einer Table d'Hote gegessen, guter Mercier!

* * *

In diesem Hotel habe ich gar keine Bekanntschaften gemacht. Die Leute, die ich dort sah, waren so verschlossen, so kalt, daß es Einem in ihrer Gesellschaft gar nicht wohl war. — Da wir im Quartier du Palais royal wohnten, so hatten wir die merkwürdigsten Dinge in der Nähe; deshalb waren wir selten oder nie zu Hause. Nach Verlauf der ersten Woche bezogen wir eine wohlfeilere und bequemere Wohnung im Hotel de Brunswic. Dies war ein wichtiger Schritt für die Vervollkommnung unserer Oekonomie. Allmählig lernten wir immer mehr Vortheile kennen, und damit wir

künftigen Reisenden die verdrüßliche Mühe erspa-
ren, auf unserm Wege, das heißt, durch Schaden,
klug zu werden, so haben wir Alles, die Oekonomie
eines Fremden in Paris betreffende, in Eine Rubrik
zusammengezogen, und diesen Skizzen einverleibt.

Im Hotel de Brunswic herrschte ganz ein an-
drer Ton. Gute, freundschaftliche Leute, mit denen
wir bald vertraut waren, und die uns, als Frem-
den, mit wahrer französischer Politesse überall zu-
vorkamen.

Unter die besten Menschen, die ich hier kennen
lernte, gehörten die Chevaliers Saint-Cristos
und de Malherbe; beides Leute von nicht gemei-
nem Kopfe und ausserordentlich viel Güte des Her-
zens. Ihr Umgang wäre mein edelster Zeitvertreib
geworden, wenn Beider Grundsäzze nicht allzusehr
nach dem herrschenden Ton der Hauptstadt modifi-
zirt gewesen wären. Sie waren Epikuräer in der
uneingeschränktesten Bedeutung des Worts.

Ein iunger Engländer von dreizehn Jahren,
den sein strafwürdiger Vater ohne Aussicht und
Rathgeber nach Paris gesandt hatte, um die fran-
zösische Sprache zu erlernen, lebte in der engsten
Bekanntschaft mit den beiden Chevaliers. Der iun-
ge, leidenschaftliche Mensch, der noch durchaus
keine Grundsäzze kannte, nahm unglüklicher Weise
das Beispiel seiner Freunde nicht für das, wofür

er es hätte nehmen sollen, für Warnung. Dies Beispiel, und sein Hang zur Wollust, und die gänzliche Ungebundenheit, in welcher er lebte, stürzten den unglüklichen Jüngling in einen Abgrund, aus welchem ihn höchst wahrscheinlich kein menschlicher Beistand zu retten vermag. Oft habe ich mit innigem Bedauren sein Schiksal überdacht, und Engel zu seinem Schuz herbeigerufen.

* * *

Empfehlungsbriefe nuzzen in einer grossen Stadt sehr wenig, wo täglich Fremde aus allen Ländern zusammenströmen. Dies wußt' ich, und deshalb hatte ich nicht geeilt, die meinigen zu übergeben. Es traf sie ein Schiksal, wie ich's vorhergesehen hatte. Nur Eine Empfehlung nuzte mir wirklich; Herr Pahin de la Blancherie * empfieng mich nicht nur sehr freundschaftlich, sondern gab sich auch alle ersinnliche Mühe, mir meinen Aufenthalt so lehrreich, als möglich, zu machen.

Aber bei dieser Empfehlung trafen Motive zusammen, die den meisten fehlen möchten. Wer Herrn de la Blancherie kennt, und Associé des Salon de correspondance ist, wird den Grund seines Betragens leicht enträthseln.

Eines

* Ein Mann, den meine Leser unten näher kennen lernen werden.

* * *

Eines Tages saß ich in einer gelehrten Versammlung neben einem kleinen grämlichen Männchen in schwarzseidnem Rok und Zipfelperükke. Es war dem Männchen um Gespräch zu thun; ich niese: Komplimente von seiner, Danksagungen von meiner Seite; und die Bekanntschaft war gemacht.

Ich lobte die gelehrten Anstalten, bezeigte Lust, näher mit ihnen bekannt zu werden, und sprach viel von dem hohen Grad der Kultur der Nation. Das schlug an. Das Männchen war Franzose, und ich hatte die schwache Seite des Franzosen getroffen. Er lud mich zu sich ein, und ich nahm die Einladung dankbarlichst an.

Mein neuer Freund nannte sich le Clerc, und war Arzt. In wenig Tagen war ich Ami de la maison. und durfte kommen und gehen, wann ich wollte.

Herr le Clerc hatte eine Tochter, die er bis ins zwölfte Jahr durchaus männlich hatte erziehen, und auch in Mannskleidern gehen lassen; eine Idee, auf welche er vermuthlich gerathen war, um das Mädchen desto besser gegen die tausendfachen Gefahren der Hauptstadt zu schüzzen, und ihr frühzeitig den Umgang mit Mannspersonen gleichgültig zu machen. Dieser Umstand machte dies vortrefliche Mädchen zu einem sonderbaren Geschöpf, in welchem die höchste

Fülle der Weiblichkeit mit den männlichsten stärksten Gesinnungen um die Oberhand stritten. Da sie das männliche Geschlecht und seine Schwächen kannte, so wußte sie sich in Gesellschaften auf eine so seltne Art zu behaupten, daß sie mir oft Bewunderung abgezwungen hat. Eine Mannsperson ohne Verdienst von Seiten des Verstandes oder Herzens war ihr die unerträglichste Kreatur, daher sie gegen einen solchen, sobald er ihr aufstieß, mit allen Waffen ihres Wizzes zu Felde zog. — Uibrigens trieb sie iede männliche Uibung oder Geschiklichkeit mit einer Leichtigkeit und einer Art, als ob sie nur dazu geboren wäre. Sie ritt sehr gut; und kannte die Theorie der Reitkunst; sie spielte die Violine, und zeichnete.

Ihr Lieblingsstudium war Philosophie, und besonders Psychologie. Sie las Englisch; Locke war ihr Rathgeber und Freund. Sie brachte ihn in Auszüge, übersezte ihn, studirte ihn. Den französischen Shakespeare wußte sie auswendig. So groß ihr Hang zur Schriftstellerei auch war, so hatte sie ihn doch noch bis dahin überwunden. Einzelne Aufsäzze von ihr stehen im Journal de Paris, wo sie ohne ihr Wissen und wider ihren Willen eingerükt sind.

Oft beklagte sie sich gegen mich über die Weichlichkeit und Schwäche ihrer Muttersprache. Elle est trop foible pour l'énergie de mon caractère, sagte sie dann, und bat mich, sie die deutsche Spra-

che zu lehren: Ich willigte mit Vergnügen in ihre Bitte, und sie machte wirklich einen kleinen Anfang.

Um das Gemälde dieser schönen Seele zu vollenden, sezze ich folgende Stelle aus einem ihrer Briefe an mich her, in welcher sie sich so kurz und so treffend karakterisirt, daß ich nichts weiter hinzuzusezzen weiß.

— J'ai des principes intacts, un peu de Philosophie et beaucoup de defauts, que la raison modère. Je n'ai point de vices, & si je me connais bien, j'ai au contraire quelques vertus, une grande franchise, de l'orgueil & une bonne tête. Me voilà.

Der Umgang mit diesem treflichen Geschöpf war die Würze meines Lebens in Paris. Es vergieng selten ein Tag, daß ich sie nicht sah. Da es vorzüglich mein Herz war, was sie an mir schäzte, so wachte sie mit der Sorgfalt einer Mutter und der Aengstlichkeit einer Geliebten über dasselbe. „Paris ist eine Klippe, an welcher schon so manche strenge Tugend gescheitert ist, sagte sie oft; man kann nie zu behutsam seyn.„ Ihre Wachsamkeit wurde mir nie lästig, selbst wenn sie mich auf eine verstekte Art auszukundschaften suchte. Ich kam ihr dann gerne zuvor, und gestand die Wahrheit. Und das war kein Verdienst; wer hätte im Angesicht des edlen, schuldlosen Engels lügen können, ohne für Schaam zu erglühen?

— Diese meine einfältige Erzählung bedarf keiner Auslegung. Freund Leser, kennt dein Herz edlere Gefühle, als die, wenn Hans mit Bärbeln im Grase spielt, so verstehst du mich — und für die Bökke zur Linken schrieb ich das nicht.

* * *

Mein Aufenthalt in der Hauptstadt ward mir von Tage zu Tage angenehmer. Der Zirkel meiner Bekanntschaften erweiterte sich allmälig so sehr, daß ich befürchten müßte, selbst den gutherzigsten meiner Leser zu ärgern, wenn ich ihn, ohne vorgängige Anfrage, in eine so grosse unbekannte Gesellschaft zu führen wagte. Zwei unter diesen Bekanntschaften wurden jedoch so wichtig für mich, daß ich sie hier nicht füglich übergehen kann. Herrn Berthemy, Tréforier du Duc de Noailles, habe ich den Zutritt zu den vorzüglichsten Freimaurerlogen in Paris zu danken, und Herr Abbe Tricot, Chapelain du Roi, membre du Musée &c. öfnete mir die schäzbarsten Quellen für die Befriedigung meines wissenschaftlichen Durstes. Dieser würdige Mann theilte mir seltne, merkwürdige Schriften mit, erleichterte mir den Eintritt in gelehrte Gesellschaften, verschafte mir interessante literarische Bekanntschaften, und machte sich auf die verbindlichste Weise anheischig, mein beständiger Korrespondent in Paris zu werden, so bald ich die Hauptstadt verlassen würde. Und er hat Wort gehalten!

* * *

Nach Verlauf von acht Wochen zog ich mich aus dem Mittelpunkt des Gewühls heraus, und wählte eine einsamere Gegend der Stadt, wo ich mit mehr Musse meinen Beobachtungen nachgehen konnte. Ich bezog das Hotel Dauphin, Rüe de Seine, wo ich weder zu weit abgelegen, noch auch im stärksten Gewühle wohnte. Mein Wirth, Herr Dürazot, war ein lieber freundschaftlicher Mann, und die Gesellschaft im Hotel die anständigste von der Welt. Sie bestand zum Theil aus Franzosen, unter welchen ich bald einen iungen Gelehrten lieb gewann, der sich Lambert nannte, und die Achtung iedes braven Mannes verdiente. Seine Liebe zur Philosophie, seine Wisbegierde, sein Hang zur Gründlichkeit, und sein von Vorurtheilen freier und für Wahrheit empfänglicher Geist zeichneten ihn bei der nachlässigsten Vergleichung sogleich von dem grossen Haufen seiner Landsleute aus. In seinem Umgang habe ich manche schöne Stunde verlebt, die ich mir noch izt mit Vergnügen zurükrufe. Da er, ausser seiner Litteratur und der alten, keine andere kannte, so mußte ich anfangs manches schiefe Urtheil von ihm hören, worüber wir zuweilen in sehr hizzigen Wortwechsel geriethen, der aber allemal mit einer brüderlichen Umarmung beschlossen ward. Am meisten waren wir über das Theater seiner Nation uneins, welches

er für das vollkommenste aller Nationen hielt; worinn ich ihm denn nur weniger, als in irgend einem andern Stük, nachgeben konnte. Zulezt brachte ich es doch dahin, daß mein Freund mirs auf Parole d'honneur glaubte, daß wir Deutsche auch eine ausgebildete Sprache, auch ein Theater, auch grosse Schauspieler und Dichter hätten. „Ich wills glauben, sagte er mir, und glaubs auch; aber sie werden mir erlauben, daß ich diesen Kezzerglauben für mich behalte; denn denken Sie Sich nur, wenn ich Proselyten zu machen suchte, wie würden die Orthodoxen aus der Akademie und in den Klubs mich anathematisiren, oder, was noch ärger ist, verlachen!„

Mein Freund kann für die französische Litteratur ein wichtiger Mann werden. Er hat mirs heilig versprochen, nach Deutschland zu kommen, die deutsche Sprache zu erlernen, den Geist und die Litteratur der Nation zu studiren, und alsdann seinen Landsleuten auf eine kräftige Art, durch Fakta und Gründe, das lächerliche Vorurtheil zu benehmen, das sie noch izt gegen eine der aufgeklärtesten Nationen des Erdbodens herumtragen, und welches ein fader Kopf dem andern seit fünfzig Jahren nachlispelt, ohne der Riesenschritte gewahr zu werden, die sein deutscher Nachbar seitdem gethan hat.

Hier unterbreche ich den Gang meiner Geschichte, um meinen Lesern die Bemerkungen über Paris vorzulegen, die ich, während meines Aufenthalts daselbst, zu sammeln Gelegenheit hatte. Sie bedürften keiner besondern Einleitung, wenn die Furcht, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden, mich nicht nöthigte, ein paar kleine Vorerinnerungen zu machen.

Meine Skizzen über die mannigfaltigen Gegenstände, die mir Paris darbot, sollen diese nicht erschöpfen, sollen kein Ganzes ausmachen, weder einzeln für sich, noch in Verbindung unter einander. Sie sind nichts mehr und nichts weniger, als Bruchstücke, die zur Ergänzung einer vollständigern Darstellung dienen könnten; doch wären sie auch selbst in diesem Falle mangelhaft, weil ich nie die Absicht hatte, zu ergänzen, was andere unvollständig gelassen haben. Ich bin überhaupt nie auf Beobachtungen ausgegangen, sondern erwartete ruhig, wie und wenn sie sich mir darbieten würden; und das konnte ich thun, denn ich hatte Zeit und Laune dazu. Diese Erklärung beugt also allen Fragen vor, die ungefähr darauf hinauslaufen: warum nicht mehr von diesem Gegenstande? warum gar nichts von ienem? warum so viel von einem dritten?

Vielleicht würde ich anders gesehen haben, wenn ich früher die Absicht gehabt hätte, meine Skizzen drukken zu lassen. Aber ich beobachtete für mich, und schreibe izt fürs Publikum. Ob dies dabei gewinnt, mag ein unintereſſirter Richter entscheiden; wenigstens hat meine Methode die Präsumtion für sich. Wenn man die Wahl hat, so kauft man gewis lieber das Haus, welches der Baumeister für sich, als das, welches er für den Käufer erbaute.

Bauart.

Paris, die zweite unter den Königsstädten unsers Welttheils, existirt immer noch, Merciers schwarzgallichtem Rathschlag und dessen zehnter Auflage zum Troz.

Diese ungeheure Steinmasse, die die Ufer der Seine bedekt, hat sich seit einem halben Jahrhundert über alles Verhältniß hinaus vergrössert, und wenn gleich der König nicht wie Mercier dachte, und seine gute Stadt Paris in Rauch aufgehen ließ, so fand ers doch gar zu sehr in chinesischem Geschmak, daß die Hauptstadt seines Königreichs die Ausdehnung einer Provinz haben sollte. Sie erhält auf seinen Befehl eine Mauer, die, ausser einer andern Bestimmung, auch die Grenzlinie bezeichnen soll, über welche hinaus keine Häuser mehr angebaut werden dürfen. Diese Mauer wird funfzehn Fuß hoch, und erhält sehr viele schöne Thore, die alle gleichförmig gebaut werden. Nach ihrer Vollendung wird die alte eiserne Barriere aufhören, die iezt innerhalb der neuen Grenzbestimmung liegt.

Man kann Paris mit Recht eine grosse prächtige Stadt nennen, aber das Beiwort schön verdient sie nicht. Die vielen engen und krummen Gassen, die häufigen Impasses, die übermässige

Höhe und schlechte Bauart der meisten Häuser sez-
zen der Verschönerung dieser Stadt unendliche
Hindernisse, welche nie ganz gehoben werden kön-
nen. Wenn man indessen nur früher einen regel-
mässigen bestimmten Plan entworfen hätte, so wür-
de izt schon mancher dieser Nachtheile wegfallen;
allein so sehr man auch seit Ludwig dem Vierzehn-
ten auf die Verschönerung der Hauptstadt bedacht
war, so hatten die Baulustigen doch keine andere
Vorschrift, als ihre Fantasie, daher denn die gröste
Unregelmässigkeit entstand. Unter der izigen Regie-
rung wurde dies endlich ein Gegenstand der Auf-
merksamkeit des Monarchen; es erschien unter
dem 10 April 1783 eine Declaration du roi,
concernant les alignemens & les ouvertures
de la capitale, deren Hauptpunkte folgende
sind.

1. Es darf keine neue Gasse mehr angelegt
werden, wenn nicht vorher lettres patentes des-
halb ergangen sind.

2. Diese neuen Gassen dürfen nicht weniger
als 30 Fuß Breite haben.

3. Alle schon bestehende Gassen, die weni-
ger als 30 Fuß Breite haben, sollen allmählig
bei Wiederaufbauung der Häuser breiter gemacht
werden.

4. Es sollen dem Greffe du Parlement und dem Bureau des Finances die Generalplane von Paris, und insbesondere die Plane der proiektirten Verbesserungen vorgelegt werden.

5. Die Eigenthümer sollen die zu diesen Planen erforderlichen Kosten tragen, nämlich in Verhältnis der Breite ihrer Häuser. Fünf Sols für die Toise, wenn es Häuser; drei Sols, wenn es Ringmauern; und die Hälfte, wenn die Plane schon gemacht und niedergelegt sind. Die öffentlichen Institute und die Hospitäler sind von diesen Taxen ausgenommen.

6. Höhe der Häuser, bestimmt:

in Gassen, die 30 F. Breite haben	—	60 F. in Stein.
= = = = = = =	—	48 = in Holz.
= = = 24 = 29 incl.	—	48 =
= allen andern Gassen	—	36 =

7. Alle Aus = und Vorgebäude, sowohl in Holz als in Stein, sind bei einer festgesezten Strafe verboten.

Eine andere gute Anstalt, die man unlängst zur Verschönerung von Paris getroffen hat, ist die Verordnung, daß die elenden Häuser auf den Brükken abgerissen werden sollen, die nicht nur die gute Aussicht verderbten, sondern auch sehr ungesund und gefährlich waren. Izt, da dieser allgemein geglaubte Wunsch des Publikums erfüllt

wird, hört man durchgehends darüber klagen. Selbst der beliebteste Schriftsteller des Augenbliks ergreift die Parthei der Unzufriedenen, und in Journal de Paris sind einige rührende Vorstellungen der veriagten Häuserbesizzer eingerükt. Sollte man vielleicht diesen armen Leuten, mit unerhörter Grausamkeit, ihren Verlust nicht ersezzen? —

Was vielen Häusern ein so übles Ansehen giebt, und die schönsten Strassen verunziert, sind vornämlich die Ringmauren, welche die Vorhöfe einschliessen. Man sieht von der Gasse kein Haus, sondern eine niedrige Mauer, mit einer häßlichen Porte cochère. Es ist wahr, man hat seine Ursachen, so zu bauen, aber diese Ursachen sind nicht dringend genug, einer Stadt ihre beste Zierde zu rauben. Das angeführte Edikt hat diesen Mißstand nicht gerügt, wiewohl er auch nicht sehr häufig ist, und sich immer mehr verliert. Die innere Einrichtung der Bürgerhäuser ist grossentheils äusserst häßlich. Dunkle, enge, steile Treppen mit eisernen Geländern, kleine, dunkle Vorzimmer, die gewöhnlich auch die Stelle der Küche vertretten, u. s. w. — Nur die Häuser, die von Holz oder Baksteinen erbaut sind, werden mit Kalk beworfen; die übrigen, die durchgehends von einem, in Isle de France sehr häufigem, Kreidestein erbaut sind, werden gar nicht angefärbt, daher sie in wenigen Jahren so alt und häßlich aussehen, daß

dies oft den Eindruk gar sehr mindert, den die prächtige Bauart macht.

Nur wenige Häuser haben noch eiserne Gegitter (Barrières) vor dem Hofe. Der Ursprung derselben ist folgender. Wenn ehedem die Prinzen von Geblüt und andere vornehme Herren, deren Gerichtsbarkeit sich damals sehr weit erstrekte, ihren Klienten Gericht sprechen wollten, so sezten sie sich in den Hof, und hinter diese Barrieren, damit sie für die Anfälle des unbändigen Pöbels gesichert waren. Izt ist es nur dem ältesten Marschall, dem Kanzler und dem Grossiegelbewahrer erlaubt, Barrieren vor ihren Höfen zu haben, und wenn ein solches Haus an einen andern Eigenthümer übergeht, so läßt dieser das Gegitter selten niederreissen, damit die Unwissenden etwa glauben möchten, einer der genannten drei Herren wohne in dem Hause. —

Eine genaue Beschreibung der merkwürdigen Gebäude gehört in die Topographie; überdem giebt es der topographischen Beschreibungen von Paris schon eine so überflüssige Menge, daß der Leser hier von dem Reisenden nichts erwartet. Einige kleine Anmerkungen über ein paar öffentliche Gebäude mögen also diesen Artikel beschliessen.

Unter dieser Rubrik steht das Louvre mit Recht oben an. Dies schöne Denkmal französischer

Art und Kunst * wird bald kein Denkmal mehr seyn. Noch nicht ganz vollendet, geht es mit starken Schritten seinem Untergange entgegen. An einigen Orten hat die zerstörende Zeit den ehemaligen Wohnsiz der Könige abgedekt, daß der Tag durchs offene Dach hereinfällt, und Sturm und Regen und Schlossen ihn zu ihrer Behausung machen. Das Parterr ist zum Theil zu Pferdeställen eingerichtet, weswegen man mit böotischer Unempfindlichkeit die Fenster zur Hälfte hat vermauern lassen. — Noch halten die Akademien ihre Sizzungen im Louvre, einige Mitglieder derselben wohnen daselbst, und die königliche Buchdrukerei ist in den untersten Gemächern.

Die meisten Kirchen und Kapellen, deren, troz ihrer übergrossen Menge, täglich mehrere erbaut werden, sind Wunder der Baukunst, und enthalten die kostbarsten Schäze der Natur und Kunst. Einige derselben haben sogar Bibliotheken. Ohne die Urtheile der Kunstverständigen zu Rath zu ziehen, erkenne ich nach meinem Gefühl die Kirche Notre Dame, dies ehrwürdige Uiberbleibsel gotischer Bauart, für die erste in Ansehung der Kühnheit und Grösse, und des Alterthums und der Ehrfurcht,

* Bekanntlich wurde der Grund zum Louvre vom Ritter Bernini gelegt; aber die Idee und der Plan der Ausführung kommt von Perrault, einem französischen Arzte.

die dies erhabne Gebäude einflößt. Nächst ihr hat die Kirche Saint Sulpice den stärksten Eindruk auf mich gemacht; ein vortrefliches Gebäude, das aber das Unglük hat, ein grosses, altes, häßliches Haus dicht vor sich zu haben. Wie ich höre, will man es niederreissen; und man wird wohl thun, denn ausserdem hätte man ein so schönes Meisterstük nicht an einem solchen Ort aufbauen sollen.

Das Palais de Justice — gemeinhin mit so viel Energie le Palais genannt — ist nach dem unglüklichen Brande von 1776 mit vergrösserter Pracht wieder hergestellt worden, und verdient in iedem Betracht eines der schönsten Gebäude von Paris genannt zu werden. Als ich die vielen Stuffen zur Hauptthüre hinanstieg, fühlte ich eine Art von Ehrfurcht sich bei mir einfinden, von der ich mir sogleich keine Rechenschaft geben konnte. Es waren vermischte dunkle Ideen von der Heiligkeit und Würde des Orts, die ohne Zweifel durch den feierlichprächtigen Anblik erregt waren. So gewiß und so groß ist die Macht der Baukunst über unser Herz!

Die weiten Hallen des Parterrs werden durch Kauf und Verkauf entheiligt. Hier ist ein beständiges Gewühl von Volk; auch haben eine Menge öffentlicher Abschreiber (écrivains publics) hier ihre Läden. —

Ein anderes herrliches Gebäude ist die neue Halle, oder der Ort, wo Korn und Mehl feil geboten wird, ein Gebäude, welches mit der höchsten Schönheit und Pracht zugleich den reellsten Nuzzen verbindet. Es ist erst seit wenigen Jahren vollendet, und verdient in iedem Betracht ein ächtpatriotisches Denkmal genennt zu werden. Die Form ist zirkelrund, und wird durch eine runde Kuppel gedekt, die mit Fenstern durchbrochen ist, welche der Länge nach von dem Mittelpunkt bis an die Peripherie der Kuppel gehen, und mit Eisendrath, wie mit Flor, überzogen sind. Die runde Mauer, welche die Kuppel trägt, und die Seitenwände des Gebäudes macht, hat keine Fenstern, welche auch ganz überflüssig wären, sondern ist von fünfzehn Arkaden durchbrochen, welche die Thüren bilden. Uiber der fünfzehnten Arkade ist Ludwigs des Fünfzehnten Büste in Basrelief.

Nur noch eines öffentlichen Gebäudes will ich erwähnen, und das ist die fürchterliche Bastille, ein Ort, der ehedem zur Aufbewahrung des königlichen Schazes diente, und izt als ein berüchtigtes Staatsgefängniß allenthalben bekannt ist. Seit wenigen Jahren ist dies Kastel, durch seine merkwürdigen Gefangenen, der anhaltende Gegenstand der Aufmerksamkeit von Europa geworden. Linguet, Beaumarchais, Cagliostro und der

Kardinal

Kardinal von Rohan haben diesen traurigen Aufenthalt aus eigner Erfahrung kennen gelernt. Die weitläuftigen Schriften, die das Publikum über dies berufene Schloß in Händen hat, überheben mich der Mühe, meine gesammelten Nachrichten über dasselbe hier mitzutheilen.

Das Aeussere dieser alten Festung, sagt Dülaure, könnte einem Künstler zum Modell dienen, der ein schönes Schreckniß zu malen hätte. Ehe ich diese Stelle gelesen hatte, sagte ich das auch, als ich die Bastille das erstemal sah.

Polizei.

Die Polizei von Paris, dies berufene Meisterstük des menschlichen Wizzes, ist ein Vorzug, den diese Hauptstadt vor allen grossen Städten Europens hat. Ob aber die wirklich bewundernswürdige Sicherheit und Ruhe, die dies künstliche Uhrwerk bewirkt, den grossen Aufopferungen das Gewicht hält, mit welchen man sie erkaufen muß, das ist eine andre Sache. Es ist immer noch ein Problem, das der Entscheidung würdig wäre, ob die Moralität, die häusliche Sicherheit und Freiheit, und das gegenseitige Vertrauen der Bürger dem Staat minder werth seyn dürfte, als die äussere Ordnung.

Diesen Gewissenszweifel bei Seite gesezt, ist es wirklich eine herrliche Sache um Sicherheit und Ruhe in einer Stadt, wie Paris. Die allzugrosse Ungleichheit der Stände und des Vermögens würde bei einem Haufen von mehr als 700,000 Menschen die schreklichsten Uibel erzeugen, wenn die Polizei nicht unaufhörlich damit beschäftigt wäre, dem fürchterlichen Koloß, Pöbel, die Waffen aus den Händen zu ringen, und den Nerv seines mächtigen Arms zu zerschneiden. Die Werkzeuge dieser politischen Operation sind die Mouchards und die Sentinelles; iene arbeiten heimlich, diese öffentlich an der Erhaltung der Sicherheit und Ruhe.

Die Spione sind der unentbehrlichste Theil der hiesigen Polizei. Ihre Erfindung stammt von dem P. Joseph her, der eine so grosse, wenn gleich verkannte, Rolle im Ministerium des Kardinals von Richelieu spielte, und die Benennung Mouchard, die man ihnen gewöhnlich giebt, haben sie von Sr. Magnifizenz, dem Herrn Mouchy, weiland Rektorn der Universität zu Paris, ererbt, welcher der Spion des Kardinals von Lothringen war. Diese verworfensten Geschöpfe des Staats sind auf keine Weise durch ihre Kleidung von andern Bürgern zu unterscheiden; daher sie sich den Zutritt in die besten Gesellschaften und in die geheimsten Verbindungen zu verschaffen wissen. Sogar arme Edelleute und Ludwigskreuze lassen sich zu diesem verhaßten und abscheulichen Geschäfte brauchen; aber die gefährlichsten Kreaturen aus dieser Klasse sind die öffentlichen Dirnen, die im Dienst der Polizei stehen. Es scheint vielleicht unbegreiflich, daß die Furcht für diese Geschöpfe nicht schon alles Zutrauen und alle Treue aus der Gesellschaft verbannt hat, und der gute Ton in Paris nicht schon in venezianische stumme Gravität ausgeartet ist; aber die hiesige Polizei trägt nicht die bleiche, fürchterliche Larve der venezianischen, und schwingt keine so blutige Geissel, auch macht sie nur von den wenigsten Nachrichten Gebrauch, die sie erhält. Uiberdem nimmt der lustige, muntere Sinn des Franzosen den traurigen Eindruk nicht gerne an, wiewohl dieser Ka=

rakter des Nationalgeistes bei den Parisern schon gar sehr erloschen ist. — Finster ist die Idee bei alledem doch immer, daß man selbst unter dem lustigsten, kurzweiligsten Völkchen unter der Sonne keine Fliege tödten kann, ohne daß die Polizei davon Notiz erhält, und — was noch viel ärger ist — daß die Verrätherei sich sogar unter die Gestalt der Freude verbirgt, um ihre wollustathmenden Küsse zu vergiften.

Das Haupt dieser fürchterlichen unsichtbaren Bande ist der Polizeilieutenant, dessen Amt, so wichtig und ehrenvoll es auch ist, ihm doch den Zutritt in gute Gesellschaften versagt, wo er sogleich alle Freude verbannen würde. Acht und vierzig Kommissärs haben die Unteraufsicht, und unter diesen steht der Guet, oder die Wache von Paris, die in zwei Kompagnien getheilt ist, von welchen die eine zu Pferd, und die andere zu Fuß dient. Sie ziehen in verschiedenen Haufen, Tag und Nacht langsam durch alle Gassen, und die Kompagnie zu Fuß stellt auch Sentinelles durch die ganze Stadt aus. Nicht nur alle Ekken der Gassen und alle öffentliche Plätze, sondern sogar die Tempel des Vergnügens sind mit Schildwachen besezt. Selbst in dem ersten Theater der Nation stehen sie im Parterr und in den Logen, wo sie die ohnehin schon äusserst gedrängt stehenden Zuschauer zwingen, die Hüte abzunehmen, um ent-

weder sich oder dem Nachbar die Kleider zu verderben; oder seinen Hut unter die Füsse tretten zu lassen.

Die überaus grosse Wachsamkeit der Polizei verhindert iede, auch die kleinste, Unordnung. Boileau's Gemälde hat alle Wahrheit verloren. Man kann bei Tage und bei Nacht mit völliger Sicherheit ausgehen, ohne den mindesten Anfall befürchten zu dürfen. Die Morne verräth kein nächtliches Unglük mehr, und die öffentlichen Blätter erzählen nur zuweilen die Geschichte eines Selbstmords. Während meines Aufenthalts zu Paris trugen sich nur zwei Vorfälle zu, die die öffentliche Ruhe störten, aber äusserst fein eingeleitet seyn mußten, weil man weder die Thäter, noch die nähern Umstände herausbringen konnte. Einem Vater ward nämlich im Palais royal seine Tochter von der Seite gestohlen — ein Vorfall, der in den Affisches unter der Rubrik Effets perdus angezeigt war — und ein Mensch ward zur Nachtzeit in einem der entferntesten Quartiere beraubt und ermordet.

In London würde das gröste Unheil daraus entstehen, wenn man die öffentliche Sicherheit und Ordnung durch Polizeisoldaten erhalten wollte; aber in Paris ist dies gewiß sehr heilsam und nothwendig. Die Wachsamkeit und Vorsicht der Polizei hat mir sehr oft die wahrhafteste Bewunderung abgezwungen.

Kein Zusammenlauf, kein Tumult wird izt mehr fürchterlich, und wenn dies ia noch zuweilen geschieht, so wird bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit die Vorsicht verdoppelt.*— Als der Abbe Miolet vor einiger Zeit im Luxembourg mit einem Luftschiff aufsteigen wollte, entstund ein fürchterlicher Tumult, weil der Aeronaut die Erwartung des Publikums von früh des Morgens bis gegen die Nacht zu getäuscht hatte. Die ungeheure Menschenmenge, die das Quartier du Luxembourg überströmte, war ausser allem Verhältniß gegen die Lebensmittel, die man nur irgend in diesem Theil der Stadt und aus den umliegenden Quartieren zusammenbringen konnte. Getäuschte Erwartung, Hunger und Müdigkeit empörten den grossen Haufen so sehr, daß er über den Luftball herfiel, und ihn zerriß. Der Abbe rettete sich mit genauer Noth, und hat sich seitdem nicht wieder unter seinem vorigen Namen in Paris sehen lassen. Dieser Vorfall hatte die Polizei aufmerksam gemacht, die bei der Luftfahrt des Abbe Tetů, der ich selbst beigewohnt habe, ihre Vorsicht verdoppelte, welches um so nöthiger war, da das Gerücht herumlief, es sei der Abbe Miolet, der unter einem andern Namen, durch einen zweiten Versuch, die Schande des erstern auslöschen wolle. Einige Stunden vor der bestimmten Zeit waren schon alle funfzig Schritte durch alle Gassen des Quartier du Luxembourg und der umliegenden Quartiere Sentinelles ausgestellt; die

Fußgänger durften sich nicht zu stark auf einem Plaz anhäufen, und die Wagen mußten im Schritt fahren. Die Auffahrt gieng glüklich von Statten; eine unzählige Menge Volks verbreitete sich durch alle Gassen, und vorzüglich auf den Ufern der Saine und in Fahrzeugen auf dem Fluß selbst, wodurch ein zweites so prächtiges Schauspiel gebildet wurde, daß ich selbst nicht wußte, welchem von beiden ich den Vorzug geben sollte.

Wenige Tage vor meiner Abreise trug sich indessen durch die Nachlässigkeit der Polizei eins der schreklichsten Schauspiele zu, das meine Sele noch mit Entsezzen füllt, und welches meine hohe Meinung von der Pariser Polizei ziemlich herunter gestimmt hat. Die Veranlassung zu diesem ausserordentlichen Schauspiel, das für den menschlichen Beobachter so viel grausames Interesse hatte, war — ein alltäglicher Vorfall zu Paris, eine Hinrichtung. Zwei unglükliche Menschen, es war ein Ehepaar, durch die äusserste Noth zu einem abscheulichen Verbrechen, zur falschen Münzerei gebracht, söhnten ihre Mitbürger und die Gesezze durch den Tod mit sich aus.

Eine unzählbare Menge Volks hatte sich auf dem Gerichtsplaz, rue de l'arbre sec, versammelt, der aber bei weitem zu klein war, die ungeheure Anzahl

zu fassen. Ich erhielt vor 24 Sols einen Plaz im dritten Stok eines nahgelegenen Hauses. Der erste Anblik aus dem Fenster desselben war einzig. Mehr als zehntausend Menschen auf einen kleinen Plaz zusammengedrängt, in ewiger Bewegung; ihr Murmeln wie ein fernes Donnerwetter, die leiseste Bewegung dieses ungeheuren Ganzen ein Toben. Der Plaz war der Mittelpunkt von vier Gassen, die sich hier durchschnitten; so weit das Auge in dieselben hineinzublikken vermochte, Kopf an Kopf. Ein ziemlich heftiger Plazregen gab Gelegenheit zu einem neuen befremdenden Schauspiel. Der ganze ungeheure Hause war mit einemmal unter Dach gebracht; eine unzählige Menge Regenschirme von allerlei Farben bedekte die Köpfe. Zu meinem Befremden sah ich weit mehr Hauben als Hüte; die Pariserinnen lieben das grausame Schauspiel so sehr, daß sie weder das erstikkende Gedränge, noch den Koth, noch den Regen scheuen. Sogar schwangere Weiber laufen herzu. Als der unglükliche D e s r u e s gerädert wurde, befand sich ein Weib unter der Menge, das während der Exekution gebar.

Wenn ich nicht schon so sehr von der Schädlichkeit der Todesstrafe überzeugt gewesen wäre, so hätte ich hier Gelegenheit gehabt, es zu werden. Die ganze fürchterliche Zeremonie machte nicht den mindesten Eindruk. Selbst unter dem Galgen wurden

die frechsten, ehrlosesten Dinge vorgenommen, und fast bei ieder Exekution werden einige Taschendiebe arretirt. Der Pöbel war nicht nur lustiger und muthwilliger, als ich ihn ie bei öffentlichen Gelegenheiten gesehen hatte, sondern iede Idee von Schrekken oder Infamie war so weit bei demselben verschwunden, daß einige Buben sogar auf die Leiter des Galgens stiegen.

Bisher hatte ich noch immer erwartet, daß die Polizeisoldaten herbeikommen, und wenigstens einen freien Plaz um die Galgen erhalten würden, aber izt fieng ich an, mich über den gänzlichen Mangel aller Anstalten zu wundern, und da der Zulauf des Volks immer grösser ward, und dies sich immer mehr um und unter die Galgen zusammendrängte, hatte ich Ursache, in der That Unglük zu befürchten. Als endlich die armen Sünder ankamen, suchte die Garde de la Monnoye, die zu Pferde war, Plaz zu machen. Izt geschah, was ich befürchtet hatte. Da man vorher das Volk nicht abgehalten hatte, sich hinzuzudrängen, so stand es izt um die Galgen so dicht, und der übrige Haufe hatte sich so entsezlich vergrössert, daß es völlig unmöglich war, Plaz zu machen. Man kann durchaus keine Idee von einem solchen Gedränge haben, wenn man nie ein solches Schauspiel in einer grossen und sehr volkreichen Stadt gesehen hat; man muß sich daher nur erinnern, daß

es ein Hause von vielen Tausenden ist, wo die leich-
teste Bewegung der Aussenstehenden die in der Mitte
des Haufens zu Tode pressen kann. Um die Wahr-
heit dessen, was ich sage, zu bestätigen, und der
Einbildungskraft meiner Leser zu Hülfe zu kommen,
darf ich sie nur an das Unglük erinnern, welches
sich bei der Vermälung des izigen Königs, als
Dauphin, ereignete, und welches den Mehresten schon
aus den Zeitungen bekannt seyn wird. Es ward bei
iener Veranlassung ein Feuerwerk auf dem Plaz Lud-
wigs des Funfzehnten gegeben, wobei sich eine sehr
grosse Menge Menschen eingefunden hatte. Durch ein
unglükliches Ungefähr geräth mit einemmal ein gros-
ser Hause in Bewegung, und will durch eine breite
Gasse vom Plazze wegziehn; und durch eine noch un-
glüklichere Zusammenkunft von Umständen will ein
anderer eben so grosser Hause durch eben die Gasse
nach dem Plaz hin. Beide Partheien begegnen sich,
es entsteht ein entsezliches Gedränge, eine grosse An-
zahl Kutschen gerathen hinein, Menschen werden zer-
tretten, Pferde todtgestochen, und die erstaunliche
Wirkung dieses unglüklichen Zufalls war so erschrek-
lich, daß mehr als sechshundert Menschen dabei das
Leben verloren.

Auch das heutige Schauspiel war abscheulich
genug, und empörte mich um so mehr, da es blos
durch die Unachtsamkeit der Polizei bewirkt worden
war. Die Garde fluchte, schimpfte; der Pöbel ward

zur Erde niedergestürzt, überritten, zertretten, zerquetscht, und was nicht zertretten wurde, kam in ein so schrekliches Gedränge, daß es mehr als einem Unglüklichen das Leben gekostet haben mag. Uiberall hörte man das Geschrei und Gewinsel der Leidenden, das sich in die Flüche der Garden mischte.

Die Delinquenten kamen auf einem Karren herbeigefahren, auf welchem, ausser den Henkersknechten, auch zwei Priester sassen. Die erstern waren völlig als Stuzzer gekleidet; ein Uibelstand, den schon Mercier gerügt hat. Menschen, die sich zu so einem verhaßten und abscheulichen Geschöpfe brauchen lassen, sollten billig durch ihre Kleidung von allen übrigen Bürgern ausgezeichnet seyn. Der Henker, welcher die Exekution übernahm, war so ungeschikt, daß er die arme Frau acht Minuten marterte, ehe sie die Leiter besteigen konnte. Während dieser Zeit gewann sie ihre Besinnung wieder, die sie schon verloren hatte. Als man ihr den Strik um den Hals legte, verschob sich ihre Haube ein wenig, und die unglükliche Frau hatte in der stärksten Todesangst noch Koketterie genug, sie mit ihren eigenen Händen in Ordnung zu bringen. Man schleppte sie die Leiter hinan, und der Vorhang fiel! Wenige Augenblikke nachher beschloß auch der Gatte sein Leben. — Die entselten Körper blieben zwei Stunden am Galgen hängen, während welcher Zeit der Zulauf

sich eher vermehrte als verminderte. Die abscheuliche Behandlung ward abermals wiederholt, obschon sie izt ganz unnöthig war. Der vornehmste Henker, ein Mensch, der 18000 Livres Gehalt, ein schönes Hotel und Tafelmusik hat, wollte sich hier in seiner ganzen Grösse zeigen. Er nahm selbst ein Gewehr zur Hand, und schlug auf die armen Leute los, die am nächsten um ihn her standen. — Nie fühlte ichs lebhafter, daß ich ein Herz und einen Arm hatte, aber — ich war nicht in London!

Diese tragische und empörende Szene hatte einen daurenden Eindruk auf meine Seele gemacht. Unerachtet während meiner Anwesenheit noch mehrere Hinrichtungen vor sich giengen, so hatte ich doch nicht mehr das Herz, ihnen beizuwohnen. Nur die öffentliche Bestrafung der la Motte, als eine der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich während meines Daseyns in Paris zutrugen, zog mich abermals zum Richtplaz hin. Und wen hätte sie nicht hingezogen, da das Interesse, das die berühmte Halsbandsgeschichte einflößte, so allgemein war, und bei der Beendigung des Prozesses so lebhaft wieder aufwachte. Paris ward schon müde, länger von der Geschichte zu schwazen; man sehnte sich schon nach neuen Gegenständen, und der Memoires wurden endlich so viele, daß man nicht Zeit genug hatte, sie alle zu lesen. In dieser Lethargie lag der ganze

Prozeß, als das Parlament Befehl vom Könige erhielt, die Sache zu beendigen. Nun ward alles wieder rege, und die Erwartung eines Jeden gespannt. Zwei Tage vor der Entscheidung glaubte ganz Paris das Urtheil zu wissen: Jeder erzählte es dem Andern, und die Gerüchte waren so ziemlich einstimmig; alle kamen darinn überein, daß der Kardinal seiner Ehrenämter werde verlustig erklärt werden. Den folgenden Tag gegen Abend erschien die Consultation des Parlaments, und war auf allen Kaffehäusern in Abschrift zu lesen. Ihr Inhalt stimmte in den Hauptpunkten mit dem Arret überein, welches den dritten Tag erschien, und den ganzen Prozeß beendigte. Als das Arret von der Treppe des Palais de Justice publizirt wurde, riefen einige aus dem Volk: Vive le Cardinal! aber ihr, vermuthlich erkaufter, Eifer fand keine Anhänger. Der Kardinal verließ noch denselben Abend in einer Sänfte die Bastille, und wenige Tage darauf auch Paris, noch ehe der Ausspruch des Königs über ihn allgemein bekannt wurde. Dieser Ausspruch des Monarchen war kein Eingrif in die Entscheidung des Parlaments, wie man hin und wieder glaubt; dies hatte nur über die Halsbandsgeschichte geurtheilt; izt richtete der König in seiner eigenen Sache über die Beeinträchtigung seiner Ehre, als Gemahl und als König. — Die Vollziehung des Urtheils der Dame la Motte sollte, vermuthlich um sie zu schonen, in aller Stille

abgethan werden; man kündigte sie daher einige Tage früher an, als sie wirklich vor sich gehen sollte, und nahm sie eines Morgens früh um 7 Uhr vor. Allein das Geschrei, die Lästerungen, und das wütende Benehmen der Delinquentin lokten bald eine unzählige Menge Menschen hinzu. Von Schmerzen, Wuth und Raserei ausser sich ward sie abgeführt, und bald hernach in ein Hospital gebracht, wo sie einige Tage durch krank lag. —

Ich kehre zu meinem Hauptgegenstande, der Gassenpolizei, zurük. Diese verdient immer, troz der angeführten Nachlässigkeiten, vortreflich genannt zu werden. Allein dies Lob bedarf noch einer Einschränkung; die Wachsamkeit der Polizei scheint sich gleichsam nur über die niedern Klassen des Volks zu erstrekken, von denen man auch freilich immer das Meiste zu befürchten hat. Aber wider die Insolenzen und Gewaltthätigkeiten der Grossen giebt es keinen Schuz. Bei dem gänzlichen Mangel aller Anstalten für die Fußgänger ist es dennoch erlaubt, auf die wildeste Art durch die Gassen zu iagen; eine Vergünstigung, deren sich die Kabriolets nur allzusehr zu Nuzze machen. Ein Fußgänger hat es in der That sehr übel: keine Trottoirs an den Seiten, keine Aufmerksamkeit der Fahrenden auf die unter dem stärksten Gedräng durch den tiefen Koth wadenden Fußgänger. Da die Wagen

an zehn Orten auf einmal rasseln, und die Kutscher sich kaum die Mühe nehmen ein Gare! auszurufen, so muß man äusserst aufmerksam seyn, um nicht zertretten oder übersahren zu werden. Da es in Paris sehr oft regnet, so werden die grossen Gassen fast nie trokken; die übermässige Höhe der Häuser verhindert, daß die Sonne sie troknen, und das beständige Gewühl, daß die Polizei sie, so oft es nöthig wäre, reinigen lassen kann. Abends ist der Fußgänger vollends übel daran. Alsdann rollen die Wagen am stärksten, die Laternen sind bei weitem nicht in hinlänglicher Menge, welches man schon daraus ersehen könnte, weil die einzige Oxfordstrasse in London mehr Lampen haben soll, als ganz Paris, wenn dies nicht eine Uibertreibung ist; aber noch weit ärgerlicher, als dieser Mangel, ist die einer Königstadt höchstunanständige Sparsamkeit, nach welcher die Laternen zur Zeit des Vollmonds gar nicht erleuchtet werden. Wo indessen das Pflaster aufgerissen ist, sind Lampen auf die Steinhaufen gesezt. Der Mangel der Laternen wird in den grossen Gassen einigermaßen durch die Erleuchtung der Läden ersezt, welche fast durchgehends den untersten Stok der Häuser einnehmen. Eine sonderbare Art von Illumination geben die gefärbten papiernen Laternen ab, welche die Obstverkäufer auf die Fruchtkörbe sezzen, und über den Rükken ihrer Esel hängen. —

Die Wachsamkeit der Polizei erstrekt sich über iede offenbare Gewalt, und so weit kann man denn auch so ziemlich sicher und unbekümmert seyn; aber wider List und Betrug vermag die Polizei nicht zu schüzzen, wiewohl auch hier schon trefliche Anstalten vorhanden sind, von denen ich weiter unten Gelegenheit haben werde zu reden. Jemehr der menschliche Geist in die Enge getrieben wird, desto erfindsamer ist er, sich Schlupfwinkel auszusinnen. Man hat ganze Bücher voll von listigen Betrügereien, die hier verübt sind, und das ist sicherlich noch nicht der tausendste Theil, denn wie wenige werden nach allen ihren Umständen bekannt. Da einem Fremden sehr viel daran gelegen ist, die Kriteria dieser Rotte zu kennen, so empfehle ich, durch eigne Erfahrung von ihrem Nuzzen überzeugt, die Lesung solcher Werke. Die Note zeigt deren ein Paar an*. Und meinen übrigen Lesern zu Gefallen, die vielleicht nie das grosse Theater dieser listigen Betrüger besuchen möchten, erzähl' ich einige Beispiele, von welchen sie auf den Geist der ganzen unsichtbaren Bande schliessen können.

Kleiderverkäufer nehen die Westen an den Rok an, um das Hinterfutter derselben zu sparen;

* Les astuces de Paris. Paris, 3 Tom. Folies parisiennes. Hambourg, 2 Tom. Anecdotes & folies. Paris, 1 Tom.

Pferdehändler färben ihre Pferde und sezzen ihnen einen Sattel voll Stacheln auf den Rükken, um sie beim Proberitt muthiger zu machen. Obsthändler malen das Obst an ; man braut Burgunder und Champagner, ohne einen Tropfen gekeltert zu haben ; abgestandene Fische werden in eine Lauge getaucht, um ihnen den Gestank zu benehmen. Alte Invaliden postiren sich in entlegene Gassen, und bieten dem Unerfahrenen mit furchtsamen heimlichen Geberden etwas zu Kauf an, um den Verdacht zu erregen, als ob es kostbare gestohlne Sachen wären. Spizbuben springen plözlich vor Jemanden hin, und raffen ein Pretiosum vor seinen Füssen auf, das sie aus Ehrlichkeit, und um den Gewinn zu theilen, an eben den Mann für eine Kleinigkeit abtretten. Man eilt voll Freuden nach Hause, und findet Kupfer statt Gold, und Glas statt Edelsteinen.

Solche Vorfälle tragen sich alle Tage zu. Die Polizei kann sie nicht hindern, so wenig, als die Taschendiebereien, die eben so häufig sind. Das einzige, was ihr zu thun übrig bleibt, ist dies, daß sie nach geschehener Anzeige durch ihre Spione den Thäter ausfindig zu machen sucht, welches ihr auch grossentheils gelingt. Es versteht sich, daß der Diebstahl oder Betrug wichtig genug seyn muß, weil es sonst der Kosten nicht verlohnen würde, die der Angeber auf ieden Fall zu tragen verbunden ist. Ich

könnte beinah unglaubliche Beispiele von der ausserordentlichen Geschiklichkeit der Spione erzählen, wenn mich dies nicht zu weit von meinem Zwek abführen, und meinen Bemerkungen den Anstrich einer Anekdotensammlung geben würde.

Ich komme izt zu den öffentlichen Anstalten für die Bequemlichkeit des Publikums. Eine grosse und reiche Stadt kann deren unendlich viele haben, welche minder grosse und volkreiche Städte entbehren müssen, und Paris hat deren gewis mehr als irgend eine. Da die Kenntniß derselben nicht nur angenehm, sondern dem Fremden, der die Hauptstadt besucht, wirklich unentbehrlich ist, so will ich einige der wichtigsten Institute, oder die sich auf das Lokale von Paris beziehen, hier anzeigen.

Unter die angenehmsten und nüzlichsten Anstalten dieser Hauptstadt gehören unstreitig die Lesekabinette, cabinets, bureaux literaires, oder die Häuser, wo man alle neu herausgekommene Schriften, Pamphlets, Brochüren, Journale und Zeitungen lesen kann. Man abonnirt entweder für ein halbes Jahr, oder man zahlt für die Stunde, die man bei der Lesung in einem solchen Kabinette zugebracht hat, zwei Sols. Ich werde weiter unten noch einmal Gelegenheit haben, von diesen Instituten, in einer andern Rüksicht, zu sprechen.

In den vornehmsten Strassen und an den besuchtesten Plässen giebt es Ecrivains publics, welche für Geld allerlei Aufsäzze verfertigen, abschreiben und übersezzen, Rechnung führen, u. s. w.

Das Bureau royal de correspondance nationale & étrangère, rue neuve S. Augustin, ist autorisirt die Besorgung von Kommissionen, Gelder und Rentenempfang, Kauf und Verkauf u. s. w. zu übernehmen, und steht unter Vergennes und dem Polizeilieutenant. Es ward erst im Jahr 1780 durch ein Arrêt du Conseil errichtet.

Das Bureau de sureté, hotel du Lieutenant de Police, an welches man sich gestohlner Sachen wegen wendet.

Das Bureau des voitures des environs de Paris, gleich hinter der Comédie françoise. Man zalt 15 Sols für die Lieue, und diese Wagen gehen bis 15 Meilen von Paris.

Das Bureau des voitures royales, um nach Versailles zu fahren. Man kann zu ieder Stunde dahin. Der Plaz ist rechter Hand des Pont royal, gegenüber den Thuilerien.

Das Bureau pour le transport des ballots, paquets, meubles, effets & mar-

chandises pour l'intérieur de Paris. Fremde, die nicht wissen, wohin sie ihre Sachen adressiren sollen, können sie nur an Herrn Vauleger Duvalon, Directeur du Bureau pour le transport &c. rue du Mail, senden, der sie bis zu ihrer Ankunft aufbewahrt.

Die Fiacres. Hier hätte ich Gelegenheit, viele fromme Wünsche zu thun. Der Kerl sizt selten auf dem Kutscherbok, sondern steht gewöhnlich hinter demselben, da man denn, weil er durchgehends ein sehr zerlumptes Kleid trägt, oft anstössige Nuditäten zu sehen bekömmt. Der Siz im Wagen ist sehr hart, oft so schief, daß man ganz und gar nicht darauf sizzen kann; statt der Fenstern hat ein Fiacre Bretter. Die Pferde könnten lebende Subiekte für die Knochenlehre abgeben; sie sind gewöhnlich mit Wunden bedekt. Auch werden sie nie ausgespannt, sondern bleiben Tag und Nacht vor dem Wagen und auf der Gasse stehen. Selten erhalten sie eine Handvoll Heu oder Haber. Weh dem, der eine beträchtliche Streke zu fahren hat! — Die neuen oder sogenannten englischen Fiacres sind etwas besser; aber ihrer giebt es nur wenige. Die Carosses de remise werden auf den ganzen Tag gemiethet, und sind sehr schön, wiewohl etwas theuer.

Die Portechaisen und Vinaigretten. Erstere werden von Menschen getragen, und diese, die man auch Brouettes nennt, gezogen. Einer Brouette muß eben so gut ausgewichen werden, als der prächtigsten Karosse. Dies seltsame Fuhrwerk ist gar nicht verachtet; ich habe darinn Parlamentsadvokaten ins Palais fahren gesehen.

Die Träger, Porte-faix, welche Waaren und Sachen von einem Ort zum andern transportiren. Ich verweise meine Leser auf Merciers Kapitel über diese Leute, welches gar artige Bemerkungen enthält.

Die Wasserträger, welche das gereinigte Seinewasser in ganz eigenen Maschinen herumtragen und feil bieten. Die Maschine liegt auf dem Rükken des Kerls, und hat zwei Schnäbel, aus welchen das Wasser herausfließt.

Die Porte-falots, eine Gattung Leute, welche Jeden, der es verlangt, für eine bestimmte Taxe bei Nacht begleiten. Sie haben stets eine Laterne und einen dikken Stok bei sich.

Die Chambres garnies. Sie sind höchst unentbehrlich, entsprechen aber nicht der vollkommenen Einrichtung, die man ihnen so leicht geben könnte. Ihre Abstuffungen sind, wie die Verschiedenheit der Preise, unendlich. Durchgehends theuer.

Die kleine Post von Paris. Ein bekanntes und nach Verdienst gepriesenes Institut des Herrn Chamousset.

Die Marchands tailleurs und Marchands frippiers, bei welchen man sich in wenigen Minuten modig und auf das prächtigste kleiden kann. Die berühmtesten sind die im Palais royal.

Die Decroteurs. Mercier hat diese Leute und ihren Esprit de corps sehr interessant gezeichnet.

Es giebt unzählig viele Bureaux, die für alles sorgen, was man in einer ordentlichen Wirthschaft nöthig hat. Ein sehr wohlthätiges Institut, das in diese Klasse gehört, ist das Bureau, welches Ammen verschafft. Man schikt die Kinder gemeiniglich aufs Land, wo sie während der ersten Jahre erzogen werden.

Unter die nüzlichsten Anstalten gehören die Bäder. Der Preis ihres Gebrauchs steigt von 1 auf 6 Livres. Sie sind wie kleine Häuser auf platten Fahrzeugen erbaut, und liegen am Ufer der Seine. Vor denselben ist gewöhnlich ein Zelt aufgespannt, wo man sich so lange aufhält, bis ein Kabinet leer ist. Die eine Hälfte des Badehauses besteht aus Bädern für die Mannspersonen, und die andere für Frauen-

zimmer. So lange die Kabinette alle besezt sind, vertreibt man sich die Zeit mit Lesen. Die Damen bringen gewöhnlich ihre Schooßhündchen mit, und kommen in Gefolge ihrer Kammermädchen. Einige Badehäuser haben auch Zelte, wo man Erfrischungen haben kann. In dem Innern der Bäder herrscht Reinlichkeit und Ordnung. Jedes Kabinet hat eine grosse blecherne Wanne, einen Stuhl, einen Tisch und ein paar Pantoffeln. Wenn man hineintritt, läßt der Aufwärter das unreine Wasser ablaufen, und wäscht die Wanne mit einem Schwamm rein aus. Alsdann wird man allein gelassen, und die Thüre zugeschlossen. Uiber der Wanne sind zwei Röhren, die man, wenn man in derselben sizt, sehr bequem öfnen kann; eine giebt warmes, und die andere kaltes Wasser. Nach dem Bade kann man in ein Zimmer voll Wohlgerüchen gehen, oder eine Suppe geniessen, oder sich zu Bette legen. — Ausser diesen giebt es auch russische Dampfbäder, und Pläzze zum Baden im Fluß, die mit Balken abgestekt, und mit Segeltuch umspannt sind.

Um Unordnungen zu verhüten, stehen bei iedem Badehause Sentinelles; überdem sind die Kabinette mit Aufschriften versehen, die iedem Mißverstand vorbeugen. Jemand hatte ein Badehaus für Damen erbaut, und wollte anzeigen, daß es in demselben Gelegenheit für einzelne Personen und mehrere in

Gesellschaft gäbe; er ließ daher über die Thüre desselben sezzen: Bains des Dames publiques particulières.

Die ausserordentliche Grösse von Paris verursacht, daß die am weitesten von der Seine entlegenen Quartiere grossen Mangel an Wasser leiden; ein Umstand, dem man durch eine Maschine abzuhelfen gesucht hat, die die erste ihrer Art in Frankreich ist, ob sie gleich schon lange in England bekannt und genuzt war. Dies ist eine Pumpe, welche durch Wasserdämpfe in Bewegung gesezt wird, und das Seinewasser in vier grosse Reservoirs auf einer Anhöhe leitet, von welchen es durch Kanäle und Röhren in die Stadt geleitet wird. Die H. H. Perriers, Gebrüder, sind die Erbauer dieser Maschine, welche gewöhnlich la Pompe à feu genannt wird. Sie treibt in vier und zwanzig Stunden 48,000 Eimer in die Höhe. Wer von dieser Pumpe mit Wasser versorgt seyn will, muß abonniren; für einen Eimer Wasser täglich, zahlt man jährlich 50 Livres, und so nach Verhältniß. In alle Gassen, wo man abonnirt hat, sind Röhren geleitet, welche bei Feuersgefahren das Wasser unentgeldlich hergeben, und mit der Aufschrift: Secours pour les incendies, bezeichnet sind. Seit 1784 hat die Polizei verschiedene Röhren gekauft, um zu gewissen Zeiten Wasser durch die Gassen strömen zu lassen, wodurch die Reinlichkeit

und Gesundheit so sehr befördert wird. Zu bedauren ists, daß man die Maschine auf einer Stelle erbaut hat *, wo sie so weit von der Stadt entfernt, und die Seine schon die ganze Stadt durchlaufen, und von all dem unsäglichen Unrath geschwängert ist. Aber in der Gegend, wo sie izt steht, haben die Grossen ihre Gärten, und auf die rechnete man, beim Uiberschlag der Kosten, vorzüglich.

Die Brükken, welche über die Seine gehen, sind für die Kommunikation dieser Hauptstadt nicht hinlänglich; man hat daher auf den besuchtesten Quais Büreaux errichtet, die beständig Kähne zur Uiberfahrt unterhalten. Die Lage meines Hotels gab mir Gelegenheit, in den lezten Wochen meines Aufenthalts mich täglich mehrmal dieser Bequemlichkeit zu bedienen; welche, mit allen Umständen, die sie begleiten, ein angenehmes Vergnügen wird. – Im Jahr 1783 brachte Jemand einen Kahn in Vorschlag, der, statt der Ruder, auf eine weit leichtere Art und weit schneller durch Umdrehung einer Walze fortgetrieben werden konnte, an welcher ausserhalb des Fahrzeuges Räder mit Flügeln angebracht waren. Weswegen man sich diese Erfindung nicht zu Nuzze macht, habe ich nicht erfahren können.

* Beim Dorf Chaillot.

Um Nachrichten zur Wissenschaft des Publikums gelangen zu lassen, giebt es unzählig viele Mittel. Die hauptsächlichste Niederlage aller gemeinnüzzigen Anzeigen sind die beiden Intelligenzblätter von Paris, das Journal de Paris und die petites Affiches. Beide, und vorzüglich das erstere, sind von so ausgebreitetem Interesse, daß man sie nicht nur in allen Städten Frankreichs, sondern sogar in Deutschland und selbst in Rußland, liest. Eine genauere Anzeige ihres Inhalts dürfte daher um so weniger überflüssig seyn.

Die Rubriken des Journal de Paris sind folgende: 1. Lever et coucher du soleil et de la lune. — 2. Rapport du vrai tems au tems moyen. — 3. Hauteur de la rivière. — 4. Reverbêres; nämlich ob? und wenn? sie angezündet werden. — 5. Observations météorologiques d'hier; in drei Zeitpunkten des Tages: um 7 Uhr Morgens, Mittags und um 5 Uhr Abends. Barometer, Thermometer, Wind und Witterung. — 6. Belles lettres; gewöhnlich ein Gedicht, aus der Provinz eingesandt. Bisweilen Rhapsodie eines entzükten Parisers an eine Aktrize. — 7. Economie; Auszüge, Vorschläge, Anzeigen. — 8 Varieté; zu deutsch: Mischmasch. — 9. Livres divers; Anzeigen, zuweilen im Flötendoch öfter im Posaunenton. — 10. Musique; zu-

weilen kommt noch der Artikel Gravures hinzu. — 11. Concert. — 12. Spectacles. — 13. Payemens de l'hôtel-de-ville de Paris. — 14. Bourse d'hier. — 15. Cours de change d'hier. — 16. Morts. Der 17te Artikel ist zuweilen Bienfaisance.

Die Affiches, die auch den Tittel Annonces et avis divers, ou Journal général de France führen, haben folgende Rubriken: 1. Biens seigneriaux à vendre. — 2. Biens en rôture à vendre ou à louer. — 3. Maisons ou emplacemens à vendre. — 4. Maisons ou appartemens à louer. — 5. Charges, offices ou rentes à vendre; man muß Avocat au Parlement seyn, ehe man eine iuristische — und Curé, ehe man eine geistliche Bedienung kaufen darf. Aber dies hindert, dies schwächt nicht einmal den Mißbrauch. Denn ausserdem, daß es auch Schleifwege giebt, zu ienen ersten Bedienungen zu gelangen, so kann man ein sehr brauchbarer Avocat au Parlement oder Curé seyn, ohne das Mindeste von den Pflichten eines Secretaire du Roi, oder Bischofs zu wissen, und endlich, wo bleibt denn der verdienstvolle Mann ohne Geld? Militairchargen werden nur bei den fünf deutschen Regimentern verkauft. — Und diesen entsezlichen Mißbrauch, der den Genius des Jahrhunderts zur Schamröthe zwingt, machen die Franzosen noch

durch öffentliche Blätter kund! — 6. Vente des meubles & effets. — 7. Vente des chevaux & voitures. — 8. Effets perdus, ou trouvés. — 9. Annonces particulières. — 10. Démandes. — 11. Avis divers. — 12. Enterrements. — 13. Spectacles; es werden nur immer die Stükke angezeigt, aber nicht die Personen und Schauspieler. — 14. Payemens des rentes du l'hôtel-de-ville de Paris. — 15. Cours des changes étrangers à 60 jours de date. — 16. Cours des effets royaux. — Uibrigens sorgen die Herrn le Noir und du Crosne dafür, daß keine Spåschen in diese Anzeigen kommen, wie wohl iezuweilen in den londner geschieht.

Ausser diesen Intelligenzblättern giebt es noch eine unzählige Menge politischer und literarischer Zeitungen, mit deren Lesung man ia keine Zeit verlieren muß, weil man in neun offentlichen Blättern eben dasselbe wieder findet, was man schon in dem zehnten ausführlicher gelesen hatte. Die vornehmste politische Zeitung von Paris, Gazette générale de France, steht gänzlich unter den Eingebungen des Ministeriums, und ist daher nur in gewissen Artikeln von bewärther Glaubwürdigkeit. Ausserdem hat sie den Vorzug eins der ältesten Institute dieser Art zu seyn. Ihre Entstehung hat sie einem Arzt, Namens Renaudot, zu danken, welcher, um seine Kran-

ken aufzuheitern, sorgfältig alle Neuigkeiten sammelte, deren er habhaft werden konnte. Im Jahr 1632 erhielt er das Privilegium, öffentliche Blätter drukken zu lassen, in welchen alle neuen und merkwürdigen Vorfälle der politischen Welt gesammelt seyn sollten. Nach Herrn von Saint-Foix sollen schon lange vorher ähnliche Blätter zu Venedig erschienen seyn, die ihren Namen, Gazetta, von der kleinen Münze erhielten, für welche sie verkauft wurden.

Wenn gleich die angeführten Intelligenzblätter das grosse Magazin sind, wo alle Anzeigen gesammelt werden, so giebt es doch ausserdem noch unendlich viele einzelne Ankündigungen, Fragen, u. s. w die auf besondere Zettel gedrukt, und in besuchten Strassen und auf öffentlichen Pläzzen an die Häuser geklebt werden, daher manches Haus bis an die Fenster des ersten Stoks überall mit gedrukten Zetteln beklebt ist. Die Schauspielhäuser sind die Orte, wo alle Affiches aus der ganzen Stadt zusammenströmen, daher auch nicht nur die Mauren, sondern auch die Pfeiler und Zierrathen damit bedekt sind.

Man bedient sich bei diesen Anzeigen aller ersinnlichen Mittel, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu reizen. Daher wird gewöhnlich die Prämie, oder die Belohnung, oder der Gewinn oben an mit Buchstaben gedrukt, die man nach Ruthen und Schuhen ausmessen könnte, und das Heer von Bedingungen mit kleiner elzevirischer Schrift kommt

demüthig nachgeschlichen. Ein Fremder, der zum erstenmal das Pflaster von Paris betritt, geräth in Verwunderung, wenn er bei iedem Schritte die sehr leserlichen Worte: un louis à gagner! erblikt; er überzählt am Ende der Gasse die Summen, die in derselben ausgeboten werden, und schämt sich beinah, dem Decroteur, der ihm die Schuhe puzte, einen Sol anzubieten.

Auch die königlichen Befehle und Verordnungen werden an die Mauern geklebt. Sie tragen sämmtlich die simple Uiberschrift: DE PAR LE ROI. Wie sehr sticht diese lakonische Kürze mit den prunkvollen Länderverzeichnissen mancher Fürsten ab, zu welchen sie oft eben so viel Recht haben, als der Grosmogul zu dem seinigen, wenn er sich Onkel der Sonne und Vetter des Mondes nennt. — Diese Gewohnheit gab einst zu einem lustigen Epigraph Gelegenheit, als der König eine Kapelle schliessen ließ, die wegen ihrer wunderthätigen Heiligen berühmt war. Den folgenden Tag fand man über die Thüre dieser Kapelle folgendes Reimlein:

De par le Roi, defense à Dieu;
De faire miracle en ce lieu.

Unter allen obrigkeitlichen Verordnungen zeichnen sich die Edits du Parlement durch ihre Länge und Weitschweifigkeit aus. Die kürzesten unter denselben

haben wenigstens vier und zwanzig Artikel, welche einen Morgen Landes bedekken könnten. Man bleibt einen Augenblik voll Verwunderung stehen, bewundert die Weisheit des Parlaments, und geht weiter. Sobald ein Arrêt du Parlement publizirt wird, tragen es auch die Kolporteurs zum Verkauf herum; aber das Arret, wodurch der Halsbandsprozeß entschieden wurde, ward weder gedrukt, noch zum Verkauf ausgeboten.

An allen besuchten Orten, vorzüglich aber am Pont neuf, stehen Kerle, die einen ganzen Sak voll Affiches bei sich haben, und iedem Vorübergehenden einige in die Hand stekken; durch diesen Weg erfährt man oft sehr interessante Nachrichten. Handwerker, Künstler, Gastgeber, u. a. pflegen sich auf diese Art dem Publikum bekannt zu machen. Zur Probe will ich hier einen solchen Zettel einrükken, der meinen Lesern deswegen gewis willkommen seyn wird, weil er die Ankündigung einer Erfindung enthält, von welcher vor einigen Monaten sehr viel in Paris gesprochen wurde.

NOUVEL AVIS

fur le Scaphandre ou le bateau de l'homme.

Cette invention ſi utile & ſi néceſſaire aux navigateurs, s'exécute, à Paris, avec la plus grande préciſion, par le Sr. HIRAULT,

Quai des Augustins, à l'hôtel d'Auvergne, pour la somme de soixante et quinze livres, y compris le Pantalon. Si on y joint le bonnet à Provisions, ce sera six livres de plus.

Cet ouvrier pour les Scaphandres est le seul jusqu'à présent, qui ait suivi bien rigoureusement les leçon de l'auteur, M. DE LA CHAPELLE, Censeur royal, qui a fait le traité de sa construction.

A PARIS.

Auch Aerzte, oder vielmehr Marktschreier, empfehlen sich auf diese Art, und kündigen ihre Arkane an. Man muß sich wohl hüten, von diesen Nachrichten Gebrauch zu machen, wenn sie nicht die Approbation der königlichen medizinischen Societät haben, welche beordert ist, dergleichen Mittel zu untersuchen, und nur den unschädlichen ihr Siegel zu ertheilen. Daher ist es nicht genug, daß unter einer solchen Ankündigung die Erlaubniß des Polizeilieutenants stehe, sondern es muß die besondere Billigung der medizinischen Societät dabei befindlich seyn.

Kein Zettel, auch der gleichgültigste nicht, darf gedrukt werden, ehe der Polizeilieutenant seine Erlaubniß dazu gegeben hat. Oft stehen sogar mehrere Namen unter einer solchen Ankündigung, und diese Vorsicht giebt zuweilen mit dem unbedeutenden Inhalt

halt den lustigsten Kontrast. Man lese folgende Affiche, ohne zu lachen!

AVIS.

M. SARRASIN, Quai de Conti, rue de Nervers, tient Magazin de Souliers et de Bottes.

LE NOIR.

SAUVIGNY, lu & approuvé.

CASTEL, vû, permis d'imprimer.

Die Kolporteurs, welche das Recht haben, Loose der königlichen Loterie zu verkaufen, tragen ein metallenes Zeichen am Knopfloch, und bieten ihre gefährliche Waare gewöhnlich auf eine sehr scherzhafte Art zum Verkauf aus. Wenn Jemand ein Loos gewonnen hat, kann er sicher seyn, eine Stunde hernach Trommelschläger und Pfeifer vor seiner Thüre zu sehen. — Man hat nicht unterlassen, die Geldbegierde und das Verlangen nach schnellem, glänzendem Glük, welches natürlich in einer grossen üppigen Stadt sehr allgemein seyn muß, zu benuzzen, um den armen Parisern ihre Louis oder Sols — das gilt einerlei — aus der Tasche zu lokken. Es giebt drei Loterien in Paris; was ihr Daseyn entschuldigt, ist die Verwendung der Einkünfte von zwo derselben zum Besten des Findelhauses. Die Ziehung wird durch das skrupulöse Verfahren interessant, welches ieden Betrug unmöglich macht. Man verspielt hier loterie-

mässig Häuser, Gärten, Kunstwerke, u. s. w. aber das wird sich wohl Niemand vorstellen, daß man auch Ehemänner und Mädchen verspielt.

Vor einigen Jahren starb ein armer, ehrlicher Mann, und hinterließ eine Wittwe mit drei Töchtern in äusserst dürftigen Umständen. Ohne Hülfe, ohne Aussichten war diese unglükliche Familie dem Hungertode nahe, als die Frau eines Loterieverkäufers, eine Freundinn vom Hause, und übrigens ein intrigantes, listiges Geschöpf, auf den originalsten Einfall gerieth, die besagte arme Familie zu retten, und sich zu gleicher Zeit einen ansehnlichen Vortheil zu verschaffen. Hier ist die Ankündigung ihres Proiekts, so wie es wirklich gedrukt herumlief.

„Madame ** hat drei Töchter; die Aelteste, eine schöne Rose, die schon so manchem Kenner geheime Seufzer entlokt hat, steht izt in dem glüklichen Zeitpunkt des Vergnügens und der Liebe. Sie soll das grosse Loos einer Loterie werden, welche den Namen, Loterie von Cythere, führen wird. Diese besteht aus fünfhundert Billets, welche zu einem Louis und vier und zwanzig Sols für die Mühwalterinn, käuflich sind. Jedes Billet ist mit einer Vignette geziert, die den Sohn der Liebesgöttinn vorstellt, wie er mit einer Hand eine Rose pflükt, und mit der Andern zwo Blüthen wässert. Der Tag der Verlosung soll angekündigt werden, so bald alle Billets vertheilt sind, und ieder Interessent soll Zeuge von der

Unpartheilichkeit der Ziehung seyn. Das schöne Geschöpf, das der Gegenstand aller Wünsche ist, wird auf einem Thron zwischen beiden Schwestern sizzen, von welchen die iüngste ziehen soll. Bei Erscheinung des gewinnenden Looses wird eine liebliche Musik ertönen, und die Mutter selbst ihre Tochter dem beglükten Sterblichen in die Arme führen. — Die andern beiden Schwestern sollen, bis sie das fünfzehnte Jahr erreicht haben, eine anständige und sorgfältige Erziehung geniessen, und alsdann auf die eben beschriebene Art verloost werden, wobei dieienigen Interessenten, welche diesmal leer ausgehen, das Vorrecht des Einkaufs haben.„

Die Tugend und mütterliche Liebe der ehrlichen Frau ** ward bald durch die glänzende Hofnung eines grossen Glüks besiegt; sie willigte ein, die Lotterie kam zu Stande, und ihre drei Töchter glänzen izt unter den Phrynen der ersten Klasse.

Ein ähnlicher Vorfall trug sich kurz nachher zu. Es erschien im Journal de Paris ein Vorschlag von einem iungen Menschen, der von guter Herkunft, aber sehr arm war. Dieser wollte sich loteriemässig an heirathslustige Mädchen verspielen. Er verlangte 50,000 Billets, iedes zu 6 Livres; er selbst, ein Mann mit 300,000 Livres, war das gewinnende Loos. Auf den Fall, daß er dem Mädchen des Schiksals, oder sie ihm nicht gefiele, wollte er ihr die Hälfte der Summe abtretten, wogegen sie dem Recht auf ihn

entsagen müßte. — Dieser seltsame Vorschlag war so artig ausgeschmükt, daß er allgemeinen Beifall erhielt; ob er aber ausgeführt worden ist, habe ich nicht erfahren können. —

Ich wende mich izt zu einem Gegenstande, der die Menschheit so sehr interessirt, und so sehr in eine moralische Karakteristik der Hauptstadt paßt, daß ich ihn nicht ohne Vorwurf übergehen könnte, wenn ich auch die Schwäche meiner Bemerkungen vorschüzte. Und dies sind die Anstalten für die leidende und kranke Menschheit, deren es in Paris so viele und so vortrefliche giebt.

Unterdessen daß der Eine Theil dieser prächtigen Hauptstadt in der ungemessensten Verschwendung lebt, müssen die andere drei Theile derselben durch schwere Arbeit ein kümmerliches Leben zu fristen suchen, ungewiß, ob sie den folgenden Tag ihre dringendsten Bedürfnisse werden befriedigen können. Diese Unglüklichen kriechen, wie Insekten, um die Thürschwellen der Reichen, und um die Säulen der Palläste herum, wo alles das Gepräge des Wohllebens trägt, um den empörendsten Kontrast für das Auge des menschlichen Beobachters zu bilden.

Diese zahllose, zum Elend verdammte Menschenklasse füllt aus ihrem Mittel die milden Stiftungen,

die Hospitäler und die Armenhäuser, die in grosser wiewol noch nicht hinlänglicher Anzahl vorhanden sind. Statt dem Uibel zuvorzukommen, und den Keim seiner künftigen Existenz zu vernichten; statt für hinlängliche Beschäftigung, für schnelle und gleichmässige Zirkulation des Geldes zu sorgen, statt die Auflagen auf die ersten Bedürfnisse des Lebens herunter zu sezzen, und Monopolia aufzuheben; statt der, über alles Verhältniß hinausgehenden Menschenmenge der Hauptstadt Grenzen zu sezzen — baut man lieber Hospitäler und Armenhäuser, um das Elend, welchem eine üble Staatswirthschaft und falsche Grundsäzze der Politik zur Existenz verholfen haben, in dieselben aufzunehmen *. Trosts genug für den Kosmopoliten, wenn er auch nur die Absicht auf die beste und vollkommenste Art erreicht sähe; was muß aber sein Herz fühlen, wenn er bei manchen dieser Institute den Zwek gänzlich verfehlt, Habsucht am Steuerruder, und Protektion statt der Stimme des Elends gelten sieht!

Dies hat schon so manchen Patrioten veranlaßt, die Klagen, die man sich nur ins Ohr winselte, vor

* König Franz der Erste sagte, als er bei einem neuerbauten Hospital vorübergieng, und auf sein Befragen erfuhr, daß es einer seiner Minister gebaut hätte: „das hat er gethan, um die Leute darinn aufzunehmen, die er arm gemacht hat.„

den Thron des Monarchen zu bringen. Unter den deshalb erschienenen Schriften ist das Mémoire sur la néceſſité de conſtruire un nouvel Hôtel-Dieu, welches im Jahr 1776 erschien, und dem Könige vorgelegt wurde, eine der ersten und wichtigsten, daher es auch ungemein viel Sensation erregte, und verschiedene Brochüren für und wider dasselbe erzeugte. Gewisse Leute, welche ihre Vortheile bei der izigen Einrichtung haben mochten, liessen sichs angelegen seyn, die Gründe ienes Memoirs so scheinbar, als möglich, zu widerlegen, welches endlich einen Federkrieg erregte, über den vermuthlich die erste Absicht vergessen wurde. Die Data, die das Memoire angiebt, sind stark. Der Verfasser zeigt durch eine genaue Berechnung von mehreren Jahren, daß in dem Hotel-Dieu zu Paris iährlich nach Verhältniß viertehalbtausend Menschen mehr sterben, als in dem zu Lyon; ein Verlust für den Staat, der der größten Aufmerksamkeit des Monarchen werth ist. Eben dies Memoire schildert die schreklichen Folgen, welche die izige Lage des Hotel-Dieu für die Einwohner von Paris haben muß. Es liegt mitten in der bebautesten Gegend der Stadt, und alle Unreinigkeiten haben ihren Abfluß in die Seine; daher schlägt der Verfasser vor, das Hotel des Invalides zu diesem Gebrauch anzuwenden, und die Invaliden anderswohin zu verlegen, weil dies Hotel alle Vortheile einer treflichen Lage und Einrichtung hat.

Die Vorwürfe, die dem Hotel-Dieu in den meisten Brochüren gemacht werden, betreffen hauptsächlich die Administration und die Mängel der innern Einrichtung. — Das Hotel-Dieu besizt einen unermeßlichen Fond; man klagt die Administratoren desselben der schändlichsten Verbrechen an. In wie weit diese gegründet seien, kann der Fremde selten sicher erfahren, weil in den Streitschriften immer etwas übertrieben wird, und ihm die Data mangeln, selbst nachzurechnen. Man wirft ferner den Aufsehern dieses Instituts Ungewissenhaftigkeit und Partheilichkeit vor. Armuth und Elend sind es nicht allein, die zum Eintritt in dasselbe berechtigen, man muß Protektion suchen, und diese ist schwer zu erlangen. Die Mängel der innern Einrichtung werden gräßlich geschildert. Sterbende und Genesende, heißt es, liegen unter einer Dekke; oft verunreinigt der Bewußtlose in eben dem Augenblik sein Lager, da sein Bettgenosse das Sakrament empfängt; oft wütet der Fantasirende, wenn sein Nachbar einer Ruhe bedarf, ohne welche er nicht mehr zu retten ist, u. s. w.

Als ich das Hotel-Dieu besuchte, fand ich die Luft, zu meinem Erstaunen, so rein, als sie nur irgend bei einer solchen Anzahl von Kranken seyn konnte; das Bettzeug war durchgehends reinlich, und nirgend sah ich mehr als zwei bis vier in Einem Bette liegen, wobei man aber die Regel beobachtet

hatte, nur Kranke einerlei Art und von einerlei Gesundheitszustand bei einander zu legen. Eine mehr als hinlängliche Anzahl Wärter und Wärterinnen waren bei den Kranken beschäftigt. Ich bemerkte viele unter diesen, die die deutlichen Kennzeichen ihrer Besserung auf dem Gesichte trugen; in den grossen Sälen, die zum Spazierengehen bestimmt sind, sah ich eine Menge Genesender, die sich an dem Anblik des Gewühls dieser grossen Stadt ergözten und zerstreuten. Allenthalben herrschte Reinlichkeit, Ordnung und Sorgfalt.

Ungewiß, ob ich meinen Augen trauen dürfte, gieng ich in den Sälen umher, und ärgerlich über die ungegründeten Vorwürfe und Deklamationen, die ich gelesen hatte, verließ ich das Hospital. Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich mir Erklärung über diese Widersprüche ausbat, und siehe da! man hatte mich nur die Säle sehen lassen, in welche die Protegirten aufgenommen werden; der übrige Theil des Hotels, der die eigentliche Wohnung des Jammers und der Verzweiflung ist, wird sorgfältig dem forschenden Blik des Menschenfreundes verschlossen.

Weit weniger Vorwürfe leidet das Hôtel des enfans trouvés, diese vortreffliche Anstalt, die dem Staat jährlich so viel tausend Bürger erhält,

welche ohne dieselbe größtentheils für die politische und moralische Welt verloren seyn würden. Allenthalben erfüllte mich die aufs höchste getriebene Reinlichkeit, mit einer gewissen Pracht verbunden, die ich an solchen Orten so gerne sehe, mit dem lebhaftesten Dankgefühl gegen den edlen Stifter dieses menschenfreundlichen Instituts. Besonders freute mich der grosse Saal, in welchem die Wiegen stehen, und der mit der äussersten Reinlichkeit und Bequemlichkeit so viel geschmakvoll angebrachte Pracht verbindet; besonders die Leutseligkeit und Liebe, mit welchen die erwachsenern Kinder behandelt werden; besonders die Freimüthigkeit und Munterkeit, mit welcher die Mädchen mich umringten, und der frohe Jubel, mit welchem sie die Aepfelsinen entgegennahmen, die ich unter sie austheilte; besonders der Eifer, mit welchem die grössern Knaben in der Lehrstube dem Unterricht zuhörten — besonders das ganze edle Institut, das so wohlthätig für den Staat und die Menschheit wird, und seinem vortreflichen Zwek so sehr zu entsprechen scheint.

Das Hôtel des Invalides, dies grosse Denkmal der Pracht und Gutherzigkeit Ludwigs des Vierzehnten, ist in ganzen Büchern beschrieben, und so bekannt, daß ich, um so oft gesagte Dinge nicht noch einmal zu wiederholen, meinen Lesern nur die kurze Geschichte meines Besuchs erzählen will.

Der grosse Raum, den die weitläuftigen Gebäude des Hotels einnehmen, wäre hinlänglich eine kleine Stadt zu erbauen; die Pracht, die allenthalben in denselben herrscht, erlaubt keine Vergleichung mit irgend einem ähnlichen Institut; nur der ungeheure Aufwand, den die zwekmässige Erhaltung desselben verursacht*, nöthigt dem aufmerksamen Beobachter die Frage ab: Könnte das unermeßliche Gebäude, könnten die ausserordentlichen Summen nicht auf eine sparsamere und der Menschheit wohlthätigere Art verwandt werden, ohne den abgelebten verdienstvollen Krieger darben zu lassen? —

Eine so grosse Menge Leute Eines Standes, und so ziemlich auch Eines Alters, die einen grossen Theil ihrer Lebenszeit unter gleichen Beschäftigungen und den Rest derselben in Einem Auffenthalt bei einer gleichen Lebensart und Musse zugebracht haben,

* Die Ausgaben des Hotels des Invalides belaufen sich, nach der genauen und glaubwürdigen Berechnung des Chevaliers d'Eon, auf 2,512,345 Liv. Die Einnahme, die auf gewisse sichere königliche Revenüen angewiesen ist, beträgt 1,919,964 Livres. Die Ausgabe übersteigt also die Einnahme um 592,381 Livres. In dem Etat der Ausgaben des Königs wird dieser Ueberschuß unter dem Tittel: Supplement accordé à l'Hôtel-royal des Invalides, rubrizirt. Dieser Zuschuß wird, aus Ursachen, die der Chevalier auch berührt, jährlich grösser.

müssen nothwendig einen ganz eigenen Schwung des Geistes, ein ganz eigenes Interesse, eine ganz besondere Art zu denken und zu handeln erlangen. Und in der That herrschen in diesem kleinen Raum so viel Eigenheiten in der Denkungs- und Handlungsweise seiner Bewohner, daß sie ein interessantes Schauspiel für den Philosophen abgeben könnten, der Zeit und Gelegenheit hätte, sie zu beobachten. Das Interesse dieses kleinen Staats ist so einseitig, so begränzt, so gemeinschaftlich, daß die Wirkungen desselben äusserst sonderbar seyn müssen. Ein kleines Beispiel bot mir schon mein kurzer Besuch dar. Die wenigen Sols, die mein Führer, ein alter Invalide, als eine Erkenntlichkeit für seine Bemühung zu erwarten hatte, machen das ganze Haus rege. Allenthalben ein Zusammenrottiren, ein Flüstern, ein Murmeln! Endlich kam die Sache heraus. Einer unter den Misvergnügten nahm das Wort, und erklärte mir, daß mein Führer wider die Gesezze des Hauses handle, indem es streng verboten sei, etwas von den Fremden entgegen zu nehmen. Der Mann hatte mir indessen noch nichts abgefordert, und es lag mir so viel daran, einen Führer zu haben. Der ganze Haufe der Malkontenten verfolgte uns immerfort, und ich mußte mir endlich durch eine List zu helfen suchen; ich drükte nämlich meinem Führer eine kleine Erkenntlichkeit in die Hand, indem ich zugleich öffentlich erklärte, daß ich ihm dies schuldig

wäre, weil er mir einen grossen Thaler ausgewechselt hätte. Dies leztere verhielt sich in der That so, und also konnten keine Einwendungen weiter gemacht werden.

Das Hotel hat seinen grossen Gerichtssaal. Es war so eben der Tag, an welchem die Invaliden ihre kleine Besoldung ausgezahlt bekommen; rund um den Tisch und an den Wänden standen bequeme grosse Sessel. Die ehrwürdigen Schlachtopfer der Politik dürfen sizzen bleiben, selbst wenn der König kömmt. Ein alter blinder Invalide, dem alles ehrerbietig aus dem Wege wich, trat herein; près du feu, Messieurs, schrie er, près du feu! und was noch Kräfte genug hatte, sprang hinzu, und geleitete den Alten zum besten Sorgestuhl, der vor dem Kamine stand.

In den grossen Speisesälen sind die Gemälde der berühmtesten Schlachten Ludwigs des Vierzehnten und seines Nachfolgers. Welch eine Freude, welch ein Trost für den alten Invaliden, wenn er sich mit seinen Kameraden über die Thaten seiner Jugend besprechen, wenn er mit einer dankbaren Thräne im Auge seine Krükke schwenken und ausrufen kann: Vive le Roi! —

Unter die menschenfreundlichen Anstalten dieser Hauptstadt gehören auch vorzüglich die vielen Frey-

schulen, unter welchen die königliche Ecole militaire durch die Geburt und den Stand ihrer Zöglinge, durch die Pracht und den Aufwand ihrer Anstalten, und durch den vortreflichen Unterricht, den die gelehrtesten Männer daselbst geben, den ersten Rang behauptet. Daß dies Institut einen Lehrer der deutschen Sprache habe, und daß ehedem der Professor Friedel, und nach dessen Tode izt der Professor Marterer diese Stelle bekleidet, ist, nebst den übrigen Einrichtungen allzubekannt, als daß ich weiter etwas darüber sagen dürfte. — Die Ecole nationale dient zur Unterweisung iunger Edelleute in der Kriegskunst; sie bezahlen nur für ihren Unterhalt. — Die Ecole gratuite de dessin nimmt funfzehnhundert Schüler auf, unter welche am Weihnachtstage, in Gegenwart des Polizeilieutenants, Preise ausgetheilt werden. — In iedem Kirchspiel sind übrigens mehrere Freischulen vorhanden, in welchen barmherzige Schwestern das Lesen und Schreiben lehren.

Ein seltenes und heilsames Institut, das hierher gehört, verdient Erwähnung; dies ist die Ecole de boulangerie, über welche der Polizeilieutenant die Aufsicht hat. Die Lehrlinge bakken das Brod für die Ecole militaire und für alle Gefängnisse von Paris.

Im Jahr 1780 kam eine Societé philanthropique zu Stande, deren Zwek die Belohnung der Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit, und die Unterstüzzung der leidenden Menschheit ist. Sie besteht aus einer grossen Anzahl Mitglieder aus allen Ständen.

Für die kranke Menschheit ist nicht weniger gut gesorgt, als für die leidende. Unter den Besserungs- und Arbeitshäusern zeichnen sich die Salpetriere und Bicetre durch ihre Grösse, gute Lage und vortrefliche Anstalten vorzüglich aus. Die Salpetriere liegt etwa eine halbe Lieue von der Vorstadt S. Marcel in einer gesunden Gegend an der Seine, und ist der Ort, wo man die Freudenmädchen der niedrigsten Klasse hinbringt, die sich auf den Gassen ertappen lassen, oder die der Guet von Paris mitnimmt, wenn er ihre Wohnungen durchsucht, welches monatlich einmal geschieht. Die kranken Mädchen werden von hier sogleich nach Bicetre gebracht, um dort kurirt zu werden, und die übrigen werden hier verwahrt und angehalten, ein festgesetztes Tagewerk zu vollenden. Denenienigen unter ihnen, welche keinerlei Arbeit verstehen, wird hier irgend eine gelehrt, mit welcher sie nach ihrer Befreiung ihren Unterhalt gewinnen können, und eher dürfen sie diesen Ort nicht verlassen, als bis sie es in ihrer Kunst zu einer gewissen Fertigkeit gebracht haben. Diese Anstalt ist überaus wohlthätig. Sie giebt iungen Mädchen, welche wider ihren Willen

zu dem schändlichen Handwerk übergegangen sind, Gelegenheit, eine bessere Lebensart anzufangen, und sich auf eine ehrliche und anständige Weise zu nähren, und dieienigen, welche so viel Neigung zu ihrem ehemaligen Gewerbe haben, daß sie es, nach Wiedererlangung ihrer Freiheit, von neuem ergreifen, werden bei der nächsten Gelegenheit, da man sie abermal ertappt, auf eine viel längere Zeit nach der Salpetriere geschikt, und dort auch viel strenger behandelt.

Die barmherzige Schwester, die mich, bei meinem Besuch in der Salpetriere, herumführte, sagte mir, daß innerhalb drei Tagen eilf Wagen mit solchen Geschöpfen angelangt wären, unter welchen sich ein iunges Mädchen von dreizehn Jahren befunden hätte, die schon im höchsten Grade von einer gewissen abscheulichen Krankheit angestekt gewesen wäre.

Die Salpetriere ist nicht blos der Zurechtweisung sondern auch der Erziehung solcher unglüklichen Geschöpfe gewidmet, für welche der Staat diese Sorge übernehmen muß, weil sie keinen Vater und keine Mutter auf Erden kennen. Der Wiegensaal war zwar so prächtig nicht, als der im Maison des enfans trouvés; aber Reinlichkeit und Ordnung waren allenthalben sichtbar. Der Unterricht, den die Mädchen (denn es werden hier nur Kinder des weiblichen Geschlechts aufgenommen) geniessen, fängt mit dem achten oder zehnten Jahre an, und erstrekt sich auf alle weibliche Arbeiten, vorzüglich aber auf die feinern

Arbeiten der Nadel. Ich sah hier zwei grosse Säle voll Mädchen beschäftigt. Sie hatten alle ihre angewiesene Plàzze, und durften nicht mit einander reden. Eine der ältesten Zöglinge saß auf einem erhabenen Sessel, und las ihnen etwas aus einem ascetischen Buch vor. Ich finde diese Einrichtung sehr tadelnswerth; denn ausserdem, daß die Mädchen viele Stunden hintereinander mit übergebogenem Leibe in einer sehr unbequemen Stellung sizzen, und mühsam arbeiten müssen, welches schon eine üble Wirkung auf die Seele hat, wozu die starke Wärme und die Ausdünstungen ebenfalls beitragen, so kommt nun noch die feierliche Stille und das monotonische Lesen eines ascetischen, oder vielmehr mistischen Buchs hinzu; ein Umstand, der vielleicht die hauptsächlichste Ursache der in diesem Hause herrschenden Gemüthskrankheiten seyn mag, wenn wir auch die traurige eingekerkerte Lebensart und den täglichen Anblik der wahnsinngen und verrükten Weibspersonen abrechnen.

Es steht iedem Mädchen frei, sich zu verheirathen, und in diesem Fall erhält sie eine Aussteuer von 300 Livres. Unerachtet dieser Anstalt und der allgemein bekannten Geschiklichkeit der Mädchen, werden sie nur selten gesucht; das Vorurtheil hat dies vortrefliche Institut mit einer Art von Infamie belegt.

Die wahnsinnigen Weibspersonen, die in diesem Hause aufbewahrt werden, haben es sehr übel. Sie

liegen

liegen Tag und Nacht zu allen Jahrzeiten unter freiem Himmel; die Wütendsten werden in kleine Ställe gebracht, und an Ketten geschlossen. — Als ich durch einen Hof gieng, wo die mehresten derselben versammelt waren, geriethen plözlich zwei Weibsbilder in Wut, und fielen einander auf das grausamste an. Man kam ihnen so spät zu Hülfe, daß die Eine von beiden schon halb erwürgt war. Als man sie von einander gerissen hatte, wurden sie auf das grausamste behandelt, wodurch man sie nur noch wütender machte; ein wenig kaltes Wasser, das man ihnen ins Gesicht gesprüzt hätte, würde eine ungleich heilsamere Wirkung gethan haben.

Bicetre, dies berühmte Narrenspital, liegt etwas weiter von der Stadt, ebenfalls in einer gesunden und einsamen Gegend. Die weitläuftigen Gebäude machen diesen Aufenthalt der abscheulichsten Krankheiten des Körpers und der Seele einer kleinen Stadt ähnlich; auch leben in dem Bezirk desselben gegen 5000 Menschen; eine Bevölkerung, die manchem Städtchen Ehre machen würde. Ehedem wurden hier Staatsgefangene in unterirrdischen Kerkern aufbewahrt; izt ist nur noch Einer hier. Die gemeinen Verbrecher, deren es eine ausserordentliche Menge hier giebt, sind in einem Gebäude einquartirt, welches vier bis fünf Stokwerk hat, und einem Schloß nicht unähnlich sieht. Jeder Gefangene hat ein Zimmer, das,

so viel ich sehen konnte, zwar sehr dunkel, aber sonst nicht unreinlich oder garstig ist. Hier werden mehrentheils solche Leute aufbewahrt, welche wegen ihrer Verschwendung, auf Ansuchen ihrer Familien oder Erben, gefangen gesezt werden sollen. Man stellt die nöthigen Untersuchungen an, und wenn man die Klagen gegründet findet, so wird der unbesonnene Verschwender oft ganz plözlich und unvermuthet nach Bicetre gebracht. Diese Strafe scheint mir allzugrausam. Ein Verschwender ist selten ein böser Mensch, und ausserdem, daß niederträchtige Verwandte die Leichtigkeit dieser Ahndung oft auf eine sehr abscheuliche Art benuzzen, so werden diese kranken Glieder des Staats durch eine solche Gefangenschaft zu allen Diensten desselben unfähig gemacht, wodurch die Wirkung der Strafe zum Theil auf den Staat zurükfällt. Mehrere dieser Unglüklichen erzählten mir ihre Lebensgeschichte; sie war meistens ein Gewebe von Thorheiten, aber nicht von Bosheiten, und dennoch sassen viele unter ihnen schon zwanzig und mehrere Jahre, ohne Hofnung, ie ihre Freiheit wieder zu erhalten. Die Ankläger müssen für den Gefangenen eine Pension zahlen, die sie nach ihrem Gefallen von 100 bis auf 1200 Liv. bestimmen können.

Noth und Langeweile waren von ieher die Erfinderinnen der Künste. Die Gefangenen in Bicetre sind davon ein unwidersprechlicher Beweis. Ohne alle

Instrumente, blos mit Hülfe eines kleinen Eisens, das zwei Linien in die Länge und zwei in die Breite hat, und welches sie an ein Stük Holz befestigen, bringen sie die niedlichsten Sächelchen zu Stande, die sie auf den Tischen vor ihren vergitterten Fenstern den Fremden und Neugierigen zu Kauf anbieten. Wer verläßt wohl die Hütten des Elends, ohne ein kleines Andenken von wenigen Sols mitzunehmen; denn ihre Arbeiten sind so wohlfeil als niedlich. Da diese Quelle des Zeitvertreibes auch eine Quelle von Verdienst für die Gefangenen wird, so müssen sie alle Woche ihre Kerker gegeneinander austauschen, und zwar in der Ordnung, daß Jeder nach der Reihe parterr zu stehen kommt, weil sie nur da ihre Waaren feil bieten können. Für das Geld, das diese Söhne des Kummers lösen, verscheuchen sie den grämlichen Papa auch dann und wann aus ihren Kerkern; sie lassen sich Wein holen, und sind fröhlich.

Die Art, mit welcher die Bewohner von Bicetre sich einander mittheilen, und das ersezzen, was ihnen an Kommunikation abgeht, ist sonderbar und interessant. Wenn sie mit einander sprechen, so halten sie stets einen Spiegel ausser dem Gegitter heraus, um sich auch ihre Geberden zu erkennen zu geben, und sie haben es durch langwierige Ubung zu der ausserordentlichen Fertigkeit gebracht, eine Geberdensprache mit einander zu reden, die iedem Andern

unverständlich ist. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, wie schwer es ihnen geworden seyn muß, die Grundsäzze dieser Mimik festzusezzen, da die Mittheilung so sehr gehindert ist, und sie von der Wache so sorgfältig beobachtet werden. Aber auch ihre laute mündliche Unterhaltung giebt ein seltsames Phänomen. Da Keiner sich um des Andern willen geniren mag, und dies auch nicht wohl möglich wäre, so redet wenigstens die Hälfte der Gefangenen zu gleicher Zeit, wodurch ein so entsezliches Geschrei entsteht, daß derienige, der es zum erstenmal hört, ganz betäubt davon wird; ihnen hingegen ist dies einerlei, sie unterscheiden vollkommen wohl die Stimme desienigen, der zu ihnen spricht, da durch Zeit und Uibung ihr Gehör mit allen Baß- Alt- und Tenorstimmen, die hier hausen, vertraut geworden ist.

Der Brunnen von Bicetre ist merkwürdig. Er ist erstaunlich tief, und das Wasser wird durch zwei grosse Eimer in die Höhe gebracht, von welchen der Eine steigt, wenn der Andere sinkt. Ehedem wurde das Wasser durch Pferde heraufgezogen; seitdem man aber bemerkt hat, daß die Gefangenen aus Mangel an Bewegung krank wurden, läßt man sie, statt der Pferde, ziehen, und theilt das Geld unter sie aus, welches man durch Abschaffung der Pferde gewinnt. In einem besondern Gebäude müssen die Verbrecher das Glas für die Spiegelfabrik in der Fb. Saint-

Antoine schleiffen; sie gehen dabei nakt, und werden sehr hart behandelt. Bicetre hat auch eine Kapelle, die ganz für den Ort eingerichtet ist. Der Altar ist mit einem starken eisernen Gegitter umgeben, und der Beichtstuhl steht hoch über dem Boden, ieder frechen Faust unerreichbar. Das Gegitter um den Altar hat nur kleine Löcher mit eisernen Thüren, welche verschlossen werden können, und durch welche den Gefangenen das h. Abendmahl gereicht wird. —

An meinem Arm gieng ein artiges Mädchen. Als wir von der Kapelle zurükkamen, und über den Hof giengen, warf ein Gefangener mir ein Stük Papier zu, mit der Bitte, es meiner Freundinn zu übergeben. Es war ein Impromptû, und hier ist seine Abschrift:

Vous avez la fraicheur & l'éclat de la rose,
Elle est reine des fleurs, Vous l'êtes des amours;
Votre destin pourtant diffère en quelque chose,
Elle plait un moment & Vous plaisez toujours.

Wer hätte vermuthet, in den Kerkern der Bosheit und des Lasters einen Dichter der Grazien zu finden?

Wir verliessen diesen Ort, um die Behältnisse der Narren zu sehen. Ein grämlicher alter Pförtner öfnete uns den Eingang, und der erste Anblik, der

uns aufstieß, war das vollständigste und rührendste Gemälde des menschlichen Elends. Unter einem Baum, gleich an der Thüre des Hofes, lag ein kaum bekleideter ausgedörrter Mann mit greisen Haaren, der schon seit zwanzig Jahren unter dem Baum an der Thüre des Hofes liegt, und von früh des Morgens bis in die dunkle Nacht das erste Blatt in seinem Buche liest, ohne ie an das zweite zu kommen.

Die Tollhäusler werden hier besser behandelt, als in der Salpetriere; sie haben einige Kammern und Betten. Jede Kammer macht ein Häuschen, und die Menge derselben bildet ordentlich Gassen und Pläzze, so daß man diesen Ort mit Recht die Narrenstadt nennen könnte. Bei dem allen aber fand ich die Einrichtung noch sehr weit hinter der des grossen Tollhauses zu Zelle, welches in der That ein Muster für alle Anstalten der Art seyn kann.

Wenn das Elend der unglüklichen Bewohner von Bicetre nicht Thränen ausprеßte, so würden ihre lächerlichen Einfälle belustigen. Uiber der Thüre eines Häuschens fanden wir die Worte: Le malheureux Tantale, und der Bewohner derselben zeigte uns mit aller Gutherzigkeit und Prätention eines Narren sein grosses Kunstwerk, das in der That ein Meisterstük von einem Narrenwerk war. Ein anderer hatte die Wasser zu Saint-Cloud nachgebildet,

und ein dritter, der mir der lächerlichste schien, glaubte ein Frauenzimmer zu seyn. Troz seines langen Bartes trug er eine Art von Haube, und eine der weiblichen ähnliche Kleidung; er sprach sehr leise und zärtlich, worinn er die Damen von Paris kopiren wollte. Wir wurden inständigst genöthigt, auf seinem hölzernen Sopha Plaz zu nehmen, und da er glaubte, daß ich gekommen wäre, um ihn zu heirathen, so erkundigte er sich nur gleich nach dem Zustande meines Vermögens, weil er fest entschlossen war, keinen Mann zu nehmen, der nicht wenigstens hunderttausend Livres besässe.

Die Anverwandten der Narren, oder in Ermangelung derselben, der König, bezahlen die Pension für sie, die ebenfalls von 100 bis auf 1200 Livres steigen kann. — Ein Vater hatte seinen verschwenderischen Sohn in diesen abscheulichen Aufenthalt gesperrt, um ihn zu bessern. Das Unthier!

Vergnügungen.

Diese Rubrik umfaßt einen Gegenstand, der keine Grenzen kennt! Von der Hand eines Beaumarchais gezeichnet, und in allen seinen unendlich mannigfaltigen Nüanzen dargestellt, würd' er das interessanteste Gemälde für den Psychologen werden; von dem schwachen Pinsel eines Pilgers skizzirt, kann er nur das fleischbedürftige Skelet einiger Ressourßen dieser wollüstigen Hauptstadt seyn.

Vergnügen ist hier das grosse Ziel iedes Individuums und ieder Gesellschaft. Welch ein Drang, welch ein Streben, dahin zu gelangen! Welch ein Wirbel, welch ein Taumel der Genuß! Nirgend hat das Vergnügen so vielerlei Gestalten, als hier; nirgend weiß es angenehmer zu täuschen, stärker zu überraschen, und schneller zu entfliehen. Jeder kleine Genuß ist zur Freude, iede Freude zum Vergnügen, iedes Vergnügen zur Wollust, iede Wollust zum Taumel umgeschaffen; iedes sinnliche Vergnügen ist vergeistigt, iedes geistige versinnlicht. Nirgend Einförmigkeit, Uiberdruß, Mangel; stets neue täuschende Szenen, immer erneutes, belebtes Interesse. Die Freude scheint mit uns alt zu werden, und sich mit uns zu veriüngen, und ieder einzelne Genuß wird fruchtbare Mutter von tausend neuen.

Nirgend ist die Wollust mehr Wollust, als hier; aber nirgend hat sie auch mehr Altäre, prächtigere Tempel und wärmere Verehrer. Nirgend weiß man die sanfte Gewalt ihres Szepters besser zu bändigen und zu erhöhen; nirgend hat der Genuß mehr Modifikationen. Die innigste Vereinigung der höchsten geistigen und sinnlichen Schwelgerei hat nur Einen Tempel in der Welt, und der steht am Ufer der Seine.

Die Freude scheint hier an das Leben gekettet zu seyn; ohne sie wär' es kein Leben. Daher ist sie der erste Zwek aller Thätigkeit, und alle übrige sind ihr untergeordnet. Der Pariser baut Kirchen, feiert Prozessionen, stiftet Akademien, weiht Logen, um sich zu vergnügen. Er würde den Gottesdienst als eine Sklaverei ansehn, wenn der Tempel nicht ein Meisterstük der Baukunst, die Musik auserlesen, und die Gesellschaft — unterhaltend wäre *; die Prozession würde ihn ennuiren, wenn sie nicht sein Auge ergözte, und ihm zu einem kezzerischen Impromptü Gelegenheit gäbe; die Akademie würde ihn an

* Ich bitte meine Leser inständigst, dies und die folgenden Beispiele ja für keine deklamatorische Uibertreibung zu halten; sie sind existent, und aus meiner eigenen Erfahrung geschöpft. Ihre umständlichere Geschichte wird in diesem und den folgenden Abschnitten erzählt.

die Jesuiterschule erinnern, wenn nicht die hübschen Weiberchen iede Sizzung mit ihrer holden Gegenwart belebten und erheiterten; und die Loge und ihre deutungsschwangern Simbole würden ihn nicht eine halbe Stunde amüsiren, wenn es keine adoptirte Schürzen und keine Pikeniks gäbe.

Die edlen Stiftungen, die patriotischen Thaten, die ernsten Bemühungen fürs Wohl der Menschheit — wars Grösse der Seele, wars Patriotismus, wars kosmopolitische Denkungsart, aus der sie entsprangen? Der Pariser kennt nur Eine Triebfeder, die ihn in Bewegung sezt, und zu Thaten aufmuntert, und die ist der Genuß der Freude. Sie war die erste Quelle iener Wirkungen, und der Zwek derselben ist die zweite. Was bei dem Spanier Stolz, beim Engländer Vaterlandsliebe, beim Deutschen Philosophie oder Aberglaube, und bei dem Türken der Wille des Serails thut, das wirkt das Vergnügen bei dem Franzosen. Und in die Harmonie des Ganzen paßt iede Wirkung, was auch immer die Quelle derselben seyn mag.

Da wäre der Weg gebahnt zu einem Raisonnement über Nationalschwächen und über politische Benuzzung derselben, aber in welches dädalische Gewinde würde mich dieser Vorwurf führen! Also sei es genug mit dieser kleinen Einleitung; ihrer be-

durft' ich für alle folgende Abschnitte meiner Skizze. Dies Geständniß überhebt mich bei meinen Lesern wohl der Entschuldigung für den kleinen Raum, den sie einnimmt.

* * *

Der erste unter den Gegenständen, die sich in gedrängter Menge meiner Einbildungskraft darbieten, mögen die Belustigungsorte seyn. Ihrer giebt es so unendlich viele, daß ich mich nur auf die vorzüglichsten einschränken muß, und unter diesen behauptet das Palais royal den ersten Rang.

Das Palais royal ist der Sammelplaz der feinen Welt, der Stuzzer, der Modehändler und der Koketten; die Wohnung eines Fürsten und das Theater der Ombres chinoises; ein gleich lehrreicher und ergözzender Aufenthalt für den Fremden, den Mann nach der Mode, das Freudenmädchen, und den Philosophen.

Ehedem war der Plaz, auf welchem izt der prächtige Pallast steht, eine Promenade, und nur der äusserste Hof desselben war die Wohnung seines Besizzers, des Kardinals von Richelieu, für welchen es erbaut wurde. Als der Düc de Chartres die

Bäume ausgraben, und die Promenade zerstören ließ, um das izige Palais royal zu erbauen, gerieth die ganze promenirende Welt von Paris in Aufruhr. Der Dûc, den das Froschgequäk wenig kümmerte, führte seinen Plan aus, und eröfnete nach Vollendung desselben den freien Plaz, den das Quarre des Schlosses einschließt, und welchen er mit vier Alleen hatte besezzen lassen, zum öffentlichen Spaziergange; und man muß gestehen, daß die promenirende Welt gewonnen hat. Von nun an ward das Palais royal der erste Sammelplaz der auserlesensten Gesellschaften von Paris, die sich hier von 11 Uhr Morgens bis nach Mitternacht versammeln, und zugleich der vornehmste Marktplaz, auf welchem die Freudenmädchen der ersten und zweiten Klasse ihre Reize feil bieten. Der Dûc, der die ganze Unternehmung als eine kaufmännische Spekulation behandelte, wußte selbst aus diesem Umstande Vortheil zu ziehen, welches zu manchen artigen Vaudevilles bei Hofe und in der Stadt Gelegenheit gab. Allein der erlauchte Besizzer, der sein Interesse und den Geschmak des Publikums kannte und zu vereinigen wußte, überließ die Spötter ihren Gewissensbissen, und suchte seinem Pallast, der izt schon das Tribunal des bon Tons geworden war, immer mehr Anziehendes zu geben. Er versammelte in demselben alles, was die Langeweile zu verscheuchen, die Kaprizen der Pariser zu kizzeln, und ihre Launen zu befriedigen im Stande ist.

Unter seinem Schuz und durch seine Veranlassung entstand ein Theater im Palais royal, das sich in Kurzem vermessen konnte, den gefährlichen und nie erhörten Wettstreit mit dem ersten Theater der Nation zu beginnen, und wiewohl der erste kühne Versuch nur ein Versuch blieb, so gab das Publikum doch die angenehme Hofnung nicht auf, aus der Asche dieses Phönix einst einen Nebenbuhler für ienen alleinherrschenden Despoten aufkeimen zu sehen. — Marionettenspieler, Mimiker, Tänzer, Modehändler, Kaffeschenken, Garköche, Pastetenbäkker, Schneider und Buchhändler schlugen ihre Wohnsizze, Kaffehäuser, Läden und Theater im Palais royal auf, und so entstand allmählig iene interessante Karrikatur, die ich in den ersten Zeilen dieser Rubrik zu zeichnen wagte.

Aus dieser kurzen Geschichte werden meine Leser das Palais royal besser kennen gelernt haben, als aus der vollständigsten Beschreibung, die ich ihnen zu geben vermöchte. Was noch zur Karakteristik desselben fehlt, will ich izt zu ergänzen suchen.

In der Mitte der vier Alleen, die die Promenade ausmachen, sind einige Zelte aufgeschlagen, welche zu Kaffehäusern, Lesekabinets, u. d. g. dienen. Ein gewisser Baum ist der Sammelplaz der Nouvellisten und Politiker; dort erfährt man alle interessante Neuigkeiten so früh und so verstümmelt, als

möglich. Die brillianten Stunden sind die von 5 bis Mitternacht. Von 5 bis 8 Uhr — einige kleine Deklinationen abgerechnet, die durch die Jahrszeiten bestimmt werden — wird die Promenade von Personen beiderlei Geschlechts aus den ersten Klassen besucht, und ein herrlicher Anblik ists, die Kaffezelte und einen grossen Theil der Alleen mit Parthien besezt zu sehen, die sich entweder mit Lesen oder Plaudern die Zeit vertreiben, oder Erfrischungen zu sich nehmen. Um 8 Uhr Abends verlieren sich alle Damen, ausser den Freudenmädchen, die alsdann von allen Seiten herzuströhmen. Ungefähr um diese Zeit wird der Pallast auch erleuchtet, und zwar folgender Gestalt. Das Parterr des Schlosses besteht aus Arkaden, unter welchen durchgehends Läden sind, die aber noch hinlänglichen Raum lassen, um eine bedekte Gallerie zu bilden. In ieder Arkade hängt eine Kristallampe, und auf der andern Seite sind die Läden auf das prächtigste erleuchtet. Diese Läden sind bis Mitternacht offen, und bieten so lang den angenehmsten Spaziergang dar. Hier werden die petits Soupers zu Stande gebracht, von welchen die französischen Romane so viel schwazzen; hier werden die Rendezvous gehalten, die den Vätern und Müttern so viele Seufzer und so viel Geld kosten; hier besucht der ausschweiffende Ehemann das Mädchen der Wollust; hier spielt der Abbe seine grosse Rolle als Kuppler.

Wenn man die Arkaden verläßt, und in die Alleen geht, so ändert sich der Schauplaz. Hier wagt das Mädchen es schon, euch mit dem Blumenstraus liebkosend zu schlagen, euch eine Handgreifliche Zweideutigkeit zu sagen — die Dunkelheit zieht einen Flor um diese Szenen, der bon Ton hinderts, daß laut davon gesprochen wird, und nur die Chronique scandaleuse des Palais royal lispelts von einem Ohr ins andere, und behält die Schande unserer Zeitgenossen den Nachkommen auf.

Ausser dieser Promenade enthält der Pallast noch einige Schlupfwinkel, wo Kuppelei und Wollust im Verborgenen thronen, und das sind die kleinen Spektakel. Die abgesonderte Lage, die Einrichtung und die geringe Erleuchtung derselben begünstigen Unternehmungen der Art, und eben deswegen werden diese Oerter auch häufig besucht.

Tags über ist das Palais royal der Schauplaz und die Schule der Moden. Die unzähligen Läden enthalten alle ersinnliche Bedürfnisse des ausschweifendsten Luxus. Hier ist der Thron der bizarren, ieden Augenblik wechselnden Mode, die von hier aus Befehle für den halben Erdkreis ertheilt. Die Kleidung der Herren und Damen, die hier erscheinen, gilt für den Pöbel der Modewelt als Muster und Norm.

Die Polizei des Palais royal ist vortreflich; man ist hier sicherer, als irgend an einem andern Ort. Bediente, schlechtgekleidete Menschen, Freudenmädchen der niedern Klassen werden nicht eingelassen. Alles, was man hier kauft und genießt, ist zuverlässig das Beste in seiner Art, aber auch theuer. Der Terrain wird täglich zweimal gewässert, verursacht aber doch bei der geringsten Sonnenhizze, da die Bäume noch sehr iung sind, einen starken Staub, welcher durch das Gehen so vieler Menschen vermehrt wird. Nur einen Gegenstand hat das aufmerksame Auge des fürstlichen Besizzers übersehen, und das ist die Lebensgefahr, in welche man durch das unbesonnene, zwecklose Jagen der Kutschen, in dem ersten und zweiten Hofe, versezt wird, und welches bei Nacht sehr oft von den schreklichsten Folgen seyn kann. —

Unter den Wintervergnügungen ist das Pantheon eins der vorzüglichsten. Diesen Tempel des Vergnügens hat auch der Herzog von Orleans erbaut; er wird aber von keinem ehrliebenden weiblichen Geschöpf betretten, sondern ist bloß der Sammelplaz der feilen Mädchen von der höhern Gattung, die sich mit ihren Matronen hier einfinden, und stillschweigend ausbieten; daher ist das Pantheon ein sehr langweiliger Aufenthalt für den, welchen kein Rendevous hinlokt. — Die Polichinells in der Mitte tanzen

nur

nur für die Langeweile; Niemand giebt Acht auf sie. Die lüsternen Herrchen drängen sich in einem ewigen Zirkel, wie Mühlpferde, umher, bis sie endlich an einem schönen Busen hängen bleiben. Auch die Industrie hat diesen Tempel der Freude zu benuzzen gewußt; auf der Gallerie sind Quincaillerie- und Bijouteriewaren zu Kauf.

Das Vauxhall ist ein Sommervergnügen, welches den Engländern abgeborgt, und dem Pantheon entgegen gesezt ist. Aber das Vauxhall macht dem feinen Geschmak und der bekannten Delikatesse der Pariser eben so wenig Ehre, als das Pantheon; es ist die elendeste Kopie von der Welt. Statt des prächtigen Gartens am Ufer der Themse besteht das hiesige Vauxhall aus einem Hause, dessen Bauart und innere Einrichtung zwar schön, aber nicht prächtig genannt werden kann. Als ich es zum erstenmal besuchte, brachte ich natürlich die Idee vom englischen Vauxhall mit, daher mir der Kontrast so auffallend wurde. Keine Gärten, kein prächtiges Konzert, keine Erleuchtung, wie im englischen Vauxhall, keine Soupers unter dem Rauschen der Bäume, keine einsame Plázze, keine Bildsäulen grosser Menschen, keine optischen Schauspiele, keine Versammlung von Tausenden! Statt dessen eine ennuiante Gesellschaft von Freudenmädchen und ihren häßlichen Matronen, die eine Heerde alter und junger Wollüstlinge nach

sich ziehen, und in der Mitte des Saals einige Schüler der Oper, die sich mit ihren kindischen Sprüngen ausser Athem tanzen. Das ist alles.

Um 11 Uhr ward das Vauxhall geschlossen, und iede Mannsperson stieg mit einem Geschöpf der Wollust und einem des Ekels in den Wagen. Für meine dreissig Sols hatte ich eigentlich noch ein Feuerwerk zu erwarten; da es aber regnete, so unterblieb auch dies, und ich gieng mißvergnügt und unbefriedigt nach Hause. —

Die öffentlichen Spaziergänge sind in grosser Menge, und einige unter ihnen vereinigen alles, was der eigensinnigste Geschmak nur fordren könnte.

Wer kennt nicht die Tuilerien, diesen durch Alter ehrwürdigen und durch seine Schönheit bezaubernden Plaz, der unter dem wärmenden Blik seiner Könige zu der maiestätischen Grösse gedieh, die ihn in ganz Europa berühmt macht? Seines Werths sich bewußt, blikt er mit Mitleid auf den Schwächling der Mode im Palais royal herab, und sammelt das Häuflein Verehrer der rührenden Natur in seine stille, begeisternde Schatten. — In der That, seit das Palais royal alles an sich zieht, sieht man hier nur Sonntags zahlreiche Gesellschaft, die sich dort lieber von der Sonnenhizze martern läßt.

Die Tuilerien sind ohne Vergleich der schönste Spaziergang, den ich in meinem Leben gesehen habe; und wenn ich dies sage, so will ich noch sehr gern die marmornen Statuen und die vertrokneten Bassins abrechnen, die dem Vorübergehenden mit Trauern anzukündigen scheinen, daß sie ehemals die Augenweide von Königen gewesen sind; aber man denke sich nur keine königliche Pracht, keine Kaskaden und Springbrunnen, keine Grotten, auch keine englischen Irrgänge; die Tuilerien heissen mit Unrecht ein Garten, sie sind nichts mehr, als ein blosser Spazierplaz; aber als solcher sind sie schön.

Wenn man von der Seite des Pallais des Tuileries hereintritt, so befindet man sich auf einem grossen freien Plaz, der, ausser einigen schönen Statuen, nichts merkwürdiges enthält. Dieser Plaz wird von beiden Seiten von Terassen, und vorne von einem dunklen maiestätischen Gehölze umgränzt, das also dem genannten Pallast gegenüber steht. Dies Gehölz wird von verschiedenen Alleen durchschnitten, die, so wie der ganze Wald, sorgfältig gesäubert und gereinigt werden. Hier herrscht eine angenehme, erfrischende Kühlung, und hier ist der einsame, nachdenkende Spaziergänger von aller Gefahr sicher, weil keine Pferde und Wagen in den Garten dürfen. Da stets eine Menge Stühle in Bereitschaft stehen, so sezt man sich gern in die vertraulichen Schatten, um

entweder zu lesen, oder seinen Betrachtungen nachzuhängen. — Nie werde ich die angenehmen Stunden vergessen, die ich hier so oft in Träumereien mit Euch, ihr Lieben meines Herzens, zugebracht habe.

Jedesmal, eh' ich dies Wäldchen verließ, gieng ich vorher in die mittelste breite Allee; hier hat man den seltensten Anblik. Hinter sich das Frontispiz des stolzen Pallastes, einst der Wohnsiz von Königen; sein Ansehen, wie das Ansehen eines alten Ministers, den sein Herr aus seiner Gegenwart verbannt hat — zum Theil die Bewunderung aller Kenner, und zum Theil der Gegenstand des Bedauerns aller gefühlvollen Herzen. Vor sich, in weiter Entfernung, die prächtige Statue Ludwigs des Fünfzehnten. Die Allee von grossen alten Bäumen, die die Wolken nachbarlich grüssen, schränkt gleichsam vorbedächtlich den Gesichtskreis ein, um bei der Statue die herrlichste Perspektive zu bilden. Je näher man dieser kömmt, desto mehr dehnt sich der Gesichtskreis aus; das Gehölze verliert sich, und man steht unvermuthet auf einem freien Plaz, der sich an den Plaz Ludwigs des Fünfzehnten anschließt. Und der ist der Nachbarschaft des Wäldchens werth. Man denke sich einen der herrlichsten Standpunkte: vor sich das Wäldchen der Champs Elisees, hinter sich die Tuilerien, zur Rechten den prächtigen Pallast der Garde-Meuble, zur Linken die Seine, und hinter derselben

den stolzen Dom der Invaliden, den unvergleichlichen Pallast des Fürsten von Salm und eine Menge prächtiger Hotels; diesen Plaz voll Leben und Thätigkeit; rollende Staatswagen, rasselnde Karren, schreiende Obstverkäufer, haranguirende Taschenspieler, und in der Mitte des ganzen lebenden Plazzes die kolossalische Statue Ludwigs des Fünfzehnten zu Pferde! Nichts bleibt mehr zu wünschen übrig, als daß ein mächtiger Zauberstab mit wohlthätiger Gewalt in einer stillen Mitternachtsstunde den guten geliebten Heinrich vom Pont neuf hieher an die Stelle seines Nachfolgers versezzen möchte.

Wenn man seinen Weg in eben der Richtung verfolgt, so kömmt man nun in die Champs Elisees, die dem Gehölz der Tuilerien gegenüber stehen. Dies ist ein Wäldchen, das von unzählig vielen Alleen durchschnitten ist, daher man fast aus iedem Standpunkt den Anblik von vier Alleen hat. Man hat in demselben einzelne freie grüne Plätze gelassen, wo Zelte aufgeschlagen sind, in welchen man allerlei Erfrischungen haben kann. Hier sieht es so ländlich aus, daß man beinah nicht glauben sollte, innerhalb der Barriere zu seyn.

Hinter den Champs Elisees ist das Bois de Boulogne, das ebenfalls sehr häufig besucht wird, aber schon ausserhalb der Barriere liegt. —

Nächst dem Palais royal ist der Boulevard die besuchteste Promenade, ein Spaziergang, der so viel Eigenes hat, daß man sich schwerlich aus Beschreibungen eine genaue Idee davon machen kann. Der Boulevard besteht aus einer langen und breiten Allee, die ehemals die Stadt umschloß, und sie izt noch von den Vorstädten scheidet. Neben dieser Hauptallee sind zu beiden Seiten, an breiten Plätzen, noch Nebenalleen angelegt, und längs denselben gehen zwo Reihen der schönsten und prächtigsten Häuser fort. Das Vergnügen, welches man nun eigentlich la promenade du Boulevard nennt, und welches Donnerstags am glänzendsten ist, besteht darinn, daß innerhalb der mittelsten grossen Allee vier Reihen Kutschen auf und nieder fahren, von welchen zwo stille stehen, und zwo ab- und zufahren. Alle funfzig Schritte steht eine Wache zu Pferde, die genau darauf Acht giebt, daß kein Wagen aus dem Gleise, oder stärker als im Schritt fahre. Zu beiden Seiten in den Nebenalleen gehen die Fußgänger spazieren. Die Herren und Damen in den Wägen ergözzen sich an dem Gewimmel zu beiden Seiten, und die Fußgänger an den schönen vergoldeten Wagen; daher schwerlich entschieden werden kann, welche Parthei um des Vergnügens der Andern da seyn möchte. Hier erscheinen die schönsten und modigsten Wagen; ihre Anzahl steigt oft auf zwei bis dreitausend. Man spart die erste Promenade in einem neuen Wagen

gewöhnlich für den glänzenden Tag des Boulevards auf; der Luxus hierinn übersteigt allen Glauben; ich sah einst ein mit Silberblech überzogenes Kabriolet erscheinen *.

Der Boulevard ist das wahre Theater des Volks; hier giebt es unzählig viele Häuser, in welchen der Pöbel für sein Geld auf eine sehr erbärmliche Art amüsirt wird. Da die Darstellung dieser Volksvergnügungen mit mehrerem Recht in die Karakteristik der Sitten paßt, so habe ich sie in iene Rubrik verwiesen, wo meine Leser sie hoffentlich nicht ohne Vergnügen finden werden.

Es wimmelt von Marktschreiern aller Art auf dem Boulevard; hier läßt sich eine Riesinn sehn, die nichts riesenmässiges hat, und nur auf hohen Absäzzen steht; hier gilt ein geschorner Wolfshund kek für einen Löwen; hier erregt eine Meerkazze durch ihre Sprünge die staunende Bewunderung des Pöbels.

Der Boulevard hat die Ehre die prächtige Oper zu besizzen. Nicht weit davon haben Audinot und

* Noch während der Minorität Ludwigs des Vierzehnten ritten die Hofleute nach Hofe, und giengen in Stiefeln und Spornen in die Assemblee und zur Tafel. Im Jahr 1658 waren in Paris 320 Kutschen, und izt sind daselbst über 20000. Dülaure.

Nicolet ihre Tempelchen erbaut. Eine unzählige Menge Kaffe-und Spielhäuser nehmen die geschäftigen Müssiggänger auf, die den Boulevard nur besuchen, um ihre Zeit feil zu bieten. Das Lesen ist unter diesem Getümmel unmöglich, wo ieder dafür sorgen muß, mit heiler Haut nach Hause zu kommen. Eine Klasse von Menschen giebt es indeß, die auf hohen Gerüsten ganz ruhig sizzen, und sich die Zeit mit Lesen vertreiben, und dies sind — sollte mans glauben! — dies sind die Kutscher.

Ausser diesen Spazierplázzen giebt es noch einige einsame, weniger besuchte, wo Gelehrte und Künstler häufig hingehn, ihren Gedanken in angenehmer Ruhe nachzuhängen, und wo so manche schöne Idee ihr Daseyn erhalten haben mag. Unter die vorzüglichsten dieser Promenaden gehört le Jardin du Luxembourg, de l'Arsenal und le Jardin du Roi bei dem Naturalienkabinet. Lezterer besonders ist einfach und schön; man baut izt auf einer kleinen Anhöhe, zu welcher ein Labyrinth führt, einen Tempel, aus welchem man eine der schönsten Aussichten haben wird.

Vielleicht erwarten einige meiner Leser izt eine Beschreibung der vornehmsten Gärten um Paris, und wirklich hatte ich schon meine Bemerkungen über dieienigen, die ich sebst gesehen habe, in meine Skizze eingetragen, als ich ihre gänzliche Entbehrlichkeit bei

der ungeheuren Menge pittoresker Beschreibungen dieser Gärten gewahr ward. Dies Geständniß kostet mich eben so wenig, als mich der Entschluß kostete, meine Bemerkungen zu unterdrükken. Ich konnte unmöglich hoffen mit ihnen Ehre einzulegen, weil nie das Herz oder die erwärmte Fantasie, sondern stets die kalte Bewunderung meine Feder geführt hatte. Saint-Cloud, Meudon, Belle-Vue, Chantilly, Sceaux — wie wenig vermogten alle diese Denkmaale der Pracht und des ausschweifendsten Luxus, diese Kinder des konventionellen gallischen Geschmaks über ein Herz, das nur Gefühl für die simple, rührende Natur hat, und der Kunst nur dann den Preis zugesteht, wenn sie sich hinter das Original verbirgt. Hätt' ich die Wahl, von allen fürstlichen Gärten wählt' ich die Perle mir, das Heiligthum der Natur und der Philosophie — Ermenonville!

Aber Ermenonville hat seinen Maler gefunden, —

Nie werde ich den wahren Gedanken vergessen, der dem Wandrer verräth. wessen heiliger Uiberrest unter dem Steine ruht: Içi repose l'homme de la nature & de la verité. Nie die Aufschrift, die Rousseau selbst über die Thüre einer einsamen Hütte gesezt hat: Celui-là est véritablement libre, qui n'a pas besoin de mettre le bras d'un autre au bout des siens pour faire sa volonté. Nie den

schönen Einfall, der die Kohlenhütte ziert: Charbonnier est maitre chez lui. Nie und nie den Thurm der schönen Gabriele und das edle Herzensgemälde des braven Dominique de Sarrède, der aus Kummer starb, als er die Nachricht von Heinrichs Ermordung vernahm.

Sollte man glauben, daß Niederträchtigkeit und Bosheit sich bis an die heilige Ruhestätte des Mannes der Natur gewagt, und die ehrwürdigen Uiberreste desselben mit ihrem Geifer bedekt haben! Diese äusserst niedrige, abscheuliche, alle Gefühle der Menschheit empörende Behandlung ist die Ursache, daß iedem Unbekannten der nähere Zutritt zu dem Ruheplaz des schuldlosen Weisen versagt wird.

Bekanntlich starb Rousseau zu Ermenonville. Der philosophische Besizzer dieses schönen Gartens, Markis Girardin, hatte ihn endlich, bei der dringendsten Noth, vermocht, sich auf diesen ruhigen Landsiz zu begeben, wo er mit äusserster Delikatesse behandelt ward. Man glaubt, daß ihn mehr die Ankunft Voltairs in Paris, als irgend ein anderer Beweggrund zu diesem Entschluß gebracht habe. Bei all seiner Geduld und Philosophie war ihm Voltaire doch verhaßt *, und sein Triumph in Paris unerträglich-

* Vielleicht deswegen, weil Voltaire immer mit Waffen des Spotts gegen ihn zu Felde zog; eine Behandlung,

träglich. Die Feinde Rousseau's breiteten aus, er hätte sich mit Gift vergeben, allein die Oefnung des Leichnams bewies das Gegentheil.

* * *

Zu den öffentlichen Orten, wo sich das Publikum für sein Geld versammelt, gehören auch noch die Kaffehäuser, ihrer sind sechshundert, deren Celebrität nach unendlichen Abstuffungen steigt. Selbst die schlechtesten derselben haben marmorne Tische, grosse Spiegel und artige Möbeln.

Der Ton, der in diesen Häusern herrscht, ist sehr einförmig; die Gesellschaft ist gewöhnlich ernsthaft und still; selten wird das Gespräch laut, und noch seltner allgemein. Tobak wird nirgend geraucht; man behält seinen Hut auf dem Kopf, und grüßt beim Hereintretten nur etwa die zunächst an der Thüre sizzen. Die vornehmste Unterhaltung auf dem Kaffehause besteht in der Lektüre der politischen und Intelligenzblätter. Karten werden nirgend gespielt; das Schach hingegen sehr häufig. Billiards sind nie mit dem Kaffehause verbunden, sondern in besondern Häusern angelegt.

die ieder gerade Mann, und vollends eine so zärtliche, empfindsame Seele, als Rousseau's war, schmerzlicher als iede andere fühlt.

Es giebt eine Menge Kaffes, die nur für eine ganz spezielle Unterhaltung bestimmt sind; in einigen wird blos Schach gespielt, und in andern werden literarische Diskurse geführt, welche leztere Bureaux d'esprit genannt werden. Ihre blühende Epoche war zu der Zeit der Pirons, Fontenelles, und anderer wizzigen Köpfe; izt sind die meisten und berühmtesten eingegangen. Das Caffé mécanique im Palais royal ist eine platte Erfindung, welche aber sehr interessant hätte werden können, wenn man alles wirklich so eingerichtet hätte, daß man durch Mechanismus bedient werden könnte; so aber ist es nur eine Spielerei, die dadurch vollends lächerlich wird, daß die Aufwärter auch immer zugegen sind. In einem Kaffehause unter den Arkaden des Palais royal werden deutsche Zeitungen gehalten, wie schon die deutsche Aufschrift bezeugt.

Die vornehmsten Kaffes, wo man sicher ist, gute Gesellschaft zu finden, sind das Caffé Procope, welches Voltaire, Piron und Fontenelle frequentirten; die vielen Kaffes im Palais royal, vorzüglich das Caffé de foi daselbst, im Garten, und das Caffé de la régence, dem Palais royal gegenüber. In dem lezten spielte Rousseau beständig Schach, daher der Zulauf der Neugierigen so groß wurde, daß man sich genöthigt sah, eine Sentinelle vor die Thüre zu sezzen.

Der Philosoph, der so viel Kredit hatte, daß seine blosse Gegenwart ein Kaffe in Ruf bringen, und den Besizzer desselben bereichern konnte, der hatte selbst oft nicht so viel, als er bedurfte, nur um sich des Hungers zu wehren.

Mercier und Gretry habe ich einigemal in dem Caffé de la régence, sonst aber nirgend grosse oder berühmte Männer an diesen Orten gesehen, wo einige Klassen von Müssiggängern gleichsam ihre Wohnung aufzuschlagen pflegen.

Die Guinguettes dienen dem Bürger der niedern Gattung zu Erholungsörtern. In iedem derselben ist ein grosser gemeinschaftlicher Saal und Musik; man speist hier zu Mittag, und trinkt sehr wohlfeilen Wein. Der Ton, der hier herrscht, ist der Klasse von Leuten angemessen, die diese Häuser besucht.

Uibrigens erwarte man auf den Kaffehäusern zu Paris keine grosse oder patriotische Idee, wie auf Loyd's Kaffehaus in London!

Hier wäre der schiklichste Ort, etwas von den Spielen der Pariser zu sagen, wenn sich von ihnen etwas sagen liesse. Aber die Einwohner dieser Hauptstadt haben schon allen Geschmak an den kleinen

gesellschaftlichen Freuden des Lebens verloren; Nationalspiele muß man nur in der Provinz suchen. Hier kennt man nur die verfeinerten geistigen und sinnlichen Vergnügungen. — Das Hazardspiel, welches ehedem so viele Unglükliche machte, ist sehr scharf verboten, und es giebt nur Ein sogenanntes Jeu de Paume auf dem Boulevard, wo man unter dem Schuz eines Grossen sein Geld der Karte anvertrauen darf. Sonst sieht man, wie ich schon erwähnt habe, an öffentlichen Orten fast niemals karten; hingegen Schach und Domino wird häufig gespielt, so wie auch das Billiard. Der Federball ist sehr gemein. An Sonntagen sieht man fast in allen Häusern und auf den Gassen Kinder und Mädchen den Federball spielen. An einigen öffentlichen Orten giebt es eine Art von Karoussel, woran die Leute aus den geringern Ständen sehr viel Vergnügen finden. Die Kegel werden nicht, wie in Deutschland, in einer hölzernen Bahn geschoben, sondern auf geschornem Grase geworfen, wobei nur drei Kegel oder auch nur Kugeln aufgestellt werden.

Die Vornehmen und Grossen, die schon alle Quellen ihrer Freuden erschöpft haben, suchen die Nationalspiele des Auslands einzuführen; daher man zu Paris in gewissen Zeiten wienerische Thierhezzen, spanische Stiergefechte, sizilianische Kämpferspiele, italienische Feuerwerke, und englische Hahnengefech-

te und Pferdewettrennen sehen kann. Die wenigsten von diesen ausländischen Vergnügungen haben indessen Beifall gefunden, und das ist sehr natürlich. Das Hahnengefecht, das, so viel ich weiß, zum erstenmal im Colisee gegeben wurde, lief sehr kläglich ab, weil es den französischen Hähnen ganz und gar an englischer Herzhaftigkeit fehlte, und sie sich eher tödten liessen, als daß sie einen blutigen Kampf unter einander eingegangen wären. Das Feuerwerk des Herrn Ruggieri ist gar ein iämmerliches Ding, sowohl an Erfindung, als an Ausführung; indessen scheint es den Parisern, die nichts bessers gesehen haben, doch zu behagen. Die Stiergefechte und die Kämpferspiele verursachten allzuviel Ohnmachten, daher sie bald unterblieben. Nur die Thierhezzen und die Pferdwettrennen scheinen sich bei der Nation zu erhalten. So wenig Ehre das erstere dieser beiden Schauspiele dem feinen Gefühl und dem delikaten Geschmak des pariser Publikums macht, so nüzlich kann das leztere für die Pferdezucht und Pferdekenntniß im Königreich werden. Noch eines Versuchs, ein höchst originales Vergnügen in Paris einzuführen, will ich, pour la rareté du fait, erwähnen. Ein gewisser sehr vornehmer Herr, der ausserordentlich für die englische Nation eingenommen ist, und auch zuerst das Pferdewettrennen in Frankreich einführte, hatte von der leidenschaftlichen Liebe der Engländer für alle Wettrennen gehört, und suchte sich diese da-

her auch so viel, als möglich, zu eigen zu machen. Es wurden daher Wettrennen aller Art angestellt; da der angeführte Herr aber erfuhr, daß die Invaliden zu Chelsea sogar ihre Läuse in die Wette laufen lassen, so dünkte ihn dies ein so starker Zug des Nationalkarakters, daß er, weil es bei dem Läusewettrennen doch mancherlei Inkonvenienzen giebt, an dessen Statt ein Hundewettrennen anstellte, welches wirklich auf einem seiner Lustschlösser zu Stande kam, und wozu er eine grosse Anzahl der angesehensten Personen zusammengeladen hatte. —

Bei dem allgemeinen Durst nach Vergnügungen, und bei der Schwelgerei, durch welche die Grossen und Reichen eine Quelle nach der andern austroknen, um immer neue aufzusuchen, würde der Arme und Niedere sehr übel wegkommen, und dies gar zu bald eine fürchterliche Krisis herbeiführen, wenn die Polizei diese erstaunliche Ungleichheit nicht immer in ein erträgliches Gleichgewicht zu bringen bemüht wäre. In einer grossen und volkreichen Stadt, wo die Wirkungen aller physischen und moralischen Uibel um so schreklicher sind, muß man durchaus von gewissen politischen Opiaten Gebrauch machen, um das Volk, das sonst unter der Last seines Elends erliegen würde, in eine heilsame Betäubung zu versezzen, und ie feiner und verstekter die Mittel sind, die man zu diesem Zwek anwendet, desto

sicherer

sicherer wird dieser erreicht. Da die Religion, oder vielmehr ihre Hülle noch immer so viel von ihrer ehemaligen Gewalt über den Pöbel hat, daß sie ihn, troz der gepriesenen Aufklärung unsrer Zeiten, noch immer zu Dragonaden und Bluthochzeiten begeistern könnte, so benuzt man sie hier hauptsächlich zu iener politischen Absicht. Die Umgänge, die kirchlichen Feierlichkeiten, die Prozessionen sind in den Augen aller aufgeklärten und denkenden Menschen nichts anders, als ein Amüsement für den Pöbel, der darüber auf einen Augenblik alle seine Noth vergißt.

Ich habe Gelegenheit gehabt, einem der grösten religiösen Feste, der Fete-Dieu, beizuwohnen. Die Prozession dieses Tages hat durchgängig so viel Beifall, daß man, welches hier sehr viel sagen will, schon mehrere Tage vorher davon spricht. Aber die Art, wie man davon spricht, beweist nur gar zu gut, daß man es als ein blosses politisches Schauspiel betrachtet. Eine Dame, die mir eine Idee von dem Glanz der Prozession geben wollte, versicherte mich, daß sie noch schöner, als die Revue du Roi wäre.

Man behängt an diesem Tage alle Gassen, durch welche die Prozession geht, mit den Tapeten der Savonerie, und wo diese nicht hinreichen, da bedient man sich auch anderer gemeiner Tapeten. Die Devoten haben Tücher aus den Fenstern hängen. Die

Soldaten, als die unentbehrlichsten Akteurs iedes geistlichen oder weltlichen Schauspiels, sorgen für gute Ordnung, daher gar kein Gedränge entsteht; Kutschen dürfen nicht in das Quartier, in welchem die Prozession vor sich geht.

Die Zeremonien selbst sind kindisch, und verfehlen gänzlich allen religiösen Eindruk, den sie doch auch bei bessern Anstalten auf das Häuflein der Gläubigen bewirken könnten. Der Pöbel lacht und spottet — aber das ist einerlei; man wollte ia nicht erbauen, sondern amüsiren. Das Heer von schönen Abbe's, die mit den freundlichsten Gesichtern von der Welt nach den Fenstern kuken, die reichgekleideten Bischöfe — voll Gefühls ihrer patriarchalischen Würde — der purpurbemantelte Nachfolger Christi und seine Pagen, die das Gewand der Demuth, das von seinen Schultern herabfließt, hinter ihm her tragen, der schöne goldgestikte Paradehimmel, die kostbaren Fahnen, die herrliche kriegerische Musik, die unzähligen Bedienten mit Fakkeln, der Wohlgeruch, die Rosen, womit die Gassen bestreut werden — alles dies zusammen bildet ein Schauspiel, welchem man h i e r mit Vergnügen zusteht, weil man überzeugt ist, daß es um der besten Absicht geschieht, und keine böse Wirkung erzeugen kann; eine solche Prozession in M. oder Madrit hingegen würde bei dem denkenden Zuschauer ganz andere Betrachtungen hervorbringen.

Eine ganze Woche nach der Frohnleichnamsprozession, welche zweimal gehalten wird, giebt man dem Volk ein anderes öffentliches Vergnügen, das mir noch weit besser gefällt. Herr Miroir, einer der berühmtesten Orgelspieler in Paris, läßt sich während dieser acht Tage alle Abend in der Kirche der Abtei Saint Germain des Pres hören. Die Orgel ist vortreflich, und Herr Miroir eins der größten Genies in diesem Fach; man kann sich also vorstellen, daß die Kirche nicht unbesucht bleibt. Aus allen Quartieren von Paris ströhmen die Kenner und Liebhaber zusammen. Die Freudenmädchen, die keinen öffentlichen Ort unbenuzt lassen, machen zwei Drittheile der weiblichen Versammlung aus. Da die ganze Gesellschaft gemischt unter einander sizt, so suchen sie mit Mannspersonen in Gespräch zu kommen, denn so lange die unsichtbaren Baßstimmen donnern, plaudert und lacht die ganze Gemeine; kaum aber fängt der Künstler an, sein Instrument mit aller Kraft seines Schöpfergenies zu beleben, so herrscht die allgemeinste, feierlichste Stille. In meinem Leben bin ich noch von keiner Musik so hingerissen worden. Die reiche Fantasie des Künstlers ergießt sich bald in donnernden Stürmen der Leidenschaft, bald mit dem sanften Gelispel der Unschuld und Ruhe, und er mag wählen, welchen Gang er will, so muß ihm sein eigensinniges, schwer zu bändigendes Instrument gehorchen. Das ganze Publikum hat

nur Einen Athemzug. Sobald der Künstler aufhört zu spielen, stürzt die Menge hinaus, um ihn vor der Thüre zu erwarten, und mit Händegeklatsch zu bewillkommen. —

Von den vielen Kunstgriffen, deren man sich bedient, um den Pöbel zu amüsiren, nur noch einen. Zur Zeit des Karnevals müssen sich die Mouchards in die lächerlichsten und auffallendsten Karrikaturen verkleiden, und so in den Gassen umher laufen. Ausserdem aber ziehen sie sehr oft mit Guitarren in der Stadt herum, und singen öffentlich allerlei Volkslieder ab, ein Schauspiel, welches ich oft mit angesehen habe. Der Pöbel lauft ihnen haufenweis nach, und vergißt in Einem frölichen Augenblik seine Leiden.

* * *

Die Freudenmädchen bilden einen so auszeichnenden und interessanten Zug in der Karakteristik von Paris, daß es dem Sittenmaler unverzeihlich wäre, wenn er sie aus mißverstandner Delikatesse übergehen wollte, oder um die Tartüffe des Jahrzehends nicht wider sich aufzubringen. Diese leztere darf der freie, denkende Mann keiner Aufmerksamkeit würdigen, und iene zu schonen, giebt es eine Bahn, die schon von mehreren edlen Männern betretten ist, und welcher ich — ob mit glüklichem Erfolg? mögen meine Leser entscheiden — nachzufolgen

mich bestreben werde. Sie sezt eine Uibereinkunft zwischen Leser und Schriftsteller fest, bei welcher beide Partheien sich wohl befinden. Der erstere darf von lezterm fordern: „Dein Pinsel sei so keusch, als der Gegenstand desselben lasciv ist!„ und der Schriftsteller hat das Recht, über sein Gemälde die goldnen Worte zu schreiben: „Dem Reinen ist alles rein!„ —

Paris war von ieher in dem Ruf, für die Bedürfnisse eines gwissen Sinnes am besten gesorgt zu haben, und man wagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß es einen grossen Theil seiner Gäste aus allen Ländern diesen Ruf zu verdanken habe. Demungeachtet muß man doch gestehen, daß von Seiten der Regierung wenig oder gar nichts für diese, selbst in politischer Hinsicht so wichtige Klasse von Menschen gethan ist. Man tolerirt sie, weil man ihre Existenz nicht verhindern kann, und weil das Beispiel eines wollüstigen Hofes der Hyder hundert Köpfe wiedergeben würde, wenn man ihr einen abgerissen hätte; aber das ist auch fast alles, was man thut. Man denkt noch zu seicht, um die philosophischen Grundsäzze eines gewissen deutschen Hofes anzunehmen, der die Polizei dieser Menschenklasse, nach den Entwürfen und Rathschlägen eines Voltaire und d'Argens, zu einem Gegenstande der Gesezgebung machte. Und dahin muß es kommen, wenn die unseligen Folgen dieser strafbaren

Sorglosigkeit nicht ganze Generationen morden, und selbst den wohlthätigen Wonnebecher der ehelichen Freuden vergiften sollen. Die Regierungen können in unserm Jahrhundert durchaus nicht gleichgültig über diesen Gegenstand bleiben, ohne sich des größten politischen Verbrechens schuldig zu machen; sie, die Wissenschaften und Künste und Luxus, und mit ihnen das ganze Gefolge der Laster und Ausschweifungen in ihre Staaten lokken; sie, die oft durch ihr Beispiel ein Feuer bei ihren Unterthanen anfachen, das bisher nur unter der Asche glomm, oder in keuschen Flammen der Sittlichkeit und ehelicher Liebe loderte. Entweder bannt den Luxus und seine Geschwister, die Künste, aus euren Staaten, ihr Fürsten, oder, da ihr das nicht könnt, so wandert entweder mit euren Unterthanen in die abgeschiedenen, einsamen Thäler Kolombonens, und lebt nach patriarchalischer Sitte von Milch und Brod — oder sorgt in Zeiten dafür, dem Ausbruch der wilden Fluten zu dämmen, die wie Gebirgströme sich über euer Land wälzen, und die Söhne und Töchter eures Landes mit sich in den Abgrund reissen. Legt den ungroßmüthigen Stolz ab, als sei dieser Gegenstand zu unedel für eure Würde; er betrift das Wohl der Blüthe eures Volks, es sind die Sehnen eurer Stärke, die er angeht. Aber verbannt auch die eitle Hofnung, durch Keuschheitskommissionen ein Uibel zu vertilgen, das schon seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt hat, und das

durch den Luxus erwärmt wird, den ihr doch nicht vertilgen wollt. —

Es ist beinah unglaublich, wie weit die Kurzsichtigkeit in manchen Fällen geht. Es existirte ehedem keine Schwefelhölzerkompagnie in Paris, die nicht in formam artis gebracht wäre, und ihre Zunftgesezze und Polizeigesezze, und Vorsteher und Aeltesten gehabt hätte; sogar die Blumenstrausverkäuferinnen (bouquètieres) machten eine eigene Gesellschaft im Staate aus, die nach Gesezzen und Vorschriften regiert ward, und die grosse, ansehnliche, wichtige Klasse der Freudenmädchen, die aus 40,000 Köpfen drunter und drüber besteht, hat bis dahin noch nicht einmal die mindeste Aufmerksamkeit der Polizei oder Regierung erregt — denn, daß man alle Monate einige Duzzend Mädchen einsperren läßt, das könnte man in gewisser Rüksicht eher Grausamkeit, als Vorsicht und Wachsamkeit nennen. — Wie lange die Gleichgültigkeit über diesen Gegenstand dauern wird, läßt sich schwerlich bestimmen. Vielleicht erwartet irgend ein menschenliebender, patriotischer, edler Mann nur die Gelegenheit, um ein Wort zu seiner Zeit zu reden, und den Gewalthabern im Reich mit lebendigen und starken Farben die Folgen ihrer Sorglosigkeit zu schildern.

Doch, ich lenke nach dieser kosmopolitischen Betrachtung wieder ein. — Also, wie gesagt, vier-

zigtausend Hauben etwa haben die Ehre, zu der Klasse der Geschöpfen zu gehören, die ihr eigenstes Eigenthum zu einem Gegenstande der öffentlichen Konkurrenz machen. Diese Anzahl ist zu groß, als daß es in derselben nicht unzählig viele Abstuffungen ie nach dem Gesichtspunkt gäbe, aus welchem man das Ganze betrachtete. Der meinige nöthigt mich, die besagten vierzigtausend Hauben in vier Klassen zu bringen, die sich iede von der andern durch wichtige Bestimmungen wesentlich unterscheiden.

In die erste Klasse gehören dieienigen Mädchen, welche die Wollust noch nicht zu einem Gewerbe machen, sondern nur Besuche von sehr vornehmen und reichen Herren annehmen. Diese nennt der Franzose Courtisannes und das Theater, besonders die Oper, füllt diesen Orden gewöhnlich aus seinem Mittel. — Wie der Abendstern unter seinen Gebrüdern, so stralt unter ihren Schwestern Guimard la Celèbre hervor. Seit mehr als dreissig Jahren der Neid aller Schönen in Paris, betritt sie izt mit glüklichem Erfolg die kühne Bahn der Ninon. Schon zwei und funfzig Jahre alt, ist sie noch immer die erste Tänzerinn der Oper, wo sie das Fach der zärtlichen Liebhaberinnen mit unbeschreiblich viel Wahrheit und Natur übernimmt. Auf dem Theater scheint sie durch Hülfe der unmerklichsten Kunst iünger als zwanzig, und ihr feiner proportionirlicher Körperbau

ist nichts weniger als ein Verräther dieser Kunst. Von so viel Grazie und Anmuth entzükt, und durch die lebendigste Darstellung der verschönerten Natur hingerissen, hätt' ich, aller beglaubten Erzählung zu Troz, für die Jugend und Einfalt der reizenden Schäferinn schwören mögen. — Auch sind die Kenner in den Logen nicht blind gegen diese Vorzüge gewesen; Mademoiselle Guimard besizt unermeßliche Reichthümer. Lange Zeit war sie das Mädchen der Mode. Das hohe Militär, die angesehensten Magistratspersonen, sogar die Klerisei bewarben sich um ihre Gunst. Unter den Kompetenten der lezten Klasse hat uns die Chronique scandaleuse den Namen des Herrn von Jarente, Bischofs von Orleans, aufbehalten. Seine Liebe für die schöne Guimard gieng so weit, daß er ihr Hotel fast zu seiner Wohnung machte. Er war es, der durch seine verschwenderische Freigebigkeit den Grund zu ihren grossen Reichthümern legte. Dies gab der wizzigen Arnoux Gelegenheit zu dem bekannten Bonmot: Je ne conçois pas, comment ce petit ver à soie est si maigre, il vit sur une si bonne feuille! * In den ersten Jahren ihres Glüks machte Mademoiselle

* Zum Verständniß dieses Einfalls muß man wissen, daß Mdlle. Guimard eher mager, als fett ist, und daß der Bischof damals eben die Feuille des bénéfices erhalten hatte.

Guimard einen treflichen Gebrauch von den Schäz-
zen, die wie Ströme in ihr Haus flossen. Sie leitete
sie in die Hütten der Armuth, die sie selbst aufsuchte,
und wo sie durch ihre Gegenwart und ihren gros-
müthigen Beistand das Elend zu trösten suchte.
Diese edlen Handlungen blieben der Welt nicht unbe-
kannt; Paris feierte sie durch seinen lauten Bei-
fall, und der Dichter Marmontel durch eine
schöne Epistel.

Indessen konnten weder Reichthum, noch Ta-
lente, noch Gönner die Schwester der Grazien für
Neid und Kabale sichern. Unter ihren vielen Neben-
buhlerinnen zeichnete sich Mademoiselle Dervieux
durch die Heftigkeit ihrer Verfolgungen aus. Beide
Partheien übergaben bald die Waffen in die Hände
ihrer Partisane, und nun begann der lächerlichste
Krieg, den ie die kleine Welt Paris erlebt hatte.
Abbe's wafneten sich gegen Abbe's, und Verse gegen
Verse. Man nahm von allen Seiten so viel Theil
an dieser Boutade, daß alles, was über diesen Ge-
genstand zum Vorschein kam, begierig verschlungen
wurde. Die ausführliche Geschichte dieses Streits,
nebst einer kleinen Sammlung von Aktenstükken kön-
nen meine Leser in dem verbotenen, verbrannten und
verdammten Espion du Boulevard, Tom. 2,
finden, wohin ich verweisen muß, weil ich mit Recht
befürchten müßte, durch ein näheres Detail meine

Skizzen von allen deutschen Toiletten exkommunizirt zu sehen.

So lange die Guimard glänzt, schimmert iede Schönheit nur schwach; aber sie wird nicht lange mehr glänzen. Neben ihr drängt sich ein Stern am Horizont herauf, der in seinem schönsten Morgen den Abend der Guimard begrüßt, und schon drängen sich die Erdensöhne um die Altäre der neuen Gottheit, indeß die ältere bei den Ruinen der ihrigen einsam trauert. Mademoiselle Saint Hüberty ist der Abgott des Publikums auf dem Theater und im Konzert; aber strenger in der Wahl ihrer Verehrer, und oft von dem Dämon der wunderlichsten Kaprize beherrscht, ermüdet sie den grossen Haufen ihrer Anbeter, und erbittert den kleinen, der seines Uibergewichts sich bewußt, nur zu siegen gewohnt ist. Da der Geschmak dieser vortreflichen Künstlerinn sehr fein, und ihre Fantasie so reich und mannigfaltig ist, so gilt in Modesachen ihr Urtheil, wie das Urtheil des Pabstes. Sie war die Erfinderinn der Hüte à la Marlboroug, von Paris bis Petersburg getragen.

Eine dritte Schönheit, die einst ihr Gebiet so sehr vergrösserte, und ihren Namen so berühmt machte, daß sie der Ehre genoß, in die Jahrbücher des Vergnügens als Stifterinn einer neuen Epoke eingetragen zu werden, war die Operntänzerinn

Dervieux. Ihr Kredit, der sich schon zu einer glänzenden Höhe geschwungen hatte, fiel aber auf einmal, als die berüchtigte Geschichte mit dem famösen Juden Peixotto bekannt wurde. Dieser Mann, der bizarreste Wollüstling des Jahrhunderts, dessen Name, zugleich mit dem Prozeß seiner Ehescheiduug, durch ganz Europa flog, liebte Mdlle Dervieux, und ward, troz seiner ausnehmenden Häßlichkeit und seines bizarren Geschmaks, wiedergeliebt; denn Peixotto war unermeßlich reich. In den Tete-a-Tetes fielen denn bisweilen äusserst wunderliche Szenen vor, die, vermittelst der Domestiken und Nachbarn, gar bald zur Kenntniß des Publikums gelangten. Unter allen lächerlichen Szenen aber war die Pfauenszene die lächerlichste; sie gefiel so wohl, daß man sie bald in Versen brachte, und durch Kupferstiche verewigte, schadete aber auch zugleich dem Kredit der Kourtisanne so sehr, daß sie seit der Zeit sehr still und eingezogen in ihrem prächtigen Hotel lebt. Die nähern Umstände, sowohl dieser Geschichte, als auch des wirklich sehr interessanten Ehescheidungsprozesses, der damals in ganz Europa Aufsehen machte, findet man in Espion anglais.

Von den berühmten Mädchen der neuesten Periode sage ich nichts, weil die meisten unter ihnen blühen und sinken, wie die Ephemeren, und nur äusserst wenige auf das Prädikat einer klassischen

Schönheit Anspruch machen dürften. Und diesen mag ein späterer Schriftsteller ein Recht wiederfahren lassen, welches um so unpartheiischer seyn wird, ie weniger Einfluß der Gegenstand alsdann auf das Kolorit des Gemäldes haben kann.

Zu der zweiten Klasse der Freudenmädchen rechne ich dieienigen, welche von Mannspersonen unterhalten werden. Ihrer sind etwa zehntausend, und der Pariser nennt sie Etretenues. Dieser Gebrauch, einer der unseligsten Folgen des Luxus, ist so allgemein und so wenig verächtlich, daß ein solches Mädchen sogar in guten Gesellschaften gelitten ist, und ganz und gar kein Geheimniß aus ihrer unrechtmässigen Halbehe macht. Sie nennt ihren Freund gewöhnlich mon amant, und fremde Leute, wenn sie in den Fall kommen, in Beiseyn einer von beiden Personen von der andern zu sprechen, bedienen sich zuweilen sogar der Worte epouse, marri. Die männliche Hälfte dieser unsittlichen und unpolitischen Verbindungen ist durch kein Gesez verpflichtet, nach einer Trennung für das mitleidenswerthe Geschöpf zu sorgen, welches oft das Opfer niedriger Ränke ist. Ein Polizeigesez, welches die höchstschädlichen und abscheulichen Gesellschaften zu förmlichen Halbehen, ungefähr nach Art der englischen Soldatenehen, veredelte, würde sehr heilsam seyn, und wenn die ganze Wirkung desselben auch nur die wäre,

daß die Kontrakte auf Wochen und Monate unterblieben, nach welchen die Mädchen sich wie Fiacres vermiethen.

In die dritte Klasse gehören die Freudenmädchen, welche entweder selbst für ihren Unterhalt sorgen, oder bei ehrwürdigen Matronen in Dienst stehen. Diese nennt man in Paris Filles; sie besuchen schon die Promenaden und Schauspiele, um auf unser Geschlecht Jagd zu machen; doch sind sie durchgehends sehr gut, oft prächtig, gekleidet, besizzen gemeiniglich einen ausgebildeten Verstand und Belesenheit, die sie sich in ihren vielen müssigen Stunden zu erwerben suchen, und erwarten den Antrag der Mannspersonen, den sie nie zuerst thun. An öffentlichen Orten affektiren sie eine Sprödigkeit, die den Ungeweihten ihrer Geheimnisse oft zurükschrekt, sobald man aber einen bedeutungsvollen Blik auf sie wirft, geben sie deutlich genug zu verstehen, daß sie nicht unerbittlich sind. Wenn man sie anredet, antworten sie mit kurzen, einsylbigen Worten; ihren Arm verleihen sie nicht iedem, so wie sie auch Anträge auf eine gute Art ausschlagen, die ihnen nicht gefallen. Ihre Unterhaltung ist lebhaft und geistreich, und kettet sich an ieden Gegenstand, den man auf die Bahn bringt. In ihren Zimmern ist man so sicher, als irgendwo, und wenn man sie spät in der Nacht verläßt, so sorgen

ihre Bediente für einen Fiacre. Sie schlagen keine Lustparthie aus, von welcher Art sie auch sei. Man kann mit ihnen auf einen oder mehrere Tage aufs Land fahren, und da sie sich in iede Gesellschaft zu finden wissen, so gewähren sie stets die angenehmste Unterhaltung. Die grosse Anzahl unverheiratheter Männer macht diese Klasse von Mädchen einer grossen luxuriösen Stadt höchst nothwendig; tausend Zweige des Erwerbes, eine unzählige Menge Künste und Handwerke werden durch sie in Thätigkeit gesezt, und so manches Souper, das ohne sie traurig und langweilig seyn würde, wird durch ihre Gegenwart belebt und entzükkend. So lange die blühenden Jahre währen, leben diese Mädchen gemeiniglich auf einen glänzenden Fuß; sobald das Alter sie aber verhindert, Eroberungen zu machen, sind sie der schreklichsten Dürftigkeit Preis gegeben, welcher sie dadurch auszuweichen suchen, daß sie den ehrenvollen Posten einer Vorsteherin irgend eines Tempels der paphischen Göttinn annehmen, oder sich als maquereuse gebrauchen lassen.

Die lezte Klasse von Freudenmädchen bilden die gemeinen Dirnen, welche ohne Erziehung, Talente und Geschmak, nur zur Befriedigung einer augenbliklichen groben Wollust dienen. Sie werden in Paris unter der Benennung Grisettes begriffen, und ihre Anzahl ist die stärkste. Tages über lassen sie

sich nirgend sehen, aber sobald es dunkel wird, durchstreichen sie die Gassen, und reden iede Mannsperson an, die ihnen begegnet. Einige postiren sich an die Thüre ihres Hauses, wo sie, wie Sentinelles, mit grossen Schritten auf- und abmarschiren; andere suchen durch die Macht der Beredsamkeit zu siegen, und schildern mit den brennendsten Farben die geheimen Freuden, die sie gewähren; noch andere lauern an den Fenstern, und zischen ieder Mannsperson zu, daher ein solches Geräusch in manchen Gassen entsteht, daß ein Unwissender glauben sollte, sie wären nur von Heimchen bewohnt. Die Rue Saint-Honore ist der vornehmste Tummelplaz dieser verächtlichen Kreaturen. — Oft wagen sie es auch, die kleinen Schauspiele zu besuchen, wo man sie mit ihren männlichen Nachbarn in den schamlosesten und vertraulichsten Stellungen sieht. Es gereicht der pariser Polizei eben nicht zur Ehre, daß diesen Mißbräuchen nicht gesteuert wird, die so sehr um sich greifen, daß kein ehrliches Frauenzimmer es mehr wagen darf, die kleinen Schauspiele zu besuchen. — Die elenden Geschöpfe aus dieser Klasse wohnen alle in Chambres garnies, und müssen, weil ihre Renten so unsicher sind, ieden Abend ihren Miethzins abtragen; bleibt dieser einmal aus, so werden sie augenbliklich aus dem Hause geiagt. Alle Monate stellt die Garde eine Untersuchung unter den Grisettes an, und dieienigen, welche eine gefährliche Krank-

heit

heit besizzen, werden nach Bicetre transportirt. Diese Visitation gab mir einsmals Gelegenheit einem sonderbaren Auftritt beizuwohnen. Eines Abends, da ich nach Hause gieng, und eben zur Hausthüre hineintrat, warf sich ein Mädchen, welches hinter derselben gestanden hatte, plözlich in meine Arme. Ihre Kleidung war äusserst verstört, ihr Haar flog wild um ihren Nakken; mit Thränen in den Augen und in der Sprache der Verzweiflung flehte sie mich um Rettung und Erbarmen an. Noch gänzlich unbekannt mit den Kunstgriffen dieser feilen Buhlerinnen, fühlt' ich mich schon durch die Erzählung ihrer Unglüksfälle gerührt, als der Wirth des Hauses erschien, der sie denn in die Stube nöthigte. Hier wiederholte sie ihre künstlich gesponnene Erdichtung, wodurch sich aber Leute nicht täuschen liessen, die solcher Auftritte schon gewohnt waren. Die Wirthinn schlug ihr das Nachtquartier unter dem Vorwande ab, daß kein Plaz mehr im Hause wäre. Ein seidenes Mäntelchen und ein paar Kleidungsstükke, die sie in der Angst noch zusammengeraft hatte, waren der ganze Reichthum dieser Unglüklichen, welche wahrscheinlich die Nacht unter freiem Himmel zugebracht hat. —

Ehe ich diesen Artikel verlasse, muß ich noch einen Gegenstand berühren, dessen Schlüpfrigkeit meine Feder nicht zurükhalten darf, da sie einmal ein sittliches Gemälde unternommen hat. Die französische

Nation, und besonders die Einwohner der Haupt-
stadt, sind sehr zu unnatürlichen Ausschweifungen
geneigt; ein Vorwurf, den der Nation schon so
manche patriotische Schriftsteller gemacht haben, und
den man durch den Einfluß des Klima, die geringe
Schönheit des Frauenzimmers, die Nähe von Ita-
lien, die Folgen einer weichen, weibischen Lebens-
art, und hauptsächlich durch die Furcht für anstek-
kende Krankheiten, zu beantworten sucht. Und in
der That haben die Pariser noch immer einige Ent-
schuldigungen mehr, als die Berliner.

Ein genaues Detail aller Verirrungen des
menschlichen Geistes von dieser Seite zu zeichnen,
würde eine unschikliche und unnöthige Wiederholung
der Galanterien von Berlin seyn, die mit
gewissen Modifikationen auch Galanterien von Paris
heissen könnten. Ich schränke mich daher nur auf
Einen Gegenstand ein, der vorzüglich in die Karakte-
ristik dieser leztern Stadt zu gehören scheint.

Das weibliche Geschlecht, das hier unendlich
thätiger, unendlich mehr in alle Geschäfte des Lebens
verwikkelt ist, als irgendwo, hat daher auch bald
die schüchterne Schaam verloren, die der schönste
Reiz und oft nur der einzige Bürge für die Tugend
desselben ist. In eben dem Verhältniß, in welchem
die Vertraulichkeit beider Geschlechter gegen einander
stieg, in eben dem Verhältniß nahm auch die

Sehnsucht, das Verlangen nach engern Verbindungen ab. Die Leichtigkeit, sich iede Art von Wollust oder Vergnügen zu verschaffen, die innerhalb den Grenzen der Natur blieb, machte diese bald gleichgültig und minder gesucht, und die Furcht, durch den nähern Umgang mit dem männlichen Geschlecht vergiftet zu werden, verwandelte endlich diese Gleichgültigkeit in Abneigung, welche zwar nicht allgemein wurde und werden konnte, sich aber doch so sehr ausbreitete, daß man die Weiber dieser Art schon zu einer besondern Sekte zu rechnen anfieng. So entstand allmälig iene für die Menschheit so entehrende und fürchterliche Zunft *, oder vielmehr, so lebte sie wieder aus der Vergessenheit auf, in welcher sie, seit den Zeiten der Griechen und Römer, begraben gelegen hatte. Ihre Anhänger sind so zahlreich geworden, daß man dem weiblichen Geschlecht den Vorzug in Theorie und Praxis aller ersinnlichen Ausschweifungen vor dem männlichen Geschlecht zusichern muß. Man urtheile nur aus diesem Umstande auf den Geist des Ganzen!

Die Vestalen haben vorzüglich zwei Versammlungsörter in Paris. Aber der vornehmste Tempel der Vesta ist in dem Hause der Madame de F. Die Existenz desselben ist ein so merkwürdiges mo-

* Die Zunft der Tribaden, oder wie sie sich selbst nennen, der Vestalen.

ralisches Phänomen, als nur immer Williams deistischer Tempel und ein so starker Zug in der Karakteristik unsers Jahrhunderts, daß die richtige Darstellung aller Grundsäzze und Gebräuche dieser ausgearteten Menschengattung ein schäzbares Vermächtniß für die Philosophen der Nachwelt seyn würde. Die Idee dieser Ausschweifungen gränzt an das non plus ultra der menschlichen Erfindungskraft; sie ist ein Bastard der feinsten Theorie der sinnlichen Empfindungen und der wildesten, ausgeartesten Fantasie.

Die Verbündeten werden in Postulantes oder Novizen, und in Femmes oder Geweihte eingetheilt. Alle von dem Gesez der Vesta ausgeschlossene Frauenzimmer werden Profanes, und diejenigen, die sich zur Aufnahme gemeldet haben, Desirantes genannt. Leztere sind natürlich der Aufnahme nur dann fähig, wenn sie gewisse Eigenschaften besizzen, die meine der Naturgeschichte kundige Leser sehr leicht errathen werden. In dem Fall, daß das profane Subiekt tauglich ist, wird es folgender Gestalt eingeweiht. Die Desirante wird in den Versammlungssaal geführt, unterdeß zwei Geweihte Wache halten: dieser Saal ist sehr schön, und hat eine völlig runde Form. In der Mitte desselben stehen vier Altäre, auf welchen stets das vestalische Feuer unterhalten wird. Den vornehmsten Altar ziert die Büste der Sappho,

als der Schuzheiligen des Tempels; neben ihr prangt der Ritter d'Eon, dessen Büste ein Meisterstük der Bildnerei seyn soll, und von dem berühmten Houdon gefertigt ist. Rund umher an der Wand stehen die Büsten der Griechinnen, deren Sappho in ihren Liedern erwähnt hat. Die Priesterianen sizzen auf kleinen Ruhebetten; auf iedem derselben eine Geweihte und eine Novize. Die erstern tragen eine feuerfarbne Levite und einen blauen Gürtel; die leztern eine weisse Levite und einen rosenfarbnen Gürtel.

Zuerst wird in Beiseyn der Desirante, über ihre Zulassung zu den Prüfungen, gestimmt. Alsdann wird sie in einen Zustand versezt, der den prüfenden Blikken der geweihten Kennerinnen keine Hindernisse macht; eine der ältesten Priesterinnen liest die Uibersezzung eines lateinischen Gedichts des Johanns von Nevizan vor *, welches das Formular ist, nach welchem die Untersuchungen angestellt werden. Dies Gedicht fordert dreissig Schönheiten von einem vollkommenen Mädchen; wenn die Desirante sechszehn derselben besizt, ist sie der Aufnahme fähig. Sie wird alsdann mit gewissen unbekannten Feierlichkeiten zur Novize geweiht, und legt einen Eid ab, dem vertrauten Umgange mit dem männlichen Geschlecht

* Triginta hæc habeat quæ vult formosa videri Fœmina! Sic Helenam fama fuisse refert &c.

gänzlich zu entsagen, und sich dem Genuß reinerer und gefahrloser Freuden zu widmen. Den Beschluß der Weihe macht ein Mahl, welches durch Allegorien und Gesang unterrichtend für die Novize wird.

Die Proben für die Postulantes, welche in die höhere Klassen aufgenommen werden sollen, sind sehr schwer. Man verschließt sie in ein Kabinet, das durch die lebendigsten Vorstellungen den Gedanken an die Liebe des männlichen Geschlechts rege machen kann, und in dessen Mitte die Statue einer gewissen römischen Gottheit in all ihrer Energie aufgestellt ist. Am Fuß dieser Statue ist ein Kohlfeuer, welches, sobald man vergässe, es durch gewisse Materialien zu unterhalten, oder sobald man zuviel von denselben hineinthäte, verlöschen würde. Die Novize ist daher genöthigt, in iedem Augenblik etwas von diesen Materialien hineinzuwerfen, und wenn sie sich durch das Spiel ihrer Fantasie verleiten liesse, dies nur einige Minuten zu unterlassen, so würde das Feuer verlöschen, und ein Beweis ihrer Zerstreuung und Schwäche werden. Diese Prüfungen dauren drei Tage. Bei der Stuffenweihe der Novizen halten die Priesterinnen Reden; eine gewisse berühmte Schauspielerinn, die Deutschland auch in seinen Gränzen gesehen hat, ist als eine vortrefliche Rednerinn bekannt geworden, und ihre Reden sind gedrukt.

Dieser seltsame Bund hat die Ehre, Damen aus den höchsten Ständen unter seine Priesterinnen zu

zählen; doch, was die Klätscherinn Fama von — und — sagt, darf die bescheidene Feder des Schriftstellers nicht nacherzählen.

Mademoiselle A — x hält alle Donnerstage einen Klub, dessen Zwek mit dem des vestalischen Tempels übereinkommt, und sich nur durch gewisse Abweichungen in den Zeremonien unterscheidet. Ce Sénat auguste, sagt ein famöser Schriftsteller, est composé des T. les plus renommées & c'est dans ces assemblées que se passent des horreurs que l'écrivain le moins délicat ne peut citer sans rougir. — Und also auch kein Wort weiter von der ausgearteten Menschheit!

* * *

Ich beschliesse diese Rubrik mit einer kurzen Nachricht von dem izigen Zustande der französischen Bühne, so wie mich eigene Erfahrungen und fremder Unterricht belehrten.

Das französische Theater (Théatre français) hat den Rang vor allen übrigen Bühnen, und wird als das erste Theater der ganzen Nation angesehen. Hier soll sich der Geschmak und die Kunst mit dem Genius der Nation vermälen, hier sollen die Meisterstükke der dramatischen Dichtkunst durch die vollkommenste Darstellung den Hof und die Stadt ergözzen und unterrichten, einer Welt von Fremden

der Barometer der Kunst und des Geschmaks, und der Provinz das edelste Muster der Nachahmung seyn.

Vor Korneille und Moliere hatte Frankreich gar kein Theater. Die Bühne war der Sammelplaz elender Marktschreier, die unter dem Namen der Brüderschaft des Leidens geistliche Gegenstände dramatisirten und vorstellten, aber bald von andern Schauspielern verdrängt wurden, die das Publikum mit lustigern Dingen unterhielten, und sich les Enfans sans souci, und ihre Vorstellungen Moralités nannten. Diese Theater waren oft das Organ der Politik, aber Geschmak und Kunst waren nirgend weniger zu Hause. Nun standen iene beiden Männer auf, und schufen das Théatre français. Die Kunst gieng mit Riesenschritten der Vollkommenheit entgegen; Dichter und Schauspieler wetteiferten, sie der Vollendung näher zu bringen, und es gelang ihnen so gut, daß alle Nationen die französische Bühne für die Schule und den Richterstuhl der dramatischen Kunst und des ächten Geschmaks erklärten. Das goldne Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, die glükliche Zusammenkunft so vieler grossen Genies, die Prachtliebe und Verschwendung des Königs, der Hang der Nation zu Vergnügungen, alles vereinigte sich, einer Kunst Nahrung zu geben, die nur im Schoosse des Luxus erzeugt wird, und nur durch ihn zur Reife gedeiht.

Der rasche Gang, mit welchem die französische Bühne ihrem Ziel entgegen eilte, ließ keinen Wunsch mehr übrig. Sie war die erste, welche den verheißnen Lorbeer ärndtete. Ihre Söhne und Schüler weideten sich an den erwärmenden Stralen, die der Glanz ihrer Vorgänger auf sie warf, und vergassen darüber, daß die Kunst nothwendig steigen muß, wenn sie nicht sinken soll. Das betäubende Händegeklatsch der entzükkenden Pariser und die Stimme des Vorurtheils im Auslande wiegte die Söhne der Kunst allmälig in iene behägliche Sorglosigkeit, die den Fortschritt der Bühne hemmte, unterdeß die barbarischen Nachbarn des Königreichs mit langsamen, aber desto sichererm Schritt einen Hügel nach dem andern erklommen, und schon die Morgenröthe des guten Geschmaks aufgehen sahen. Der Ruf dieser Revolution drang endlich auch bis ans Ufer der Seine; die Kunstiünger erwachten aus ihrem Schlummer, aber zu spät! Rund um sich her sahen sie den Italiener, den Britten, den Deutschen im Glanz der Morgensonne stehen; sie rieben wohl fleissig die Augen, und fragten sich untereinander, ob das Wahrheit oder Täuschung sei, was sie sahen? Einige Männer, mit grossen Brillen auf der Nase, sahen auch hin, und überredeten nun die Nation, es sei ein Gesicht, das wohl von dem Widerschein der Sonne, die sie umglänzte, herrühren könne. Die Nation iauchzte diesem Einfall zu, und seitdem ist es Glaubensartikel in den

französischen Dramaturgien, daß die Ausländer eigentlich nur wie Irrwische in Sümpfen leuchten, deren Schein verschwindet, so bald der gallische Apoll mit seinen Sonnenrossen am Horizont erscheint.

Wir sind der Geschichte des französischen Theaters, von seiner Entstehung bis auf den gegenwärtigen Augenblik, gefolgt; izt wollen wir den Umriß seiner izigen Gestalt zu zeichnen versuchen. Ein Rükblik auf die goldne Epoke der Kunst wird uns den Weg dazu bahnen.

Die dramatische Dichtkunst der Franzosen, selbst in ihrem glänzendsten Period, hält keine Vergleichung mit den größten Meisterstükken der Engländer und Deutschen aus. Dies ist eine Wahrheit, die manchem meiner Leser kühn, oder neu, oder unerwiesen scheinen wird. Sie ist keins von alle dem; wo die Vergleichung so leicht, und die Gründe für so überwiegend sind, da heischt es wenig Kühnheit oder Hang zum Paradox, um einen solchen Saz zu behaupten; neu ist dieser so wenig, daß schon viele Männer von Einsicht und Kenntniß das nämliche behauptet haben; und unerwiesen mag er meinen Leser so lange scheinen, bis sie die Gründe, die ich zur Unterstüzzung desselben beibringe, werde gelesen haben.

Um alles, was ich zur Beantwortung der drei gerügten Einwürfe anführen könnte, in Eins zusam-

menzufassen, und mir zugleich die Bahn für meine ferneren Bemerkungen zu bereiten, sezze ich folgende Stelle aus dem Aufsaz eines würdigen Gelehrten her, dem Niemand, der ihn kennt, die reifste Kenntniß von unserer Literatur und von der französischen Bühne absprechen wird *. Diese Stelle sagt alles, was ich nur hätte sagen mögen, und wo ich von der Meinung des Verfassers abgehe, da werde ich in der Folge Gelegenheit haben, die Meinigen beizubringen.

„Was sind denn iene bonnes pieces françai-„ses, wovon so viel Aufsehens gemacht wird? Lasset „sie uns doch ein bischen näher beleuchten! Die glän-„zendste Periode des französischen Theaters war doch „wohl das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und „Fünfzehnten; denn von dem gegenwärtigen kann „gar nicht die Rede seyn, weil die wenigen bessern „französischen dramatischen Schriftsteller der gegen-

* Dieser Aufsaz steht im fünften Heft des Pfalzbairischen Museums von 1786, und rührt, ausser allem Zweifel, vom Freiherrn von Knigge her. Er führt die Aufschrift: Impertinenz eines französischen Schriftstellers, und widerlegt das seichte Gewäsche des Franzosen über unser Theater so kräftig und warm, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn zum Theil hier einzurükken. — Die Impertinenzen sind hauptsächlich folgende: Il n'a peutêtre manqué à Mr. Lessing & à Mr.

„wärtigen Zeit nicht nur sich nach ausländischen Mu-
„stern zu bilden anfangen, sondern auch auf alle Art
„die Uibersezzungen fremder Schauspiele begünstigen.

„——Die schönsten Trauerspiele von Voltaire,
„Corneille und Racine haben alle einerlei Schnitt.
„Im ersten Auftritte plagt meistentheils der Konfi-
„dent den Helden so lange, bis er ihm den Plan des
„ganzen Stüks erzählt hat. Die schöne Versifikation
„und einige hübsche Sentenzen ausgenommen, die,
„wie Purpurlappen, aller Orten angeheftet sind, wo
„sie auch nicht passen, und oft gar nichts sagen, ist
„das Ganze wahrlich nicht von so grossem Gewicht.
„Keine Wahrheit in Zeichnung der Karaktere, kein
„warmes Kolorit, keine rasche Handlung, kein In-
„teresse, das uns mit sich fortreissen könnte, alles
„langweilig, schläfrig, Menschen von konventionel-
„ler Schöpfung, nicht wie sie in der Natur sind,

Weiſſe, pour égaler ce que nous avons de plus grand dans le genre dramatique, que d'être nés à Paris. — Nul encouragement de la part des princes, aucune recompenſe, aucune diſtinction à eſpèrer, peu de bon acteurs, un parterre, incapable de ſentir le merite d'une bonne pièce & conſequemment d'éclairer le poëte, &c.

„sondern wie der Wohlstand befiehlt, daß man sagen „solle, daß sie seien. — Moliere und Marivaux sind „todt; Frankreich hatte keine Komiker mehr! Und ist „nicht selbst in den vortreflichen Stükken dieser Män„ner sehr vieles übertrieben, Wahrscheinlichkeit aus „den Augen gesezt? — Im ernsthaften Drama sind „uns die Franzosen gewis nicht vorgekommen, und „höchstens die wenigen Stükke von Baumarchais, „Diderot und Falbaire ausgenommen (in Merciers „Dramen herrscht zu viel Deklamation und zu wenig „Handlung) haben sie nichts aufzuweisen, das unsern „Werken in der Art gleich käme..„ —

Welcher Franzose, der unsere Literatur kennte, und unpartheiisch genug wäre, hätte wohl das Herz, gegen diese Vorwürfe aufzutretten, und sie zu wiederlegen? Ist es nicht wahr, daß ihre schönsten Trauerspiele ein monotonisches Gewinsel sind, welchem kein Deutscher, der an raschen Gang der Handlung, an lebendiges fortreissendes Interesse, an starke rührende Züge, an unerwartete grosse Katastrophen gewöhnt ist, mit wahrem Vergnügen zuhören kann? Ist es nicht wahr, daß die Franzosen, sie, die so strenge über Wahrscheinlichkeit halten, die Wahrheit so oft aus den Augen sezzen? daß sie, die so äusserst empfindlich gegen die Vernachlässigung der Einheiten sind, oft der Natur so sehr vergessen? Sind die Helden ihrer Tragödie wohl etwas anders,

als Hirngeschöpfe der Dichter, eingezwängt in die Schnürbrust des Wohlstands, und ausgerüstet mit hohen Sentenzen? Ist wol etwas unnatürlicher, als das Versegeleier, das man dadurch erträglich zu machen sucht, daß man die Szene hundert Meilen weit an den Ganges, oder Säkeln hinauf in Zeiten versezt, die der gewöhnliche Mann entweder gar nicht kennt, oder wovon er sich die seltsamsten Vorstellungen macht? Ist es wohl zwekmässig, den grossen Haufen der Bürger in das Schauspiel zu führen, um ihn über Regentenpflichten und Herrschertugenden zu unterrichten, um ihn mit einer Handlung zu unterhalten, an welcher er gar keinen Theil nehmen kann, weil die Personen, die er handeln sieht, weder Stand, noch Vaterland, noch Sitten mit ihm gemein haben? Ist wohl etwas unerträglicher, als das Einerlei, das in allen französischen Trauerspielen herrscht, die sorgfältige Vermeidung iedes komischen Zuges, der nimmer fortschreitende Gang, der pathetische und feierliche Dialog, die rednerischen Monologe?

Was sind ihre Lustspiele — wenige grosse Meisterstükke ausgenommen — anders als einseitige Behandlung Eines Karakters, wo alle übrige Personen um eines Einzigen willen da sind, und wo das Publikum für Langeweile vergehen möchte, sobald dieser Eine vom Schauplaz tritt? Wo wird das

unnatürliche Versgeplauder unnatürlicher, als in der Komedie? Wie viele Lustspiele giebt es, wo das Interesse der Handlung allein im Stande wäre, den Zuschauer zu fesseln, wenn man einzelne komische Züge abrechnete? —

Ich würde kein Ende finden, wenn ich meine Vorwürfe verfolgen wollte; das Angeführte ist indessen hinlänglich, die aufgeworfene Frage zu entscheiden. Nur einem sehr scheinbaren Einwurf will ich noch begegnen, der sogar von Männern gemacht wird, denen eine Stimme im Tribunal zukömmt, und den alle Franzosen sogleich bei der Hand haben, sobald man ihnen die mannigfaltigen Schwäche ihres Theaters vor Augen rükt. Es heißt nämlich: wenn die Bühne das Gepränge aller Sitten, Gebräuche, Eigenheiten, Nationalgebrechen und Tugenden eines Volks tragen soll, so muß sie natürlich sehr viel eigenes haben, das anderen Nationen, die sich wesentlich in Karakter und Verfassung unterscheiden, auffallen, und sogar mißfallen kann; dies müßte man aber alsdann dem Theater nicht zur Last legen, das nur für diese und nicht für andere Nationen da sei. — Dieser Einwurf schüzt bei weitem nicht gegen alles, was man wider das französische Theater anführen kann, und selbst da, wo er eine Schuzwehr seyn soll, ist er es nicht. Denn was kann die Kritik dazu, daß der Franzose ein

eignes Medium hat, wodurch er die Gegenstände betrachtet, daß er Natur auf der Szene nicht leiden mag, daß er lieber die Gedanken des Dichters in Versen verwässert, als in starke erschütternde Prose zusammengedrängt, hört; daß er den Menschen nicht so, wie er ist, sondern wie er gefällt, auf dem Theater sehen mag? — Die Nation mag immer ihre Meisterstükke haben, die nur ihr gefallen können; das ficht der Kritiker nicht an; aber obiektive Meisterstükke sind das nicht, und von denen ist die Rede, und dafür dringt der Franzose seine dramatische Werke den andern Nationen auf.

Uiberdem liegen iene Züge nicht im Karakter der Franzosen; sie sind blos nur ein unseliges Gemengsel von Regeln und Theorien auf das Theater verwiesen, wo sie seither noch immer Stand gehalten haben, ohne sich durch die Bemühungen neuerer und älterer Schriftsteller vertilgen zu lassen.

„Schön ists, wenn die französische Delikatesse „durch Pariser Bluthochzeiten, durch Dragonaden, „durch türennische Länderverwüstungen durch Kö„nigsmorde, durch unschuldige Hinrichtung des ar„men Kalas beleidigt wird; sie dulde es nicht, daß „Hospitäler Mörderhölen werden; daß auf den Ga„leeren mancher Unschuldige Todesmartern leide; „aber sie wolle nicht die seufzende Unschuld und das

„unterdrükkende Laster, die Wut der Leidenschaften
„und die Verirrungen des menschlichen Herzens auf
„ihren Bühnen, da wo der Ort ist, starke Bilder
„von der Art aufzustellen, um den schlummernden
„Böswicht aus seinem Gewissensschlafe zu wekken;
„sie wolle nicht dies alles nur hinter dem Schleier,
„verschönert, gemildert sehen, und selbst im Trauer-
„spiele nur amüsirt seyn. Sie dulde es nicht, daß
„eine glükliche, friedliche, treue Ehe in Paris zum
„Gespötte diene, daß sogar Weiber nicht mehr Lieb-
„haber, sondern Mätressen halten; aber sie möge
„Marwoods und Milwuths auf der Bühne sehen;
„sie fühle die Wunden, die der Nation P. und B.
„versezt haben, und erstarre vor dem durch ihre
„würdigsten Männer geschilderten Verderbniß der
„Sitten; aber sie fahre nicht zusammen über ieden
„kühnen unschiklichen Ausdruk, und verlange nicht,
„daß auf dem Theater der Bootsknecht reden soll,
„wie der Markis.„ —

Diese Nebeneinanderstellung beweist hinlänglich, daß die Mängel des Theaters nicht Mängel im Karakter der Nation sind, und daß das französische Theater sehr reich an auszeichnenden Karakteren, an starken und schreklichen Situationen seyn könnte, ohne dem Zuschauer etwas anders zu zeigen, als was er täglich im Leben vorgehen sieht. Der alltägliche Einwurf, als seien die Franzosen gewohnt, alles

durch ein milderndes, sanfter kolorirendes Medium zu sehen, fällt nun durch einen ganz natürlichen Schluß weg; denn wie kann das auf dem Theater schokiren, woran unser Auge schon durch lebenswierige Erfahrung gewöhnt, und womit es so vertraut geworden ist. Dieser Schluß ist so wahr, daß ihn die tägliche Erfahrung bestätigt. Das delikate pariser Publikum hat einen ausserordentlichen Hang zu grossen, schreklichen Schauspielen; die Dramaturgen und Psychologen mögen sich heiser schreien, daß die Nation ihren Karakter auf dem Theater nur in mattgeschliffenem Spiegel sehen mag; die Nation beweist das Gegentheil. Sie liebt starke, kräftige Züge, und findet immer mehr Geschmak daran, seitdem sie die englische und deutsche Bühne etwas näher kennt, und die Natur in ihrem unverhüllten Reiz gesehen hat. Folgende Anekdote, die ich aus einer sehr bewährten Quelle entlehne, mag für die Wahrheit des Gesagten sprechen.

Als Garrik in Paris war, gerieth er mit einem der ersten französischen Schauspieler in einen lebhaften Streit über eben den Gegenstand, den wir izt untersuchen. Garrik pries seine Nation glüklich, daß sie nicht zurükbebte vor der Darstellung der nakten Wahrheit auf dem Theater, und spottete der französischen Bühne; die die Natur nicht anders als drappirt leiden mag. Der Franzose, der seine Na-

tion sehr schlecht kannte, behauptete im Gegentheil, dies sei ein Vorzug der französischen Bühne. Beide Partheien blieben, wie es gewöhnlich geschieht, bei ihrer Meinung. — Kurz nach Garriks Rükkunft in England ward auf dem londner Theater das bekannte fürchterliche Stük Beverlei gegeben, und beinah zu gleicher Zeit erschien dies nämliche Trauerspiel, in Saurins Uibersezzung, auf dem französischen Theater in Paris. Garrik schrieb an seinen ehemaligen Gegner:

Le croiriez-vous, mon cher M. on a donné Beverley, & contre mon attente la pièce n'a pas réussi.

Der französische Schauspieler gab zur Antwort:

Le croiriez-vous, mon cher Garrick, on a donné Beverley, & contre mon attente la pièce a été bien reçu.

Garrik schrieb flugs nach Paris:

Je crois, que nous devenons Français, & que vous devenez Anglais; je ne sais, ce que chacune des nations peut y gagner, mais je sais bien ce qu'elles peuvent perdre.

Diesen Schwung der Nation suchen izt alle patriotische Schriftsteller zu befördern. Uiberzeugt, daß

der sittliche Endzwek der Bühne nur durch nakte, kräftige, rührende, erschütternde Darstellung der Wahrheit erreicht werden kann, arbeiten sie mit gemeinschaftlichen Kräften, das Vorurtheil zu verbannen, welches der Natur bisher den Eintritt in den Tempel Thaliens versagte, wenn sie nicht à la française ajüstirt war. Merciers Don Karlos, Dübuissons Thamas-Koulikan und Agnes Bernauerin, Beaumarchais Figaro, Ramonds Guerre d'Alsace, u. a. m. haben die Bahn gebrochen, auf welcher nun schon mehrere Schriftsteller mit glüklichem Erfolge fortschreiten. Die neueste vortrefliche Übersezzung des Shakespeare, und Friedels Théater allemand mögen auch das Ihrige zu dieser Revolution beigetragen haben; wiewohl das leztere Werk von einer andern Seite so viel Tadelnswerthes hat, daß dies kleine Verdienst verschwindet. — Die Franzosen sehen also einer neuen, grossen und unerhörten Revolution ihres Theaters entgegen, die gewiß früher oder später eintreffen wird.

Aber wieviel läßt sich von der folgenden Schriftstellergeneration hoffen? Warlich, wenn wir den Gang der dramatischen Dichtkunst seit Ludwig dem Vierzehnten berechnen, so müssen wir aus der Analogie auf eine trübe Zukunft schliessen. Der izige Zustand der Bühne gleicht einer Ohnmacht, aus welcher sie nur dann und wann erwacht, um zu zeigen,

daß sie noch lebe. Ihr Jugendfeuer ist erloschen, ihre Manneskraft dahin; sie vermag kein Werk mehr zu erzeugen, das den Stempel der Unsterblichkeit trüge; sie adoptirt daher die Produkte des Auslands. — Das ists, was schon im Jahr 1768 ein grosser Kenner * von der französischen Bühne sagte: „In „ieder Kunst giebts eine höchste Stuffe, dann wan„dert sie wieder bergab. Das Lustspiel artet nun „zurük; keine neue Arbeit ist mit dem Menschen„feinde, dem Geizigen und dem Tartüff zu vergle„chen. Man hat zuweilen diese Meinung die „Schuzrede der Ohnmacht genannt; die Sitten, sagt „man, ändern sich täglich, und bieten also neuen „Stoff zur Schilderung dar; aber, wenn auch Ton „und Lebensart, und Wiz und Mode ewig wechseln, „so erhält sich dennoch die Natur, welche immer „die nämliche war; ihre grossen Züge sind verbraucht. „In Frankreich trift man iezt nur auf Nuanzen, auf „Eigenheiten kleiner Zirkel, auf einzelne seltne Va„rietäten. Der Wohlstand richtet alle Geister und „Herzen nach Einem Leierstük hen ab. Ihre Mei„ster haben in der Fülle gepflükt; sie lesen iezt nur „dürftig nach, und sammeln taube Früchte.„

So steht es also um die dramatische Kunst, und das wären die Aussichten, die sie zu hoffen

* Sturz, in seinem eilften Briefe, im ersten Th. seiner Schriften.

hätte! Izt wollen wir den Zustand der Schauspielkunst zergliedern.

Wenn die Kunst des Schauspielers treue, gefühlte, lebendige Darstellung der Natur seyn soll, so ist sie, meinem Urtheil nach, nirgend weniger als in Paris zu Hause. Es ist wahr, dies dreiste Urtheil widerspricht der Stimme eines ganzen Volks, und ich besizze nicht so viel Selbstliebe, es demungeachtet für untrüglich zu halten; aber ich habe auch nicht so viel Verläugnung, das sorgfältige Resultat meiner Empfindungen und Beobachtungen für falsch zu erklären. Hier gilt keine Autorität, und wenn es die Autorität einer ganzen Nation wäre.

Wenn es wahr ist, daß die ewige Natur dieselbe bleibt, und daß ihre Sprache von einem Pol zum andern einerlei ist, und nur durch Klima und Nationalkarakter nüanzirt wird, so muß sie Jedem allenthalben gleich verständlich bleiben, dem Lapländer in Paris, und dem Pariser im Lapland; weil die Natur in Paris und in Lapland dieselbe bleibt. Warum verstanden die Spanier die Minensprache der Amerikaner? und wie kam es, daß die Otaheiter keinen Dollmetscher brauchten, um die Engländer zu verstehen? Der Kontrast kann doch schwerlich weiter getrieben werden, als er es zwischen diesen Nationen war. Wenn man das Eigne, Abentheuerliche der französischen Bühne, welches man den französischen Theateranstand nennt, für eine blosse Modifikation

in der Sprache der Natur halten wollte, wie sehr müßte alsdann die Mimik der Otaheiter von der unsrigen abstehen, da die französische, durch so geringe Verschiedenheiten in Nationalkarakter und Klima, schon so stark von der unsrigen abweicht?

Wenn es eine Sprache der Natur giebt, die allenthalben gleich verständlich ist, so muß es auch Grundbestimmungen und Gesezze für dieselbe geben. Und wenn es Nüanzen (nicht Modifikationen) in derselben giebt, so müssen diese durch Nationalkarakter und Klima bestimmt werden.

Diese Säzze, die hoffentlich Niemand leugnen wird, sind es, auf welche ich die Gründe für meine Behauptung stüzze.

Das Théatre français scheint einen eignen Kodex für die Schauspielkunst zu haben, der sich aber nicht durchaus auf die Gesezze der allgemeinverständlichen Natursprache gründet. Er weicht zuweilen so sehr von diesen ab, daß ich manchmal, wenn ich zu weit von den Schauspielern entfernt war, und diese leise sprachen, in der Mimik eines Akteurs ganz eine andere Handlung oder Leidenschaft las, als mein Nachbar, der Pariser. Bei den meisten Schauspielern trug sich dies fast beständig zu, so oft ich die nämliche Beobachtung machte; ie grösser der Schauspieler aber war, desto seltner wurde der Fall, und bei Herrn Mole oder Mademoiselle Saint-Val hat er sich

nicht ein einziges Mal zugetragen. Die grossen Künstler haben also eine durchaus allgemein verständliche, deutliche, lebendige Mimik? — und das pariser Publikum erkennt sich doch auch für grosse Künstler? — Ich schliesse hieraus, daß iene Nationalnüanzen unächt, und nur eine elende Beihülfe schwacher Künstler sind.

Dies zu schliessen habe ich aber noch einen andern Grund. Die Nüanzen, die ein Volk seiner Geberdensprache zusezt, müßten doch aus dem Nationalkarakter desselben, aus seiner Regierungsverfassung, aus seinen Sitten, aus seinen Gebräuchen hergenommen seyn; dies ist aber ganz und gar nicht der Fall bei den Franzosen. Wo existirt denn wohl der französische Theateranstand, das Armenspiel, der Tänzerschritt, der deklamatorische Sentenzenton, das unnatürliche und abscheuliche Steigen und Fallen der Stimme im Affekt, das mir iedesmal Ekel erregt hat — wo existirt denn das alles in der Gesellschaft, unter den Menschen in Frankreich? Ein Theaterheld im Zorn ist ganz ein anders Geschöpf, als ein Zorniger im gemeinen Leben; ein König im Trauerspiel geberdet sich so albern, als wohl nimmer ein König von Frankreich gethan hat; ein Verliebter stellt sich ganz anders, als er thun würde, wenn er es wirklich wäre, u. s. w. Jemehr ein Schauspieler von denEigenheiten der französischen Bühne hat, desto

weiter entfernt er sich von der Natur und von der Wahrheit des Spiels; und um so geringer ist sein Werth als Künstler. Das gestehen selbst alle vernünftige Franzosen ein.

Wie falsch und übereilt ist also Sturzens Urtheil in diesem Fall, so treffend und schön sonst seine meisten Bemerkungen sind. — „Alle Fremde, sagt er, „spotten gern über den französischen Theaterantand. „Man findet darinn eine taktrichtige, widernatürliche „Zierlichkeit, eine hochtrabende Menuettenmanier, „die auf den Tanzboden gehört. Allerdings übertrei„ben sie, für den nördlichen Geschmak,

> — nicht nur für den nördlichen, sondern für den Geschmak iedes unverwöhnten Volks, das Gefühl für treue Darstellung der Natur hat. Selbst Franzosen, wenn sie aus der Provinz kommen, und sich nicht durch Vorurtheil blenden lassen, finden das übertrieben, und müssens so finden, denn sie sehen Menschen auf dem Theater, wie man sie nirgend in Frankreich, nirgend in der Wirklichkeit, findet. —

„in Stellung, Gang und Deklamation; aber man „überlegt nicht, daß sie nicht für uns, sondern für „ihre Landsleute spielen. Jedes Volk ist gewohnt, „durch ein eignes Medium zu sehen; man täuscht „und rührt uns nur, wenn man die Vorstellung in

„unsere Schwinkel stellt, und unsern Sitten „näher bringt.

— Wo geschieht das auf der französischen Bühne? —

„Vollkommene Wahrheit alter oder ausländischer „Sitten wird weder von dem Dichter, noch von dem „Schauspieler erreicht;

— von lezterm immer mehr, ie mehr des Künstlers Geberdensprache und Deklamation natürlich, das heißt, allgemeinverständlich — und immer weniger, ie minder sie dies ist —

„sie ist auch zu fremd für unsere Empfindung. Eine „karthagische Prinzessinn, wie sie vielleicht damals „halbnakkend durch die Felder strich, würde in unsern „Zeiten nirgend gefallen, und Shakespear kannte sein „Publikum, als er Römer und Dänen zu Engländern machte. Auch Clairon ist Französinn; aber „sie mässigt, durch ihren Geschmak, was sich zu sehr „von der allgemeinen Natur entfernt;

— hier spricht der Verfasser wider sich selbst; entweder die Clairon konnte für Franzosen keine grosse Schauspielerinn seyn, oder — es steht mislich um das Medium aus, das sich der Verfasser mit allzuviel Bereitwilligkeit schuf. —

„sie verachtet die pariser Theatergrimassen, das tra=
„gische Schluchzen, das Wiegen der Arme und den
„Heldinnentritt.„ —

Ausgemacht und bewiesen ist es also, daß die französische Bühne um vieles von der Einfalt der Natur abweicht, daß sie übertreibt, daß sie sich eigene Regeln für ihre Unnatur festgesezt hat; das vermag kein Franzose zu leugnen, und das thut er auch nicht. Aber er versucht zu vertheidigen, was er nicht leugnen kann. Die Gründe, mit welchen er es thut, sind eben so seicht, als das ganze Gebäude. Das Theater, sagt der französische Schauspieler, ist ein Spiegel des menschlichen Lebens; aber er ist nicht treu, er verschönert die Gegenstände, veredelt das Niedrige, verstärkt das Schwache, und mischt die Farben so, daß immer ein gefallendes Kolorit entsteht. Der Dichter liefert sein Werk in die Hände des Schauspielers. Dieser muß vollenden, was iener angefangen hat; wenn er den gewöhnlichen Menschen auf die Bühne bringen wollte, so würde er die Arbeit des Dichters verhunzen; er muß in der Darstellung des Karakters eben so sehr veredeln, verschönern, verstärken, koloriren, als es der Dichter bei der Schöpfung desselben that.

Diese Vertheidigung lautet sehr scheinbar; allein bei der Zergliederung zeigt sich ihrer Schwäche. Abgerechnet, daß das Schauspiel eben k e i n verschöner=

tes Bild des menschlichen Lebens seyn soll, woher hat denn die französische Bühne den Grundsaz: daß auch der D a r st e l l e r v e r s ch ö n e r n müsse. Schon das Beiwort zeigt den Widerspruch an. Darstellen soll er, darstellen den Karakter, welchen der Dichter schuf, nicht verschönern; genau s o darstellen, w i e ihn der Dichter schuf. Wo wollten wir wohl hinaus, wenn der Grundsaz richtig wäre: daß der Schauspieler verschönern, verstärken, u. s. w. müsse? Wer vermögte alsdann der Kunst ihre Grenzen vorzuschreiben? Wer würde es? — der Schauspieler? der ist dazu nicht berufen; der soll weiter nichts, als den Karakter f a s s e n, den der Dichter schuf, und ihn g e t r e u darstellen. Was hiesse alsdann wohl W a h r h e i t d e s S p i e l s, wenn iener Grundsaz gelten sollte? Enthielte dieser Ausdruk nicht Unsinn? Was würde aus den dramatischen Meisterstükken wohl werden, wenn alle Schauspieler sich unter die Fahne der französischen Bühne begeben wollten? Der Dichter, der bei unsäglichem Fleiß und unablässigem Studium der Natur endlich die Grenzlinie herausgebracht hätte, die den Umriß seines theatralischen Karakters bezeichnet, würde den Schauspieler weit über dieselbe hinausfahren, und seinen Karakter outriren sehn; oder er würde sichs gefallen lassen müssen, daß sein Roscius die feinen Rüanzen seines Schöpfungswerks verwischte, in der guten Absicht, den Karakter zu arrondiren. Was für Uibertreibungen, was für Ver-

stümmelungen würden die Folge dieses Grundsazzes seyn, wenn er allgemeiner würde! Unsere deutschen Schauspieler, die dem Dichter leider oft genug die Klage abnöthigen, seinen Karakter outrirt oder geschwächt zu haben, thun es izt doch noch in der besten Meinung von der Welt, und fehlen nur deswegen, weil sie entweder den Dichter nicht verstehen, oder den Karakter schief gefaßt haben; aber, Himmel! was würde dann erst werden, wenn ienes kezzerische Princip die reine Lehre unsers Schauspielerkatechismus vergiftete? —

Das Eigne der französischen Bühne, oder, wenn man lieber will, die Nüanzen der allgemeinen Darstellung, sind unglüklicher Weise gerade das Widerspiel der Natur. Ihren Karakter hier vollständig anzugeben, wäre unnüz; denn vielleicht ist mancher derselben schon, indem ich dies schreibe, gegen einen andern vertauscht. Es bedarf zu dieser Revolution nichts mehr, als daß ein Akteur oder eine Aktrize einmal zufälliger Weise eine neue Wendung in Mimik oder Deklamation gebrauche, und daß diese Beifall erhalte; und sogleich wird alles, bis auf den Schauspieler der Bedientenrollen herab, sich vor dem Spiegel üben, die glükliche Wendung anzunehmen, die das Lächeln einer Comtesse und das Händegeklatsch einer verwöhnten Menge in den Rang der N a t i o n a l n ü a n z e n auf der französischen Bühne erhob.

Die bleibendsten Züge scheinen mir indessen folgende zu seyn. — Die studirten Coups de Théatre; sie sind besonders im Trauerspiel üblich, wo sie bei affektvollen Stellen benuzt werden, und bestehen hauptsächlich darinn, daß der Schauspieler seine Stimme immer mehr verstärkt, und immer schneller redet, wobei seine Gestus sehr lebhaft werden, und alsdann plözlich mit der Stimme sinkt, und die lezten Worte des Periods halbleise und langsam ausspricht. Diese Coups de Théatre haben sehr viel mit den Kadenzen in der Musik gemein, woher sie mir auch zu stammen scheinen; die Sensation, die sie auf das Publikum machen, ist ausserordentlich; denn sobald der Schauspieler zu reden aufhört, entsteht das betäubendste Händegeklatsch, das wenigstens fünf Minuten währt. Während dieser Pause lächelt das beklatschte Subiet denn ganz freundlich nach den Logen hin, oder plaudert mit seinem Nachbar. Diese Coups de Théatre sind sehr mannigfaltig; ich habe nur Einen Fall angegeben, weil man sich nun alle andere sehr leicht denken kann. — Das Armenspiel. Ist leider auch auf so manchem deutschen Theater üblich, daher man sich leicht eine Idee davon wird machen können. Lustig zu sehen ists, wie bei Stellen, die Grösse der Seele, Macht und Hoheit ausdrükken, die armen Pigmäen sich winden und zerren, um nicht unter der Stärke ihres Karakters zu erliegen; dann

beugen

beugen sie sich gewöhnlich mit dem Körper auf die linke Seite über, wie wenn man etwas ziehen will, werfen den Kopf in den Nakken, und schleudern alsdenn den rechten Arm mit solcher Gewalt von sich, daß man eine Verrenkung befürchten muß; und in dieser Stellung bleiben sie einige Minuten stehen, um dem betäubten Haufen Zeit zur Erholung zu lassen, und das Bravo! abzuwarten. — Der feierliche deklamatorische Ton im Trauerspiel. Er entfernt Leben und Interesse von der Bühne; da ist nichts als langweiliges Peroriren, ohne Gefühl; ewiges Einerlei in der Stimme und in der Aktion, nur zuweilen von einem glänzenden Coup unterbrochen. Dieser Fehler ist vielleicht der unerträglichste.— Der Tänzerschritt, die Kopfverdrehungen, das weinerliche Gewinsel der Leidenden u. s. w. erklärt sich von selbst. Nur des abentheuerlichen Costûme's muß ich noch erwähnen. Die Heldinnen aller Zeiten und Völker tragen ihren Kopfpuz nach der modigsten Form; die griechischen und römischen Heerführer haben eine Frisur grecque quarrée, die unter dem Helm hervorblikt, und wenn dieser zuweilen abgenommen wird, entsteht eine so lebendige Karrikatur, daß ich mich selten des Lachens erwehren konnte. Die Franzosen geben sämmtlichen Helden der alten Zeit eine Art Reifrökke, die bei iedem Schritt, den Hektor oder Agamemnon thut, die

Schenkel des Helden fächeln; woher die Idee stammen mag, ist mir unbegreiflich. Der unzähligen übrigen Unnatürlichkeiten mag ich nicht erwähnen, um nicht ins Ermüdende zu fallen. —

Und diese Erbärmlichkeiten will man zu vertheidigen suchen? Wie sehr muß nicht der Geschmak verwöhnt, und das natürliche Gefühl erstikt seyn, um solche Dinge nur erträglich zu finden! — Warlich, wenn auf dem französischen Theater mehr allgemeine Natur herrschte, und diese durch den liebenswürdigen Geist, der bekanntlich die Nation belebt, nüanzirt würde — ich wollte der Erste seyn, der gallischen Thalia Weihrauch zu opfern! Aber daß man Albernheiten und Unnatürlichkeiten für den Esprit der Nation auf der Bühne verkauft, das ist ein Misbrauch, der die Galle des Patrioten rege machen, und ihn zur Verschwörung wider die Existenz des Ungeheuers befeuern und stählen sollte.

So viel im Allgemeinen von dem Zustande der Schauspielkunst. Eine kurze Darstellung dessen, was die französische Bühne verloren hat, und noch besizt, mag den Umriß vollenden.

Die Kunst und der ächte Geschmak haben in diesem Jahr einen herben Stoß erlitten. Bei der

lezten Schliessung, am 15ten April 1786, traten Herr und Madam Preville, Herr Brisard und Mdlle Fanier — alle Stüzzen der natürlichen Darstellung und Feinde und Bekämpfer der Unnatur — vom Théatre français ab. Wenige Jahre vorher starb der grosse le Kain, und also hat die französische Bühne, wie sich französische Dramaturgen* selbst ausdrükken, nur noch Hofnungen übrig. Mole ist izt der Grundpfeiler der ächten Kunst; wenn auch dieser hinstürzt, so fürchte ich, steht der gute Geschmak so leicht nicht wieder auf.

In dieser lezten, betrübten Zeit vereinigt sich eine Gesellschaft Dramaturgen, um die Geschichte — des Verfalls? — des französischen Theaters zu verzeichnen. Sie bedauren, daß man nicht früher, nicht zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten ein solches Institut errichtet habe, und darinn haben sie Recht; denn es müßte äusserst interessant für den heutigen Künstler seyn. Der Werth dieses kritischen Wochenblatts ist gering, so allgemein es auch gelobt wird. Die Verfasser tadeln nie, sondern preisen alles im Posaunenton an; wie kann ein solches Werk nüzlich und unterrichtend werden? Für den Ausländer, der sich durch das Raisonnement der Franzosen nicht blenden läßt, ist dies Journal indessen, in mehr als einer Rüksicht, merkwürdig; vorzüglich aber als Beleg

* Die Verfasser der Costumes des grands Théatres de Paris.

zur Kenntniß des Kunststudiums, der Kritik und des Geschmaks unserer Zeiten. Es führt den Titel:

> Costumes des grands Théatres de Paris. Ouvrage periodique. 4to. Prix de l'abonnement pour l'année 36 liv. en province 42 liv. — Wöchentlich erscheint ein Heft mit einem illuminirten Kupfer, von Janinet, das einen Schauspieler oder eine Schauspielerinn in ihren Forcerollen darstellt.

Das Werk ward so pralerisch angekündigt, daß ich alle Lust verlor, das erste Heft zu lesen. Mit einer Gaskonnade, die sich eher für Marktschreier schikt, stossen die Verfasser ins Horn: Il n'existe point d'Ouvrage, à la fois plus agréable & plus utile, que celui-ci! Es sähe wohl traurig ums Menschengeschlecht aus, wenn diese thörichte Pralerei wahr wäre.

Die Vergleichung der Urtheile von zwei Kritikern zwoer Nationen ist immer interessant, und wird es hier durch den Gegenstand doppelt. Wir wollen den Deutschen, Sturz, und die französischen Verfasser der Costumes, einander gegenüber stellen, und sie über den Werth der berühmten Subiekte befragen, die das Theater verlassen haben, und über welche die Stimme des Publikums nun mit so grösserm Rechte sprechen darf.

Le Kain.

Er ward durch Voltaire bewogen, das Theater zu betretten, welches im Jahr 1751 geschah. Er war eher häßlich als schön; demungeachtet riefen die Weiberchen in den Logen doch, wenn er als Tankred oder Orosman auftrat: ah, comme il est beau! Le Kain starb 1778 in seinem 49sten Jahre.

Die Verf. der Costumes: Le Kain wird mit Garrik verglichen, aber der französische Schauspieler besaß einen sicherern Geschmak, und sein Ausdruk war daurender und sich gleicher. Mit einer eben so leidenschaftlichen Seele, als Garriks, verband er eine tiefere Aufmerksamkeit; er wußte ieden Augenblik auf dem Theater für seine Rolle zu benuzzen, (Il avait l'esprit de tous les momens). Er wird, ohne Ausnahme, für den größten Schauspieler in Frankreich gehalten.

Sturz: Le Kain, als Nero, hat meine Erwartung äusserst betrogen; der wollüstige Tiran war kein Pedant, sondern ein wohlerzogener Bösewicht, nach griechischen Sitten gebildet. Hier stozt er, wie ein High-Steward, und entwikkelt langsam iede Bewegung, als beugte man Gelenke von Blei; im Eifer gleicht er einem Kämpfer, und in der Ruhe sezt er sich, wie das Modell einer Zeichnungsschule, zurechte; so urtheilen hier vernünftige Männer, und Alembert sagte noch neulich, daß er Mahomets Rolle

erwürgt. Aber Voltairens Freundschaft und die Mode dringen ihn dem Kennerpöbel auf; er ist, behaupten sie, unnachahmlich in ieder Leidenschaft, das heißt, er zürnt mit geballter Faust, und klagt mit einem lauten Gebrülle.

Preville.

Betrat 1753 die Bühne, die er 1786 verließ. Seine Grösse zeigte sich in ihrem Glanz in Molieres Stükken.

Die Verf. der Costumes: Sein vorzügliches Erbtheil war iene freie, geistreiche Munterkeit, die sich mit dem guten Ton so wohl verträgt. Ohne ie trivial oder burlesk zu werden, ohne ie ein Wort zu seiner Rolle hinzuzusezzen, wußte er stets der Weisheit und selbst dem Neide ein Lächeln abzuzwingen.

Ein freier und naiver Anstand, eine natürliche und lebendige Aktion, ein feines Ebenmaas in allen Bewegungen, eine Phisiognomie, in welcher sich mit ungemeiner Wahrheit iede angenehme oder starke Empfindung spiegelt, dies waren die Kunstgriffe, die er besaß, um allen Köpfen, und in ieder Situation zu gefallen.

Kein Schauspieler hat ie das Gebiet seines Talents so weit ausgebreitet, als Preville. Zwar strebte er nicht, wie Garrik, zugleich nach dem Kothurn; das wäre auf der französischen Bühne, und nach unserer Idee vom Trauerspiel, unmöglich; aber er ver-

band mit seinem Hauptfach, worinn sein Genie sich in seiner ganzen Grösse zeigte, eine wunderbare Fülle von Karakteren. Sein ganzes Talent können nur dieienigen würdigen, die ihn nicht nur wechselsweise den Bourru bienfaisant, den Seint-Gérant im Celibataire und den Médecin malgré lui haben spielen sehen, sondern die ihn auch in ieder einzelnen Vorstellung dieser Stükke gesehen haben; denn es war, wie man beinah zu sagen verführt wird, ieden Tag ein neuer Schauspieler, der seinen Vorgänger von Gestern übertraf.

Sturz: Preville ist ohne Zweifel der König aller Krispine, und, in seinem eingeschränkten Fach, der Garrik dieses Volks. Bei ihm scheint nichts gelernt, nichts geübt, nichts nachgeahmt zu seyn; seine Rolle, glaubt man, ist sein tägliches Leben; er ist zu Hause, wir mit ihm; er vergißt die Zuschauer, wir die Bühne; iede Wendung, iede Mine ist ein launiger, drolliger Einfall, voller gutmüthigen Erzschelmerei. In ihm webt Molierens Geist lebendig, und die Natur hat seinen Körper für seine Gaben gebaut. Wenn er auftritt, so fühlt man sich in der Zeit der wahren Komedie; alles athmet helle Frölichkeit. Er reizt nicht zum verbissenen Lächeln; er gefällt dem kalten Kritiker nicht allein, sondern alle, denen das Zwerchfell nicht fest sizt, aller Geschlechter, Alter und Stände iauchzen ihm Beifall durch ein tobendes Lachen.

Madam Preville.

War ebenfalls eine sehr verdienstvolle und geschäzte Schauspielerinn. Sie übernahm Liebhaberinnen im Lustspiel, und Vertraute in der Tragödie.

Brisard.

Dessen Fach grosse Rollen, Helden und Könige, und der in der Partie de chasse de Henri IV. der Abgott des Publikums wurde, trat ebenfalls in Gesellschaft der schon genannten Schauspieler und der Demoiselle Fanier vom Theater ab.

Es war allerdings ein grosser Verlust für mich, daß ich keines dieser berühmten Süiets habe bewundern können; vorzüglich verdrüßlich aber war es mir, daß ich nur wenige Tage zu spät kam, um ihrem Abschied vom Theater beizuwohnen. Das pariser Publikum, das seine Künste enthusiastisch schäzt, wenn es einmal ihren Werth hat kennen lernen, drängte sich an diesem Tage in nie gesehener Menge hinzu, um seinen Lieblingen das lezte Bravo! zurufen zu können. Um vier Uhr wurden die Büreaux eröffnet, und in zehn Minuten war das ganze Theater voll. Die Musiker übergaben ihre Pläze den Zuschauern; es war keine Musik. Ein Schauspieler trat im Namen der Abgehenden auf, und nahm vom Publikum Abschied. Alles war in der feierlichsten Stille und Rührung.

Diese würdige Schüler Thaliens leben izt in einer philosophischen Ruhe, die ihnen der vieliährige Beifall einer glänzenden Hauptstadt gesichert hat, und aus welcher sie nur zuweilen gewekt werden, um Ludwig den Sechszehnten zu vergnügen. —

Verwaiset und verarmt, wie es die französische Bühne iezt ist, suchen die Dramaturgen der Zeit durch ihr übertriebenes Lob dem Publikum mittelmässige Subiekte für Wunder der Kunst aufzudringen, und ihre Absicht, die dem Nationalstolz und der Eitelkeit der Franzosen schmeichelt, geht durch. Man befrage nur irgend ein Kennerlein über den Zustand des Theaters, und man wird mit Erstaunen vernehmen, wie die Kunst mit Riesenschritten ihren Fortgang gehe, und alle Zeiten und alle Völker überfliege. Mole ist mehr denn Preville; le Kain war nicht werth, la Riven die Schuhe zu lösen, und Mademoiselle Contat, o die hat noch keine Vorgängerinn gehabt! Aber was sagen die wahren Kenner? —

Mole ist unstreitig ein grosser Schauspieler, der das kalte, bedächtliche Lob aller ächten Kunstverständigen hat und verdient, und eben deswegen finde ich Sturzens Urtheil über ihn hart und ungerecht. Er h a s c h t nicht bloß d e n G e i s t s e i n e r R o l l e, sondern er faßt ihn vollkommen; e r h a t nicht bloß e i n g e w a n d t e s, g e f ä l l i g e s S p i e l, sondern er weiß seinen Karakter so treu zu geben, daß er die höchste Täuschung bewirkt. Aber freilich läßt er

Wünsche übrig. Wenn er als Liebhaber, als Ehemann, wenn er im Trauerspiel das wäre, was er als Gek ist, so würde er alle Forderungen befriedigen. Als Fat ist er unnachahmlich. Im Inconstant, einem Stük, das er selbst auf die Bühne gebracht, und dessen Glük zu machen er sich vorgesezt hat, ist sein Spiel in der Hauptrolle der Bewunderung aller Kenner werth. Dem Übergang von einem Wunsch, von einer Begierde, von einem Vorsaz zum andern, der in diesem Lustspiel so oft vorkommt, wußte er eine wunderbare Mannigfaltigkeit zu geben, die von dem Reichthum seiner Fantasie zeugte. Als Graf Almaviva im Figaro ist er steif und trokken; sein Spiel in dieser Rolle kontrastirt um so mehr, da er es beständig auf dem Theater mit zwei vortreflichen Schauspielerinnen zu thun hat.

De la Rive, der erste tragische Schauspieler, den das französische Theater izt hat, wird allgemein geschäzt; entfernt sich aber viel zu weit vor der allgemeinen Natur, als daß er dem Ausländer gefallen, oder ihn rühren könnte. Sein Spiel ist allzufeierlich, und hat sehr oft eine alberne Gravität; seine Deklamation ist monotonisch und unnatürlich, kurz, ein solcher Schauspieler konnte nur auf dem pariser Theater sein Glük machen.

D'Azincourt scheint in Preville's Fußstapfen zu tretten, und erwirbt sich viel Celebrität. Sein Spiel ist frei und natürlich, und er studirt und faßt

seine Karaktere; aber seine Physiognomie ist widerlich, und seine kreischende Stimme erregt Ekel. Ich begreife nicht, warum das pariser Theater, das so stark besoldet, sich nicht mehr Mühe giebt, vollkommnere Subiekte aufzufinden, und schon mit Leuten zufrieden ist, die nur mittelmässige Eigenschaften und Erfordernisse fürs Theater haben. D'Azincourt hatte das Glük, die Rolle des Figaro zu erhalten, wodurch er sich hauptsächlich einen Namen gemacht hat. Er befriedigt in der Darstellung dieses schweren Karakters das pariser Publikum vollkommen, läßt aber dem Ausländer noch sehr viel zu wünschen übrig. Als Krispin reizt er eher zum Mitleid, als zum Lachen.

Dügazon, ein mittelmässiges Subiekt, das iedoch durch sein launiges Spiel und seine komische Gravität gefällt. Als Brid'oison im Figaro traf er genau die Linie, die der Dichter diesem Karakter in der Einleitung vorgezeichnet hat, er ergözte durch sein Spiel, ohne die Aufmerksamkeit allzusehr auf sich zu ziehen, oder seinen Karakter zum Gespötte zu machen. — Unter den übrigen männlichen Subiekten verdient nicht ein einziges die Bemerkung des Beobachters.

Mademoiselle Saint-Val ist eine vortrefliche Schauspielerinn, die die Zierde iedes Theaters seyn würde. Ihr schönes Organ macht ihre Stimme sanft und lieblich; ihr Spiel ist Natur und gefällt, troz

des Mangels aller Schminke. Demungeachtet ist sie eben nicht der Liebling des Publikums, so sehr sie verdiente, es zu seyn.

Mademoiselle Raucourt ward, als sie 1773 das Theater betrat, mit Enthusiasmus empfangen, nachher ward das Publikum kalt, und zulezt ungerecht gegen sie. Ihre Forcerolle ist Medea, in dem Stük gleiches Namens von Longepierre.

Mdlle Raucourt, sagt ein französischer Kritiker, „hat eine edle Bildung und starke Gesichtszüge, die „durch Schönheit und Jugend belebt werden. Eine „leichte Anlage zum Fettwerden giebt ihren Bewe„gungen Grazie und Wirkung. Aus ihren Augen „blizt ein geistreiches Feuer, und ihr Gang, den „bald die Furcht lähmt, bald die Wut beflügelt, ist „edel und schön. Ihre Stimme ist rein und sono„risch„ (zu deutsch: fällt stark in den Baß)„ deren „Wirkung im Zorn erschreklich wird„ (aber alsdann schreitet sie über die Grenzen der Weiblichkeit, und wird virago). „Schon so früh in Melpomenens „Heiligthum eingedrungen, läßt sie uns für die Zu„kunft weder Wünsche, noch Zurükerinnerung übrig.„ — Das ist nun à la française geschwazt; das pariser Publikum muß sehr leicht zu befriedigen seyn, wenn es bei dem Spiel der Mademoiselle Raucourt keine Wünsche hat.

Mdlle Contat ist iezt der Liebling aller Stände. Ihr Fach sind die grossen Koketten, die Frauen nach dem bon Ton, und die intriganten Soubretten. Sie hat ungemein viel Anlage, und wird sicherlich eine glänzende Höhe erklimmen, wenn das betäubende Lob ihren Eifer nicht erschlafft, und sie in den Wahn eitler Grösse wiegt. Von den schwärmerischen Lobeserhebungen, die man an dies Mädchen verschwendet, nur folgende aus den angeführten Costumes zur Probe: „Mdlle Contat hat eine solche Höhe errun-„gen, daß kein Sterblicher sich rühmen kann, ihr „Vorgänger gewesen zu seyn; sie ist die Schauspie-„lerinn aller Zeiten und aller Darstellungen; Phy-„siognomie, Grazie und Kunst vereinigen sich, sie „zu einer vollkommenen Künstlerinn zu machen, wür-„dig, in Gesellschaft iener grossen Süiets zu gehn, „mit welchen iedes Jahrhundert geizt — elle de-„vient sublime --- c'est Thalie elle même! ---„

Und das ist eine Stelle aus einem der ersten dramatischen kritischen Werke, wofür die Costumes allgemein angenommen werden. Man fühlt sich versucht, das Buch aus der Hand zu werfen, das uns in dem unverschämten, großpralerischen Ton blosse Anlagen und ein wenig Studium für das non plus ultra der Kunst verkauft. Aber der Taumel ist allgemein, in den die Contat das Publikum versezt. Selbst Beaumarchais sagt in seiner Einleitung zur

Figaro, bei Gelegenheit des Karakters der Susanne: C'est là que l'Actrice, qui n'a point vû Mdlle Contat, doit l'étudier pour le bien rendre.

Mademoiselle Olivier, ein äusserst naives, talentvolles Mädchen, das der Bühne grosse Hofnungen giebt. Der Karakter eines einfältigen unschuldigen Mädchens, den man bisher von dem französischen Theater verbannen mußte, weil er dem Publikum fremd war, und man kein Subiekt für die Darstellung hatte, mag nur immer wieder hervorgezogen werden. Mdlle Olivier wird ihn darstellen, und er wird und muß gefallen, wenn man auch seine Existenz nicht kennt oder verläugnet. Als Cherubin im Figaro riß die funfzehniährige Künstlerinn mich durch den naiven Anstand, das treue und gefällige Spiel und den tiefen Sinn, den sie in dasselbe zu legen wußte, zur lebhaftesten Bewunderung hin.

Hier schliesse ich meine Skizze vom französischen Theater, die in mehreren Rüksichten unvollkommen ist, und es auch bleiben wird. Ich bin nicht darauf ausgegangen, Fehler und Mängel aufzuspüren, und keine Brille hat die Gegenstände meiner Beobachtung vergrössert, oder verkleinert, oder gefärbt. Wenn ich für Franzosen schriebe, so würd' ich als Patriot, nach Maaßgabe meiner Kräfte und Einsichten, Rathschläge angegeben haben, deren Würdigung dem Publikum, und deren Ausführung dem Theater der Nation

heimgefallen wäre; für Deutsche war dies unnöthig. Nur eine Bemerkung will ich nicht unterdrükken, die vielleicht manchem meiner Leser schon eingefallen seyn mag. Die französische Bühne würde höchst wahrscheinlich unendlich gewinnen, wenn sie eine Nebenbuhlerin hätte, der sie den Rang streitig machen müßte. Dies ist die Klage und der Wunsch aller einsichtsvoller Männer; aber die Vorrechte und die hergebrachte Ordnung des französischen Theaters dulden es nicht, daß irgend ein anderes sich emporschwingen könne. Wieviel hat nicht das Théatre italien kämpfen müssen, ehe es zu seinem iezigen Bestande kam? und wie lebhaft vereinigte sich nicht alles gegen das Theater des Palais royal, welches doch einen so mächtigen Beschüzzer hatte? Die Strenge, mit welcher die französische Bühne über die Erhaltung ihrer Vorrechte wacht, geht bis zur Despotie. Sie untersucht alle kleine Stükke, welche auf den Théatres forains gespielt werden sollen, und wenn sie ein gutes darunter findet, so unterdrükt sie es, oder verzögert die Vorstellung so lange, bis es das Anziehende verloren hat, welches oft blos durch die Benuzzung des Lokale oder der Zeitumstände seine Existenz erhält.

Zum Beschluß noch folgendes Resultat, das ich aus dem Dülaure entlehne, und welches meinen Lesern beweisen mag, von wie geringem Werth oft

das Urtheil selbst des aufgeklärtesten und gebildetsten Publikums in dramatischen Sachen ist.

Molieres Geiziger fiel den ersten Tag.
Der Menschenfeind erlebte vier Vorstellungen.
Les plaideurs, von Racine, zwei Vorstell.
Le distrait, von Regnard, vier Vorst.
Turcaret, von le Sage, neun Vorst.
Hingegen
La Gouvernante, von Nivelle de la Chaussee, siebzehn Vorst.
Le préjugé à la mode, zwanzig Vorst.
Le roi de Cocagne, von le Grand, achtzehn Vorst.
La Loterie, von Dancourt, ein und dreissig Vorst.
Le diable boiteux, von Dancourt, fünf und dreissig Vorst.
Le chevalier à la mode, von Doncourt, vierzig Vorstell.

Dûlaure sezt noch le mariage de Figaro hinzu; es ist aber doch etwas hart, dies Stük in eine Klasse mit den verfaulten und vergessenen Ephemeren der Dancourts und le Grands zu sezzen. Die lezte Vorstellung, der ich in Paris beiwohnte, war die neun und achtzigste.

Das

Das Théatre français ist ein herrliches, ganz neues Gebäude. Seine Lage ist erwünscht; fünf Gassen gehen auf dasselbe zu, es steht ganz isolirt, und wird durch zwei Arkaden mit den nebenstehenden Häusern verbunden. Der Vorsaal ist mit Voltairs Statue in Marmor, von Houdon, geziert. Der Dichter ist als Greis, in einem Lehnstuhl sizzend, abgebildet. Zwei breite Treppen führen in einen andern Vorsaal, wo Moliere's, Piron's, Voltair's, Crebillon's, Racine's, Corneille's, Regnard's, Destouche's, Dûfreny's und Fontaine's Büsten aufgestellt sind.

Der Saal für die Zuschauer ist rund. Diese Form ist schön, hat aber auch ihre grossen Fehler. Es giebt Logen, wo man ganz und gar nichts sehen kann. Die Dekke ist — ein seltsamer Einfall! — mit den zwölf Himmelszeichen geziert; ein Umstand, der Stoff zu unendlich viel wizigen Epigrammen gegeben hat. Der Widder, der Stier, die Zwillinge, die Jungfrau waren ominöse Figuren, die manchen Ehemann roth und manches Fräulein blaß machten. Der Saal wird durch eine Menge Lichter erhellt, die in immer kleinern Kreisen in der Mitte der Dekke hängen, und deren Wirkung durch eine an der Dekke angebrachte Metallplatte ungemein verstärkt wird. Das Parterr hat Bänke, und der Vorhang ist, wie überall, mit Lilien geschmükt.

Die Oper, l'Opéra l'Academie, royale de musique, hat ihre Stiftung dem Abbe Perrin zu danken. Ihren Glanz ist sie fremden Tonkünstlern schuldig *.

[* Folgende kurze Darstellung des izigen Zustandes der Musik in Frankreich füllt eine Lükke, die ich, aus Mangel an Kenntniß, lassen mußte, und wird meinen Lesern um so willkommner seyn, da das vortrefliche Werk, aus welchem ich sie entlehne, wahrscheinlichst nur in den Händen der Kenner ist.

„Frankreichs Oper, von einer wichtigen königlichen Stiftung unterstüzt, durch einen täglichen Fortgang über 120 Jahre versichert, mit Tänzen, Dekorationen, Kleidungen von Costüme geziert — Frankreichs Oper lag in tiefem Schlummer. Lulli's, Rameau's Gesänge lernte ieder Greis stükweis brummen, iedes Kind suchte sie nachzulallen.

Die französischen Ohren mußten nun gewekt, erschüttert und aufmerksam gemacht werden.

Hiezu war Gluck bestimmt. Er kam und griffs mit Feuer an, brachte seine Iphigenie in Aulis nach Paris, die nach Racinens Tragödie zum Singspiel geschaffen war. Es galt nun, eine Epoke zu stiften, die Widersprüche haben mußte. Alle Gelehrte, Aesthetiker, Kenner vom ersten Rang, und, vergessen wir nicht die großmüthigste Schüzerinn der schönen

Künste, würdige Tochter der unsterblichen Theresia — sahen die Schönheiten des deutschen Tonsezzers ein, der das schlaffe Rezitativ erhoben, das feile, modernde Ritornell ausgemerzt, alle, und besonders die blasende Instrumente beschäftigt, Bilder, musikalische Gemälde aufgestellt, den reissenden Strom der Leidenschaften, statt der frostigen Alletags Zwischenspiele, fortgesezt und gezeigt hat, was die Musik vermag, wenn sie dramatisirt wird. Von gleicher Wirkung waren seine folgenden Opern, Iphigenie in Tauris, Armide, und seine italienischen Opern, Alzeste und Orpheus wurden übersezt, und für die französische Bühne eingerichtet, die man immer mit Beifall wiederholt hat.

Von dieser Zeit an sind alle alte Opern vom Theater verbannt. Niemand will die alte französische Musik, die trokne, steife, mehr ertragen.

Nach dieser Epoke ist der berühmte Piccini von Neapel hieher geholt worden, dessen Roland 75 Vorstellungen mit allgemeinem Beifall gehabt hat. Die Produkte dieses sanften gefälligen Tonsezzers und andere Kompositionen von Philidor und Gretri wechseln izt mit den Gluckischen ab.

Alle Ballette werden ins Dram eingeflochten, und hierdurch unterscheidet sich die französische Oper zu ihrem Vortheil von den italienischen, wo ein paar kalte und frostige Kastraten, wechselsweis, ohne De-

korationen, ohne analoge Tänze, ohne karakteristische Kleidung, ihre Passagen absingen, und die Geläufigkeit ihrer Kehle zeigen. Die Oper in Paris hat Schauspieler, die das Dram keinen Augenblik vergessen. Welche Verschiedenheit von Eindruk zwischen Sänger, die agiren sollen, und zwischen Akteurs, welche singen!

Was den französischen Operisten vom vorigen Stile noch anklebt, ist, daß sie bisweilen, vom Gegenstande des Ausdruks ganz durchdrungen, die Stimme zu stark angreifen, und uns mit gewissen Trillern an das Alterthum erinnern.

Der Enthusiasmus der Pariser für die Oper ist einzig. Er verleidet der Nation fast alle Konzerte, gewöhnt an Ausdruk, an sprechende Harmonik, an bedeutenden Gesang; voll von Theaterkenntniß will ieder mitempfinden, nicht mehr bewundern. Oder, gefällt etwas, so ist es gerade das Gegentheil vom Starken. Abgestimmt von der Grösse der musikalischen Dramaturen, huldigen die Damen, deren Entscheidung hier mehr als irgendwo gilt, einem kleinen unbedeutenden Rondo ihren warmen Beifall, und desto sicherer, ie naiser, galanter, auch fader und tändelnder er vorgetragen wird. Ihr Geist ist zu sehr mit der hinreissenden Wirkung der Oper beschäftigt; sie lassen ihre Seel' im Theater, und bringen nur die Ohren ins Konzert mit.

Die äusserste Grenze dieser sonderbaren Liebhaberei verträgt sich freilich mit der verfeinerten Konzertmusik nicht, die zwar ohne Worte, oder ohne gewissen Gegenstand des Ausdruks und der Schilderung, aber durch eine wohlgesezte Harmonie und glänzende Fertigkeit in Ausübung eines Instruments auch ihre Verdienste hat, und nun in Paris misgekannt wird.

Von Liebhaberinnen fürs Klavier, die stark spielen, giebt es eine unnennbare Anzahl in Paris. Damen, die im Stande sind, mit iedem Klaviermeister um die Wette eine schwere, vielleicht auch mit ihm seine eigne gesezte Sonate abzuspielen, giebt es nicht wenige. Und kaum wird in Europa eine Stadt so viele Liebhaberinnen zählen können, die alle so schön, so empfindsam — dafür sind sie gestimmt — so zärtlich sprechend, wollustathmend, mit so naifem Anstande daher moduliren können.

Das Phantasiren, die Ausführung eines gegebenen Thema auf dem Klavier ist gänzlich unbekannt.

Die Singschule ist nicht in Flor, ich will nicht sagen, ganz unbekannt. Tändelnd, angenehm, reizend etwas abzusingen, mit Ausdruk zu deklamiren, fällt keinem Frauenzimmer schwer; aber die Bildung der Stimme, die Tonvereinigung, das Scheinbare, Brilliante und Glänzende in der Fertigkeit, das reine Adagio, iene Musik, die das Herz, ohne Bezug auf die Dichtkunst, zur Uibergabe fordert, liegt nicht in ihrer Kehle. Ihre Sprache, die die Voyelles nasales

hat, scheint ein unüberwindliches Hinderniß zu seyn; es sei denn, daß man eine neue Singschule stiftete, und die Sänger an eine italienische Aussprache gewöhnte. Die Opernsängerinnen, oder besser zu sagen, die Aktrizen im musikalischen Schauspiel, singen hoch und tief, und halten sich an keinen Umfang; dahingegen kennt man keine Altistinn, die sich besonders zu den tiefen Tönen bekenne.

Sehr tiefe Stimmen, wahre Baßstimmen, giebt es in Frankreich nicht. So harmonisch sind ihre Ohren noch nicht, als ihr Herz empfindsam ist; es fällt der Nation durchaus schwer, etwas, was sie auch metrisch behalten, in reinen Tönen nachzusingen. Ihre Kirchenmusik kann hieran schuld seyn, die mit gezwungenen Mannsstimmen bisweilen in ein Zetergeschrei ausartet.

Man tritt der Nation nicht zu nah, wenn man sie über den Mangel grosser Meister beklagt, durch welchen Abgang freilich alle Bildung leidet, besonders, wenn noch eine natürliche Indisposition als Hinderniß mitwirkt. Man höre nur die Gondelfahrer in Venedig zusammensingen, einander harmonisch akkompagniren, und das Ausschreien in Paris zum Verkauf, das auf vierzig verschiedene Gattungen gezählt wird, und worunter kein Einziges nur einen Schatten von einer musikalischen Kadenz enthält.

Die Provinzialstädte sind gar arm an Musik; in den größten derselben trift man selten ein Orchester

an, wie es in Deutschland im kleinsten Ort besser zusammengebracht werden kann.

Das Orchester der Oper ist sehr stark. Es besteht aus 30 Geigen, 6 Bratschen, 12 Violonzellen, 4 Kontrabässen, 6 Fagotten, und allen möglichen Blasinstrumenten, ausgenommen die Serpent, die nur im Choral in den Kirchen gebraucht wird.

Die grosse Anzahl von Violonzellen thut herrliche Wirkung, und der Baß wird dadurch sehr deutlich. Der Direktor giebt mit einem Stabe den Takt, und führt das Orchester durch Zeichen, welche mehr Pünktlichkeit zu Stande bringen, als alle vorgeschriebene Piano's. —

Um schön singen zu hören, muß man nach Italien reisen, ein musikalisches Dram sieht man nur in Paris, und nur Deutsche sind fähig, mit Tönen zu malen, und auf der Bühne alle Leidenschaften stark durchdringend, aber immer von den Lippen der Grazien ertönen zu lassen. „

Abbe Vogler, in den Betrachtungen der Mannheimer Tonschule. Dritten Jahrgangs 10 — 12. Lieferung. 1781.]

Jedesmal, wenn ich in der Oper war, fiel mir Thespis mit seinem Karren ein. Welch ein ungeheurer Abstand! welche unendliche Verfeinerung! Es gehörten Jahrhunderte dazu, ehe man in dem Raffinement so weit kam, alles, was die Sinne bezaubern

und das Herz gefangen nehmen kann, zusammenzubringen, und mit vereinter Gewalt wirken zu lassen.

Fast alles, was ich in Paris gesehen habe, war unter den enthusiastischen Beschreibungen, die ich davon gelesen hatte, die Oper allein übertraf bei weitem meine Idee von derselben. Wenn es dem Fremden, der noch keine Hauptstadt gesehen hat, irgendwo zu verzeihen ist, wenn er von stummem Erstaunen gefesselt wird, so wär' es hier. Alles ist dem Glanz der Königsstadt angemessen. Die täuschendsten Dekorationen, die die lieblichsten sowohl als fürchterlichsten Naturbegebenheiten mit einer so verstekten Kunst nachahmen, daß die Natur darüber eifersüchtig werden könnte; eine an Verschwendung grenzende Pracht in Kleidungen und Zierrathen; ein Heer von Operisten und Figuranten, deren manchmal drei bis vierhundert auf dem Theater stehn; Tänzer und Tänzerinnen, wie man sie nirgend sieht; ein Orchester, das keine Wünsche übrig läßt — und nun eine Saint Hüberty als Armida!

Nur die Sänger und Sängerinnen entsprechen den übrigen Vollkommenheiten der Oper nicht ganz. Mademoiselle Saint Hüberty ist eine vortrefliche Schauspielerinn, und wenn sie nicht bei der Oper und zur Oper erzogen wäre, so würde sie eine Brandes *

* Es versteht sich, daß ich hier die Mutter meine. Wer diese vortrefliche Frau gekannt, oder auf dem Theater gesehen hat, der wird mir gewiß beipflichten.

geworden seyn; aber als Sängerinn ist ihr Verdienst nicht ausserordentlich. Sie hat, was man eine Opernstimme nennt, und artikulirt ungemein vernehmlich und schön, und dies, und ihr hinreissendes leidenschaftliches Spiel läßt gerne vergessen, was man noch fordern könnte; aber sie singt nicht nur auf dem Theater, sondern auch im Konzert, und auch da noch ist sie prima Donna!

Gleich neben dieser Königinn der Oper steht Mdlle Maillard, die aber bei all ihrem guten Willen die Saint Hüberty nie erreichen wird; welche sie übrigens in Geberdensprache und Artikulation der Stimme genau kopirt. Ausser diesen beiden Sängerinnen und der Demoiselle Joinville, die nur ein mittelmässiges Subjekt ist, giebt es keine mehr bei der Oper, die in grossen Rollen gebraucht würden, wohl aber ein unzählbares Heer von Choristen und Figurantinnen.

Unter den männlichen Operisten steht ohne Zweifel Herr Lais oben an. Ausser seiner schönen Stimme hat er auch das Verdienst, ein guter Schauspieler zu seyn. Obschon er auch zu Heldenrollen gebraucht wird, so paßt er doch unendlich besser zu komischen. Eine seiner Meisterrollen ist der Panürge in der Oper Panurge sur l'isle des lanternes. Nächst ihm, Herr Rousseau, ein Sänger, der schon sehr viel von der französischen Affektion hat. Er spielt gewöhnlich die Liebhaber. Das Heer der übrigen ist unbe-

deutend. Auch die männlichen Schauspieler der Oper singen im Konzert.

Auf allen pariser Theater wird getanzt; aber der prächtige Tanz der Oper ist über alle Vergleichung weg. Dies ist einmal eine Kunst, in welcher die Franzosen alle Nationen hinter sich zurüklassen. Wer ein Ballet in der Oper zu Paris gesehen hat, der verlangt wohl nicht leicht, ein anderes auf irgend einem andern Theater zu sehen. Diese Tänze kosten ungeheure Summen; die Pracht der Kleidungen und die starken Besoldungen haben ihres Gleichen nicht.

Lange Zeit war Vestris der Stolz der Oper; Vestris, der Narr genug war, von sich selbst zu sagen: ich kenne nur drei grosse Menschen, den König von Preusen, Voltaire und mich! Als dieser Diou de danse, wie er sich gewöhnlich nennt, merkte, daß man in Paris kälter gegen ihn wurde, gieng er nach London, und sein Ruf gieng vor ihm her. Eben an dem Tage, da er zum erstenmal tanzen sollte, war Parlamentssizzung, und — sollte mans glauben? — die patriotischen Britten suspendirten die Versammlung des ersten Konziliums im Königreich, zu einer Zeit, da das Vaterland in einer der schreklichsten Krisen war — um Vestris tanzen zu sehen! Indessen litt der Triumph dieses übermüthigen Mannes eine fatale Unterbrechung. Der Preis der zweiten Logen war, zum Vortheil Vestris, auf den der ersten gesezt, und dies erbitterte das Volk. Kaum war er aufgetretten,

als er ausgepfiffen, und mit Orangen bombardirt wurde. Zweimal versuchte er hervorzutretten, aber vergebens. Zum drittenmal führte ihn ein Parlamentsglied hervor, und alles ward stille. Vestris kniete in der demüthigsten Stellung vor dem Publikum nieder, und entschuldigte sich, so gut er konnte. Dieser Auftritt dauerte fünf Minuten, als das Volk, ausgesöhnt und befriedigt, ihm durch ein allgemeines Bravo! seine Vergebung ankündigte. Er tanzte zur höchsten Zufriedenheit Aller, und gewann an diesem Abend 1200 Pfund Sterling. Er ist nach der Zeit noch einmal in England gewesen, von wo er, während meines Daseyns, nach Paris zurükkehrte.

Unter den übrigen Tänzern haben die Herren Gardel, Nipelon und Dauberval einen Namen. Ersterer wird von Kennern Vestris gleich geschäzt.

Die Tänzerinnen der Oper haben sich von ieher durch ihre Liebesgeschichten berühmt und reich gemacht. Mdlle Guimard ist ein Wunder von Grazie, Anmuth und Leben, daher sie auch gewöhnlicher la reine des graces, oder Terpsicore genannt wird. Ihre Schilderung in einer andern Hinsicht habe ich schon oben gegeben. Nächst ihr ist Mdlle Dervieux berühmt.

Die Oper kann sich rühmen, eine Philosophin zur Tänzerin zu haben. Und dies ist Mdlle Theo-

dore, durch ihren sittsamen Wandel und durch einige Geistesprodukte bekannt. Als sie das Theater betretten wollte, schrieb sie ihren Entschluß dem Philosophen Rousseau, und bat ihn um Rath. Der Weise schenkte ihr eine vortrefliche Antwort.

Die Kinder, welche für die Oper erzogen werden, nennt man Eleves de l'opéra, woher die Benennung Academie royale de musique stammt. Wenn ein Kind seinen Eltern entläuft, und sich bei der Oper engagirt, so haben diese kein Recht mehr auf dasselbe.

Ludwig der Sechszehnte hat Preise für die besten Opern festgesezt, um dem sinkenden Geschmak aufzuhelfen. Die Oper kostet dem Könige sehr viel, weil die Einnahme bei weitem nicht zureichend für den ungeheuren Aufwand ist.

Im Jahr 1781 brannte das vorige prächtige Opernhaus ab, und Herr le Noir führte unterdessen in 75 Tagen ein neues Gebäude auf, das so lang zum Opernhause dient. Die Oper ist unterdessen so herablassend, in Gesellschaft der Spectacles forains auf dem Boulevard zu wohnen.

Uiberaus beschwerlich ist es für die Zuschauer im Parterr, daß es keine Bänke hat. Man muß, wenn man einen guten Plaz haben will, wenigstens zwei Stunden vor Anfang hineingehen, und das ermüdet ausserordentlich. Oft entsteht ein plözliches

Gedränge, welches gewöhnlich von Taschendieben veranstaltet wird, die sich der Gelegenheit zu Nuzze machen. Einen artigen Einfall darf ich nicht vergessen, den Jemand im Parterr hatte, um der Müdigkeit zu entgehen. Er schraubte eine Art von Siz an seinen dikken Stok, stüzte einen Stab darunter, und sezte sich darauf. Diese Erfindung fand allgemeinen Beifall.

Das dritte Theater der Hauptstadt ist das Théatre italien oder, wie wir es im Deutschen nennen könnten, die Operette. Diese Gesellschaft war Anfangs nur das Privatschauspiel eines Fürsten, und bestand aus gebornen Italienern. Ludwig der Vierzehnte schenkte ihr ansehnliche Privilegien, die sie zur Vervollkommnung ihres Theaters benuzte. Dennoch spielte sie nur Extemporalstükke, nach einem Plan, den man vorher gemeinschaftlich entworfen hatte. Jeder Schauspieler konnte aus seiner Rolle machen, was er wollte, und dies war das Fach, in welchem sich der berühmte C a r l i n so sehr durch seinen Wiz und seine Einfälle hervorthat *.

* Carlin erhielt folgende Grabschrift:
Ci gît Carlin, digne d'envie,
Qui, bouffon charmant, fans effort,
Nous fit rire toute fa vie,
Et nous fait pleurer à fa mort.

Im Jahr 1761 vereinigte sich diese Gesellschaft mit der Opéra comique, einem Schauspiel, welches der Neid des Théatre français bisher in einer beständigen Mittelmässigkeit zu erhalten gewußt hatte. Die beiden vereinigten Schauspiele behielten den Namen Théatre italien, obgleich kein Italiener mehr die Bühne betritt; sie erhielten von der Academie royale de musique die Erlaubniß, kleine Stükke, mit Gesang untermischt, aufzuführen, die in Frankreich Pièces en vaudevilles genannt wurden, und hernach auch in Deutschland, unter den Namen Operetten, so viel Beifall erhielten. Seit der Zeit ist dies Theater wegen der billigern Preise, wegen der schönen Musik und der treflichen Schauspieler, das besuchteste und beliebteste. Die Kürze und Munterkeit der Stükke, das spizzige und boshafte Vaudeville, und der Umstand, daß dies Theater das einzige ist, welches die Natur noch nicht ganz verbannt hat, machen es zu einem ächten Nationalschauspiel, ob es gleich einen fremden Namen trägt.

Unter den männlichen Schauspielern der Italienes giebt es wenige für die Kunst merkwürdige Subiekte. Aber die weiblichen Karaktere sind herrlich besezt. Madam Dügazon wird als die erste Schauspielerinn dieses Theaters angesehen. Ihre Naivetät, die Wahrheit ihres Spiels, und ihr schöner Gesang sichern ihr die beständige Achtung des Publikums.

Indessen debütirte kurz vor meiner Abreise von Paris eine neue Schauspielerinn aus der Prozinz, die mit Enthusiasmus empfangen ward, und izt gewis schon eine grosse Celebrität erlangt hat. Aber das Spiel der Madam Saint-Aubin ist auch das Spiel der Natur selbst; ich wünsche dem Publikum von Herzen Glük zu dem Besiz einer so talentvollen Aktrize, die einen mächtigen Einfluß auf den Geschmak desselben haben kann, besonders, da ihre schöne, selenvolle Bildung ihr eine sichere Herrschaft verspricht.

Das Gebäude des Théatre italien macht der französischen Bühne den Vorzug in Ansehung der Schönheit streitig. Es ist ein schon oft gerügter Fehler, daß die Façade gegen einen Impasse gerichtet ist, da das Hintertheil des Gebäudes auf dem Boulevard steht. Hiedurch hat das Publikum eine grosse Bequemlichkeit und das Boulevard eine grosse Zierde verloren. Die Ursache dieses Fehlers liegt in dem albernen Stolz der Schauspieler, die ihr Theater durchaus nicht im mindesten den Spektakles des Boulevard assimiliren wollten. Das ist der Stolz eines neuen Edelmanns; er fürchtet, man dürfte sich seiner Herkunft erinnern.

Ausser diesen drei grossen Theatern giebt es noch eine unzählige Menge kleiner Schauspiele, die alle unter den beiden Benennungen der Spectacles du Boulevard und der Spectacles forains begriffen

werden. Diese kleinen Theater sind der Tummelplaz der Koketten und Freudenmädchen, und werden deswegen nach Verhältniß am stärksten besucht. Sie sind aber sämtlich, äussern Schmuk ausgenommen, überaus mittelmässig. Die Variétés amusantes im Palais royal sind des Besuches werth, und man geht mehr als einmal hinein. Unter der Leitung und dem Schuz des Herzogs von Orleans machte dies Schauspiel einen sehr hofnungsvollen Anfang, und hätte mit der Zeit Nebenbuhlerinn der Comedie françaife werden können, wenn diese nicht eifrigst darauf bedacht wäre, ihren Flug zu lähmen, und ihrer Verbesserung Grenzen vorzuschreiben; eine Maßregel, welche die Regierung, zu grossem Schaden der Künste und des Publikums, unterstüzt.

Das Theater des Herrn Audinot, welches in den Affiches unter der sonderbaren Benennung: Les grands danseurs du roi, angekündigt wird, und das Theater des Herrn Nicolet: Ambigu-comique genannt, haben ihren Unternehmern ansehnliche Reichthümer verschaft, wiewohl die Stükke, die hier vorgestellt werden, so läppisch und mittelmässig sind, daß ich nicht begreifen kann, wie ein so verwöhntes Publikum diese Kost genießbar findet. Man sieht hier Farcen, die zum Gähnen bringen, und Drame, die Lachen erregen. Sehr oft spielen Kinder, und dann ist die Unterhaltung noch erbärmlicher. Ungeachtet

dieser

dieser Mängel sieht man diese Säle niemals leer, und manche Schauspieler dieser kleinen Theater haben gewaltigen Ruf, und sind der Abgott des Publikums. So machte vor einigen Jahren der bekannte Volange den Parisern die Köpfe schwindelnd, und izt wird ein gewisser Mayeur in Kupfer gestochen, gefeiert besungen und geschenkt. Er erhält zehntausend Livres Gehalt. — Die petits Comédiens de S. A. S. Mgr. le comte de Beaujolois verdienen, der Seltenheit wegen, einmal besucht zu werden. Die Stükke werden von Kindern durch Pantomimen vorgestellt, und in den Koulissen werden die Rollen abgelesen oder abgesungen. Die Ausführung ist ziemlich täuschend. — Das Spectacle des Associés wird durch Preis, Einrichtung und Schauspieler eine Belustigung für die niedrigste Klasse des Pöbels.

Wissenschaftliche Anstalten.

Paris ist der Mittelpunkt aller Kommunikationen für den Gelehrten und Künstler. Diesem Zusammenfluß ist das Daseyn der unzähligen Gesellschaften, Klubbs und Societäten zuzuschreiben, welche die Mittheilung literarischer Kenntnisse erleichtern, befördern und wohlthätiger machen. Ihre Anzahl ist überaus groß; täglich entstehen neue, und viele sinken, ehe sie ihre Blüthe erreicht haben, ins dunkle Grab der Vergessenheit. Die grossen königlichen Anstalten für Mittheilung und Ausbreitung der Wissenschaften sind allgemein bekannt; ich schränke mich daher auf einige der neuesten, minder bekannten Einrichtungen ein.

Unter diesen hat seit einiger Zeit das Müsee de Paris vorzüglich viel Aufsehens gemacht. Herr Court de Gebelin, ein Protestant, war Stifter dieses Instituts. Die Entstehung desselben fällt ins Jahr 1780. Privatstreitigkeiten verursachten bald nachher eine Trennung, die aber nur von kurzer Dauer war. Die Wiedervereinigung, in Gegenwart eines ansehnlichen Publikums, war feierlich und rührend. Neue Geseze und bessere Ordnung sichern izt die Gesellschaft für ähnliche verdrüßliche Zufälle.

Der Zwek dieses Instituts ist nach den Reglemens du Musée de Paris, 1785, die Beförderung der Wissenschaften und schönen Künste. Die Mittel, deren sich das Müsee hiezu bedient, sind, mit ihren eignen Worten, folgende:

Le Musée s'est proposé de donner aux jeunes gens de l'encouragement & de l'instruction, en leur procurant les moyens de recevoir des observations critiques sur leurs ouvrages & de faire connoître leurs talens au Public.

2. De présenter les principaux avantages des associations littéraires aux gens de lettres de la Capitale, dont le nombre est très-supérieur à celui des places que les Académies peuvent leur donner.

3. De lier les Savans, les Littérateurs & les Artistes; ceux de Paris, par des Assemblées; ceux des Provinces & des pays étrangers par une correspondance active soutenue.

Die Anzahl der Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf hundert und zwanzig. Sie machen die erste Klasse des Müsee, versammeln sich wöchentlich

einmal, und monatlich zu einer öffentlichen Sizzung. Bei den wöchentlichen Versammlungen lesen einige Mitglieder freiwillig Aufsäzze ab, und die Anwesenden, die darüber zu urtheilen im Stande sind, thun es in Gegenwart des Autors. Ehedem mußte dieser sich entfernen, wenn er seine Abhandlung gelesen hatte, der Präsident sammelte die Kritiken, und theilte alsdann das Resultat derselben dem Autor mit. Diese Einrichtung soll den Grund zu den Streitigkeiten gelegt haben, die die Gesellschaft trennten, und die izige, die schon über zwei Jahre besteht, hat noch keine Klage erzeugt.

Die zweite Klasse bilden die Associés, welche keine Verbindlichkeit haben, an den Arbeiten der Gesellschaft Theil zu nehmen; in die dritte Klasse gehören die Muséennes, oder die weiblichen Mitglieder; in die vierte, die Interprètes, welche die Briefe, die in fremden Sprachen an das Institut gesandt werden, dollmetschen, und die Gesellschaft mit den wichtigsten literarischen Erscheinungen anderer Völker bekannt machen müssen. Die fünfte Klasse besteht aus Correspondans, die in Associés correspondans dans le royaume, in Voyageurs und in Correspondans dans les pays étrangers eingetheilt werden. Unter diesen leztern sind berühmte Na=

men *. Die Orte, in welchen das Müsee Korrespondenten hat, sind folgende: Altona, Amsterdam, Bagdad, Berlin, Boston, Coimbra, Cöln, Dessau, Erlangen, Spanien, Florenz, Friedberg, Fulda, Genf, Gotha, Harlem, Haag, Ingolstadt, Leipzig, Leogane auf der Insel St. Domingo, die Levante, Leiden, Lüttich, Lissabon, London, Lothringen, Mannheim, Maynz, Modena, Neapel, Parma, Pavia, Polen, Pondichery, Rom, Rußland, Stokholm, Tornea, Turin, Utrecht, Wien.

Die Classe philharmonique ist izt aufgehoben. Die Classe des Aspirans besteht aus jungen Leuten, welche Hofnungen für die Wissenschaften blikken lassen. Was ich sonst noch über die Einrichtungen des Musee hinzufügen könnte, mag meinen Lesern folgender Brief sagen, den ich von einem Mitgliede der Gesellschaft, nebst den Gesezzen und Statuten derselben erhielt.

Paris, ce 22 Mai 1786.

Vous verrez, Monsieur, les Réglemens d'une partie du Musée de Paris, qui étoit

* Die Gesellschaft sollte doch mindestens die Namen ihrer Korrespondenten richtig buchstabiren. In dem Tableau du Musée steht Schreibez. statt Schreber, und Giverwell, statt Giörwell, u. s. w.

reſtée dans le chef-lieu, ou la ſociété avoit été fondée. Une partie de ces Réglemens a paſſé dans les nouveaux, qui ont été faits cet hiver, après la réunion des deux claſſes, qui s'étoient ſéparées, il y a deux ans. Ces nouveaux Réglemens ne ſont point encore imprimés & ne le feront pas inceſſament. Vous retrouverez ici du moins l'eſprit qui anime la ſociété en général & en particulier, qui eſt le déſir de concourir par les travaux de chaque Membre & par les Correſpondans au progrès des ſciences & des arts.

Quant au Tableau des Membres de la ſociété, vous n'en verrez qu'une partie, parceque l'autre s'étoit ſeparée & faiſoit corps à part lors de l'impreſſion; il en eſt de même des Correſpondans. Dès qu'on pourra ſe procurer les nouveaux Réglemens & la liſte, on vous les féra paſſer, en quelque endroit que vous ſoyez.

On a été obligé de ſe ſaparer de la claſſe Philharmonique, parceque ſon émulation, bien louable aſſurément, prenoit au moins la moitié de nos ſéances publiques & empê-

choit nos membres d'offrir à l'Assemblée une partie considerable des fruits de leurs efforts ou de leurs récherches.

J'ai l'honneur &c.

l'Abbé Tricot.

Ich habe das Vergnügen gehabt, einer öffentlichen Sizzung beizuwohnen. Das Publikum ward hiezu durch Billette eingeladen. Wie erstaunt war ich, als ich in den Saal trat, und mehr weibliche als männliche Zuhörer da versammelt fand. Damen in einer gelehrten Gesellschaft! * Dies Unwesen, denn so kann man es mit Recht nennen, hat das Uibel zur Folge, daß ernsthafte, durchdachte, gelehrte Aufsäzze immer seltner werden, weil iedes Mitglied sich bemüht, den alles entscheidenden Beifall der Schönen zu erlangen, der natürlich nur leichten, schöngeschriebenen und schöndeklamirten Aufsäzzen zu Theil wird. Wenn ein Mann mit einer ernsten wissenschaftlichen Abhandlung auftritt, so gähnt die grössere Hälfte der Zuhörer schon, und man weiß, wie anstekkend das Gähnen ist. Während der Vorlesung wird wenig Aufmerksamkeit bezeugt, und wenn der verdiente Mann abtritt, so zeigt das schwache Klopfen einiger Stökke, daß nur wenige ihn zu beurtheilen verstanden,

* Dies ist nichts Unerhörtes. Sogar die Versammlungen der Akademie der Wissenschaften werden von Frauenzimmern besucht.

und daß selbst diese es kaum wagen, im Angesicht eines schönen Publikums dem Geschmak desselben zu widersprechen. — Unter den fünfzehn Aufsäzzen, die an diesem Tage verlesen wurden, waren nicht weniger als acht blosse poetische Kleinigkeiten, die höchstens in ein Musenalmanach, aber nicht bei einer gelehrten Gesellschaft, Figur machen könnten. Zum Schluß machte ein gewisser Herr Dupont einen Versuch, so geschwind zu schreiben, als man redet: er lief aber zu seiner Beschämung und zur Schadenfreude des Publikums sehr übel ab. Die so nüzliche Kunst der Tachygraphie, die in neuern Zeiten fast nur von den Engländern betrieben worden ist, hat seit wenigen Jahren in Frankreich Lehrer und Schüler gefunden. Herr Coulon de Thevenot ist unter den erstern der berühmteste. In seinem Hörsaal sah ich sogar Mädchen, unter denen es einige zu einer erstaunenswürdigen Fertigkeit gebracht haben.

Das Lycée, welches auch unter den Namen Musée, rue S. Honoré, bekannt ist, hat den Zwek, Leuten, welche schon ein gewisses Alter erreicht haben, und Lükken in ihren Kenntnissen finden, Gelegenheit zu geben, diese auf eine ihrem Alter und Stande angemeßne Art auszufüllen, ohne sich eben zur Unwissenheit zu bekennen. „Das Vorurtheil — heißt es in dem vortreflichen Program, das die Errichtung dieses Instituts dem Publikum ankündigte —

„das Vorurtheil verwehrt dem Mann in Geschäften
„den Zutritt zu den öffentlichen Hörsälen der Jugend,
„man muß also für Anstalten sorgen, die, bei glei-
„chen Vorzügen, von allem pedantischen Flitterstaat
„frei, und von dem Vorurtheil anerkannt wären.
„Dort würde Ein Trieb, Ein Gegenstand in dem
„Schoß der guten Gesellschaft Männer versammeln,
„die das Bedürfniß eines Unterrichts fühlten, und
„Frauenzimmer, die sich über Tändeleien zu erhe-
„ben wünschten. — Wissenschaften, abgesondert von
„der Trokkenheit, mit der sie in den Schulen vor-
„getragen werden, und von der Dunkelheit und
„Schwierigkeit, mit der sie das reife Alter in den
„Studierzimmern behandelt, näher gebracht den ge-
„meinnüzzigen und angenehmen Künsten, verbunden
„unter einander, ohne iemals vermischt zu werden,
„erläutert von Männern, die die Nation kennt, und
„die die Beweise ihrer Tauglichkeit schon längst bei
„derselben niedergelegt haben — warlich diese Ge-
„genstände sind eher ermunternd als abschrekkend für
„ieden, der das Bedürfniß fühlt, belehrt zu werden.

„Das Lyçee kann der Sammelplaz aller derer-
„ienigen seyn, welche ihre gesammelten Kenntnisse
„vermehren, oder sich auch zuerst in das Heiligthum
„der Wissenschaften einführen lassen wollen. Der
„Besuch dieser Hörsäle wird eben so wenig ein Be-
„kenntniß der Unwissenheit, als ein Beweis von

„Prätention, sondern vielmehr Folge und Probierstein
„des literarischen Geschmaks seyn, dessen sich das
„achtzehnte Jahrhundert mit Unrecht rühmte, wenn
„der edelste Theil der Nation nicht mit Begierde die
„angebotne Hülfe zu nuzzen suchte. Die Kürze der
„Zeit, die iedem Kursus bestimmt ist, und die Noth=
„wendigkeit, iede Wissenschaft gründlich nach ihren
„ersten Grundsäzzen zu lehren, sezzen dem Zwek
„keine Hindernisse entgegen, wenn er von geschikten
„Männern bearbeitet wird. Denn eben dies ist die
„Kraft des ächten Talents, und die kleine Anzahl
„der vortreflichen Grundlehren, die wir in verschie=
„denen Fächern besizzen, sind hievon ein überzeugen=
„der Beweis. Der chronologische Grundriß der Ge=
„schichte von Frankreich des Präsidenten Henault, das
„anatomische Lehrbuch des Herrn Winslow, die An=
„fangsgründe der Physiologie des Herrn von Haller,
„und verschiedene andere Schriften bestätigen diese
„Wahrheit. Diese Werke vereinigen gedrängte Kürze,
„Klarheit und iedes Erforderniß eines Lehrbuchs;
„sie sind voll scharfsinniger Bemerkungen, wohlun=
„tersuchter Thatsachen, neuer Beobachtungen; dies
„und einzelne Lichtstralen halten den unterrichteten
„Leser hinlänglich für alles Bekannte schadlos, das
„ihm etwa einigen Uiberdruß verursachen könnte."

Diese Stelle karakterisirt den Geist und die Ab=
sicht des Instituts besser und glaubwürdiger, als ich es
gekonnt hätte. Meine Leser werden hoffentlich meiner

Versicherung, daß diese vortrefliche Anstalt nach dem Urtheil aller Kenner, ihrem Zwek vollkommen entspricht, um so mehr Zutrauen schenken, wenn sie hier das Verzeichniß der Lehrer und das Tableau der Lehrstunden sehen.

Geschichte wird wöchentlich einmal gelesen. Lehrer in dieser Wissenschaft ist Herr Marmontel, Secrétaire perpétuel de l'Académie françaife, Hiftoriographe de France. Herr Garat, Adiunkt.

Literatur, wöchentlich zwei Stunden. Lehrer: Herr de la Harpe, de l'Académie françaife.

Mathematische Wissenschaften, wöchentlich zwei Stunden. Lehrer: Herr de Condorcet, Secrétaire perpétuel de l'Académie royale de Sciences & de l'Académie françaife. Herr de la Croix, Adiunkt.

Physik, wöchentlich zwei Stunden. Lehrer: Herr Monge, de l'Académie royale des Sciences. Herr Deparcieux, Neffe des Akademisten.

Chymie, Naturgeschichte und Botanik, wöchentlich zwei Stunden. Lehrer: Herr de Fourcroy, D. M. de l'Académie royale des Sciences & de la Société royale de Médecine. Herr Gengembre, Adiunkt.

Anatomie und Physiologie, zwei Stunden wöchentlich. Herr Süe, de l'Académie royale de Chirurgie.

Englische Sprache, zwei Stunden wöchentlich. Herr Roberts, Professeur de l'école royale militaire.

Italienische Sprache, wöchentlich zwei Stunden. Herr Dibove.

Spanische Sprache, zwei Stunden wöchentlich. Herr Abbe Pelicer.

Deutsche Sprache, wöchentlich zwei Stunden. Herr Marterer, Professeur de l'école royalemilitaire.

Herr Pilatre de Rosier war Stifter des Lycee, welches unter dem besondern Schuz des Dúc de Provence und des Comte d'Artois errichtet wurde. Es ward sehr bald das Rendezvous der Gelehrten und Dilettanten aus allen Ständen. Dúchessen und Comtessen sizzen hier mit ihren Schreibtafeln, und zeichnen die Bemerkungen der Lehrer auf. Die Chimie ist durch dies Institut eine Modewissenschaft geworden; bei meiner Abreise von Paris war sie aber schon gesunken, und man glaubte allgemein, daß die Physik ihre Stelle einnehmen würde. — Das Publikum in Paris herrscht über die Mode, wie ein Despot im Serail, und die Wissenschaften sehen sich

wechselsweise bald zur Bassenwürde erhoben, und bald zum Sklavenkittel verdammt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dem Licee nichts an Pracht und Verschwendung abgeht. Zimmer, Instrumente, Sammlungen, alles ist dem Glanz dieses Instituts angemessen. Herr Bontems ist Direkteur, bei welchem man sich, wegen der Erlaubniß zum Eintritt melden muß. Dieser ist sehr schwierig, und wird nur auf einzelne Stunden erlaubt. Ich traf es so gut, daß eben damals, als ich um die Erlaubniß ansuchte, von siebenzig Zuhörern, die für die Stunde unterzeichnet hatten, nur zehn zugegen waren. —

Ein anderes literarisches Institut ist der Salon de correspondance gratuite pour les Sciences & les Arts. Herr Pahin de la Blancherie eröfnete vor einigen Jahren im Hôtel Villayer, rue S. André des Arts, diesen sogenannten Salon, wo Künstler ihre Werke aufstellen könnten, damit sie zur Kenntniß des Publikums kämen, und der zugleich zu einem Sammelplaz der Gelehrten dienen sollte, wo man mit allen neuen literarischen Produkten bekannt werden, und über Sachen des Geschmaks und der Literatur sprechen, rathschlagen, und Vorlesungen halten könnte. Der anfängliche Zwek der Stiftung gieng noch weiter. Er sollte eine Vereinigung und wechselseitige Verbindung unter den Gelehrten

aller Zonen und Länder bewirken: eine Absicht, die dem Herzen ihres Urhebers eben so viel Ehre macht, als sie an sich unmöglich oder schwierig ist.

Diesem beifallswürdigen Plan haben sich unendliche Hindernisse entgegen gestellt, die Herr de la Blancherie durch ausdaurenden Eifer zum Theil zu überwinden gewußt hat. Izt geht das Institut, bei seinem eingeschränktern Zwek, seinen langsamen Schritt zur Vervollkommnung fort. Das Wesentliche desselben besteht in folgendem.

Herr de la Blancherie giebt wöchentlich ein kritisches Blatt, unter dem Titel: Nouvelles de la Republique des Lettres, heraus, welches alle neue Produkte der Wissenschaften und Künste in allen Ländern anzeigen soll. Ein Unternehmen, welches weit über die Kräfte eines Einzigen geht, und auch nur in dem Kopf eines Franzosen zur Existenz reifen konnte! Die Anzeigen sind äusserst unvollständig, mangelhaft und seicht. Das Journal steht weit unter den Mittelmässigen in Deutschland. Mit diesem Institut ist ein Büreau gratuit verbunden, wo man über alle den Zwek dieser Anstalt berührende Dinge Nachweisungen erhalten kann. Jeder Interessent hat das Recht, dem Institut seine Freunde zu empfehlen, so wie der Herr de la Blancherie wiederum Empfehlungsbriefe an die Interessenten austheilen kann. Ob diese mit gleichem Eifer für das Wohl der ge-

lehrten Republik sich ihrer Pflicht entledigen, ist sehr zweifelhaft; der Stifter des Salon hingegen kommt seinem Versprechen auf das genaueste nach, ein Umstand, von welchem ich durch eigne Erfahrung überzeugt bin, da Herr de la Blancherie mich auf die Empfehlung eines seiner Abonnenten in Deutschland sehr freundschaftlich empfangen, und mit der verbindlichsten Art sehr viele reelle Vortheile verschaft hat.

Wöchentlich einmal, am Donnerstage, steht der Salon iedem Gelehrten, Künstler und Liebhaber unentgeldlich offen. — Den Fond zu diesen Anstalten bilden theils die Subskriptionen für die Nouvelles, theils die Beiträge, die von den zwei Klassen der Protecteurs und Associés eingesammelt werden, und von welchen die ersteren vier und die andern zwei Louis iährlich, und zwar drei Jahre nacheinander geben, worauf sie von allen Beiträgen befreit sind.

Ich habe mehrmals den Versammlungen im Salon beigewohnt, und ich muß gestehen, nie bin ich unbefriedigt weggegangen. Entweder machte ich die Bekanntschaft eines braven Mannes, oder ich lernte ein neues wichtiges Buch, oder eine neue merkwürdige Erfindung kennen.

Der Salon, wie alle gelehrte und literarische Institute, wird auch von Damen besucht. —

Ein Vorzug der grossen Städte, um welche man sie mit allem Recht beneiden könnte, sind die häufi-

gen und erleichterten Gelegenheiten, sich Kenntnisse aller Art zu erwerben. Auch hier giebt es eine unendliche Menge Lehrmeister in allen Wissenschaften, Sprachen und Künsten; aber die wenigsten entsprechen der Erwartung, die man sich von ihnen machen dürfte. Selten ist ihre Existenz ausserhalb der Barriere bekannt. Der größte Hause besteht aus elenden Halbgelehrten, die ihr kümmerliches Leben auf diese Art zu fristen suchen; es giebt unter dieser Klasse von Menschen Bettler der unverschämtesten Art.

Die Kartons, wodurch diese Leute dem Publikum ihre Existenz ankündigen, und ihren Unterricht feil bieten, sind Muster eines marktschreierischen Stils. Hier, eins der bessern Gattung zur Probe:

Monsieur l'Abbé Curioni, Membre de plusieurs Académies et Auteur de la Grammaire italienne, réduite en six leçons, enseigne sa langue, en un mois, à toute personne instruite. L'expérience qu'il en a fait tous les jours, lui donne assez de confiance pour n'exiger d'honoraires, que quand on aura vû par soi même l'effèt de ses promesses.

Il a aussi composé une Methode très-facile, très-précise & très-amusante pour

les Dames & pour toute personne, qui ne sait pas le latin. Il la donne gratis à ses éléves.

Mr. l'Abbé Curioni tient toujours ouvert chez lui un Cours gratuit de prose & de poesie italienne.

Ist das nicht der wahre Stiel eines Marktschreiers, der sein Laudanum gern verkaufen möchte? Und, wie gesagt, dies ist noch bei weitem keins der ärgsten.—

Eine Einrichtung, die ich in allen Ländern nachgeahmt wünschte, die der Gelehrsamkeit wahren Vorschub thut, und dem Literator das kostspielige Sammeln der Privatbibliotheken erspart, sind die Cabinets litteraires, Häuser, die für eine geringe Entree iedem offen stehen, und wo man mit allen literarischen Neuigkeiten, mit den wichtigsten sowohl als frivolsten, auf die beste Art bekannt werden kann. Hier findet man gute Gesellschaft und angenehmen Zeitvertreib oder nüzliche Beschäftigung mit geringem Aufwande.

Eine unzählige Menge Journale und Broschüren bedekken die Tische. Dieser Ueberfluß scheint, bei dem Mangel fremder Literaturkenntniß, einen eigenen literarischen Reichthum zu verrathen. Aber grossentheils sind die periodischen Schriften mit elenden Kleinigkeiten angefüllt, und nur sehr wenige haben

blos wissenschaftliche Gegenstände zum Vorwurf. Die kritischen Journale sind zahlreich, aber selten von Werth; Frankreich hat noch kein Werk von dem Umfange oder dem Zwek der allgemeinen deutschen Bibliothek, oder der allgemeinen Literaturzeitung. Der Rezensentenstil ist hier eben so gut, als in Deutschland, zu Hause. Gelehrte Streitigkeiten sind nichts seltenes. Das gelehrte Publikum, und alles, was sich dahin rechnet, theilt sich gewöhnlich in zwei feindliche Partheien; diese sind die Akademiker und ihre Anhänger, und die Nichtakademiker. Die erstern ergreifen gewöhnlicher die Parthei zu schweigen; ein eben so vernünftiges, als leichtes Mittel, dem Streit ein Ende zu machen. Diese kleinen Zänkereien, so kurz ihr Daseyn auch ist, beschäftigen doch, während desselben, das ganze Publikum, welches ihnen Interesse giebt. Solang sie dauern, muß man zu einer von beiden Partheien greifen; dadurch erhält man Feinde, aber auch Freunde, und ohne dies zu thun, würde man ein höchst uninteressantes Geschöpf in einem Cabinet de lecture seyn.

Die gänzliche Unwissenheit in allem, was ausserhalb der Grenze des Königreichs vorgeht, hindert nicht, daß der Artikel der ausländischen Literatur nicht einen ansehnlichen Theil aller kritischen Schriften ausmachen sollte. Man raisonnirt, oder vielmehr, man deraisonnirt über die Produkte des Auslands mit einer Dreistigkeit, die ieden Unbefangenen

in Erstaunen sezt. Man liest die Werke fremder Nationen nicht, aber man beurtheilt sie. O der wunderlichen Launen des menschlichen Geistes!

Vielleicht findet diese Nachricht, ihrer Unglaublichkeit wegen, keinen Glauben. Und dennoch ist es so wahr, daß es mehrere Journale giebt, die mit Uibersezzungen deutscher Rezensionen angefüllt sind. Ich zitire hier nur als Beispiel den Esprit des Journaux und die Mélanges de Litterature.

Unbegreiflich ist es, wie diese Lektüre die Franzosen amüsiren kann, sie, die in einer gänzlichen Unwissenheit unserer Literatur leben. Wie weit diese geht, ist bekannt; und welcher vernünftige Deutsche wird sich darüber ärgern? Aber was den patriotischen Eifer iedes ehrlichen Deutschen zu lichten Flammen aufiagen muß, das sind die impertinenten absurden Urtheile, welche diese Blinden über unsere Literatur wagen, und deren man, zum höchsten Aerger, in iedem Buchladen, in iedem Kaffe, in iedem Büreau täglich ein Schok verschlukken muß. Da raisonnirt ein Kerl, der nicht einmal den zwei Zeilen langen Tittel eines deutschen Buchs ohne zwanzig der abscheulichsten Verstümmelungen abschreiben kann *, auf ganzen Seiten über dasselbe. Da werden

* Jedermann hat die lächerlichen Beweise dieser Behauptung in Händen. Man weiß, daß Gleim zu einem Fluß im Preussischen gemacht worden ist; daß Lessing

Reflexions, Sommaires gedrukt, wo man Uibersichten über die deutsche Literatur erhält, wo ein gewisser Franzos mit einem deutschen Gelehrten gesprochen haben will, der selbst eingesteht, daß unsere Sprache nicht ganz aller Ausbildung unfähig wäre, wenn wir nur ein Tribunal für den guten Geschmak hätten. Eine Akademie, eine Akademie fehle uns noch! u. s. w.

In der Idee der Franzosen von dem, was die Deutschen geleistet haben, herrschen unbegreifliche Widersprüche. Hin und wieder hört man ein vernünftiges Urtheil, das aber durch einen Schwall von faden Raisonnemens unterdrükt wird. Zum Beispiel,

le Singe genannt ward, u. s. w. Neulich las ich den Titel eines Buchs angezeigt, welcher mit dem Wort Denkwürdigkeiten anfieng; der französische Journalist hatte DENKWUER Digkeiten gesezt, und also vermuthlich die lezten drei Sylben für ein besonderes Wort angesehen. Statt Friedrich Jonathan Fischers Geschichte des deutschen Handels: Friedrich Jonathan &c. Alle Titel, die sich mit Uiber anfangen, werden bloß mit diesem Wort angezeigt, u. s. w. — Wenn wir aber über derlei Dinge lachen wollten, so müßten wir uns selbst rein fühlen in unserm Gewissen; und das sind wir nicht. Exempla sunt odiosa; aber siehe Allgemeine Literatur Zeitung v. J. 1785. T. I. S. 10.

daß diese Widersprüche sich sogar in einem und demselben Journal vereinigt finden, sezze ich folgende Stellen aus der Gazette litteraire secrète de Paris Ann. 1781, her.

La Litterature allemande remplirait très-agréablement pour nous les mortes saisons de la nôtre, si nous avions l'avantage de posseder içi beaucoup de Traducteurs (hätte besser heissen können, la langue & le génie de la nation) du mérite de celui à qui nous devons les trois pièces suivantes : le page, comédie d'Engel, la pitié filiale, du même, et les Juifs, comédie de Lessing. Vous y trouverez avec plaisir ce naturel, dont nous écarte toujours plus le faux bel-esprit, cette expression simple, vraie, trouvée sans qu'on la cherche, qui ne dit ni trop, ni trop peu, qui coule de source & que ne soupçonnent pas les traducteurs ordinaires, ce qui a fait si justement dire du très-petit nombre de ceux qui se distinguent, que pour être capable de bien traduire, il faut l'être de bien composer &c.

In eben diesem Journal, dessen Verfassern man doch gesundes Urtheil zutrauen sollte, liest man folgendes Gewäsche.

Le gout des belles-lettres commence (dies ward im Jahr 1781 geschrieben !) à ſe repandre en Allemagne, c'eſt une vérité inconteſtable. On voit épars ça & là ſur cette vaſte contrée (ſollte man nicht denken, der Verfaſſer ſtelle ſich Deutſchland als das Chaos vor der Schöpfung vor? quelques hommes, qui s'efforcent à gravir les bords du Parnaſſe; mais il faut avouer, qu'on ne doit pas encore ſe preſſer de célébrer (würde das der Franzmann ie thun?) les progrès qu'y a fait la Litterature. — Quant (ſollte heiſſen Kant) à Kœnigsberg eſt le ſeul, qui poſſède le rare talent de rendre ſa langue harmonieuſe. (Ey, wie die Franzoſen uns doch auf unerkannte Verdienſte aufmerkſam machen!) Si ce coup de lumière (des Königs von Preuſſen ſeichte Broſchüre: ſur le Lit. allem.) pouvoit pénétrer à travers les fourrures épaiſſes, qui recouvrent la ſcience des Univerſités (Franzmann, die Sünde kann kein Fegefeuer büſſen) & diſſiper les ténèbres, qu'elles (die Univerſitäten zu Göttingen, Jena, Halle, u. ſ. w. entrétiennent, l'Allemagne verroit luire pour elle à ſon tour les beaux jours du ſiècle de Louis XIV. & pourroit aſpirer à LA GLOIRE & aux jouiſſances que la France leur doit.

Und wer ist nun Schuld daran, daß die Franzosen eine so erbärmliche Idee von unserer Literatur haben? Wer anders, als die allzeitfertigen Uibersezzer. Die haben hauptsächlich Schuld. Ehe sichs Deutsche, zu ihrer Schande! einfallen liessen, unsere Produkte in eine fremde Sprache zu übersezzen, ehe die unsterblichen Meisterstükke unserer grossen Genies in eine ihrem Fluge, ihrer Gewalt, ihrer Laune, ihrem Donner unangemessene, auf Stelzen gehende, in Schnürbrust gepreßte Sprache gezwängt wurden, kannten sie uns nicht, und liessen uns in Frieden. Jezt urtheilen sie nach den verstümmelten Dollmetschungen. Jenes erregte unsere Verachtung, dies unsern Unwillen.

Schon vor mehreren Jahren sagte der erste Dichter Deutschlands eben dasselbe in seinem Merkur. Er tadelte mit Wärme die erniedrigende Gefälligkeit unserer Nation, ihre schönsten Produkte verstellt und entblättert dem Ausländer anzubieten. Und in wessen Munde war diese Klage gerechter, als in Wieland's, dessen Lieblingswerk, die unschäzbare Musarion, auch kombabisirt und travestirt ist. Wenn die Franzosen die mortes saisons ihrer Literatur mit der unsrigen ersezzen wollen, so mögen sie unsere Sprache lernen, wie wir die ihrige lernen; eine Revolution, die ohnehin bald eintreffen wird, und die sich schon auf mancherlei Weise vorbereitet. Man

fängt schon hin und wieder an, das Studium der deutschen Sprache für nüzlich zu halten, und Schriftsteller, die sich nicht entschliessen können, sie zu erlernen, lassen sich unsere besten Meisterstükke dollmetschen. Die Folgen dieser Sinnesänderung werden erst in einem halben Jahrhundert sichtbar seyn. Die englische Sprache, die, wegen der mannigfaltigen politischen Verhältnisse, Frankreich von ieher interessirte, wird weit eher allgemein werden, als die schwerere deutsche, bei der noch die fatalen gothischen Karaktere hinzukommen, die dem französischen Auge schon allein ein Stein des Anstosses und Aergernisses sind.

Ein merkwürdiges Phänomen am Himmel der gallischen Literatur scheint sehr viel Bezug auf diese Revolution zu haben. Herr Beffroy de Regny, unter dem angenommenen Namen des Cousin Jacques, tritt seit einiger Zeit in einer der französischen Sprache bisher ganz fremden Gattung von Prose auf. Seit langer Zeit räumte man den Franzosen ein, daß sie sehr wizzig scherzen, sehr fein spotten, sehr elegant tändeln, sehr delikat schmeicheln könnten; aber wer hätte wohl geglaubt, daß sie bald auch Versuche wagen würden, ihre Gemälde und Karaktere mit englischer oder deutscher Laune zu koloriren?

Die Lunes du Cousin Jacques sind der erste, und, wenn ich urtheilen darf, nicht ganz mislungene Versuch dieser Art. Sie haben allgemeine Sensation erregt; von der Dûchesse bis zur Nätherin herab liest alles, lobt alles den launigen Cousin Jacques. Und der Kousin, dem dieser schmeichelnde Beifall nichts mehr, als ein wenig Studium der der deutschen Literatur gekostet haben mag, lächelt hinter seinem Vorhang über das entzükte pariser Völkchen, das ihn feiert, mahlt, in Kupfer sticht, und, was das beste ist, kauft. In wenig Jahren wird der Kousin hinter seinem Vorhang hervortreten, und mit seinem runden Beutel unter dem Arm sich dem dankbaren Publikum zu geneigtem Andenken empfehlen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Kuosin Jacques eine ganz originale tournure d'esprit hat — wie er sich denn selbst gar bescheidentlich auszudrükken pflegt; aber daß er seinen Pinsel in eine gewisse kräftige deutsche oder englische Brühe getaucht hat, ist nur gar zu sichtbar. Sein hauptsächlichstes Verdienst besteht darinn, eine Quelle zuerst benuzt zu haben, die für das ganze Heer gallischer Schriftsteller so gut als nonexistent war; und auch das verdient Dank, grossen Dank. Aber wie steht es um den Ruhm aus, von welchem der Kousin sich wohl schon ein hohes Alter geträumt haben mag? der wird

sinken, sobald seine Herren Kollegen, die literarischen Spürhunde, ihm auf die Bahn gekommen seyn werden. Alsdann wird imitatorum pecus schon dafür sorgen, daß der Kousin kein Phönix der französischen Literatur bleibt. Und in so fern kann ich es ihm nicht übel nehmen, wenn er seinen substantiellen Magen hält, denn seinen vergänglichen Ruhm und die Zeit, die Zeit benuzt. Der Cousin Jacques schreibt monatlich ein Heft von mehr als 150 Seiten, und unser Asmus schrieb deren vier in seinem ganzen Leben. —

Als der König von Preussen dem Herrn de la Baux den Auftrag gab, seine Cours zu schreiben, sagte Jemand in Deutschland: die Franzosen haben uns unsere Literatur gegeben, izt wollen wir ihnen die ihrige wiedergeben. —

Der Buchhandel in Frankreich hat bei weitem die Vollkommenheit des deutschen nicht. Ihm fehlt die wohlthätige Zirkulation; alles drängt sich in die Hauptstadt zusammen. Da es keine festgesezte Zeit zu einem allgemeinen Tausch und Umschlag giebt, so muß der Buchhändler, vorzüglich der aus der Provinz, mit Kosten und Weitläuftigkeit seine Waaren einzeln versenden. Dieser Mangel gebiert auch den, daß man selten ein vollständiges Verzeichniß aller neuherausgekommenen Schriften erhalten

kann. Jeder Buchhändler sucht sich ein Plätzchen aus, wo er seine neuen Verlagswerke anzeigt, daher sie oft gar nicht zur Kenntniß des Liebhabers gelangen. Die Buchhändler in Paris sind ein Theil der Universität, und haben ansehnliche Vorrechte. Ein befremdender Anblik ist es, in den grösten und berühmtesten Buchhandlungen Frauenzimmer zu sehn, welche die weitläuftigen und zum Theil gelehrten Geschäfte dieses Handlungszweiges mit seltner Aktivität und Geschiklichkeit betreiben.

Zur Karakteristik.

Einzelne Bruchstükke.

Man spricht in Paris sehr schön. Man drükt sich fast allgemein sehr gut aus, und pronunzirt unverbesserlich. Im Munde eines angenehmen Mädchens wird dieser Vorzug ein gefährlicher Reiz. Ausnahmen machen, nicht der gemeine Mann, nicht der ungelehrte Franzose, sondern der süsse Damoiseau und der affektirte Höfling. Diese sind die gefährlichsten Feinde ihrer Sprache, weil ihr Beispiel anstekkend ist. Ihre Schuld ist es, daß man fast allgemein das S am Ende der Worte nachlispelt, daß man bain statt bien sagt, daß man Madame wie Mädäm, und Mademoiselle wie Mämsell ausspricht. Vielleicht ist diese Affektation Anglomanie in der Sprache, die, wie alle Moden, nur einen Augenblik dauert.

Jeder Fremde, der nach Paris kommt, würde sich für beleidigt halten, wenn man ihn fragte, ob er den Sinn des Worts Monsieur verstünde? Und dennoch ist dies wunderbare Wort, in seinen hunderttausend Deutungen, ein Räthsel, welches nur durch die Mimik dessen entziffert wird, der es gebraucht. Es wäre die Arbeit eines satirischen Kopfs, ein Wörterbuch des Worts Monsieur zu schreiben.

Daß der Bruder des Königs vorzugsweise diese Ehrenbenennung führt, weiß Jeder, der den Hilmar Curas bis pagina 6 durchblättert hat; aber daß das Wort Monsieur eine in nuce gebrachte Sprache ist, das weiß vielleicht nicht Jeder.

Monsieur! der Ehrentitel aller männlichen Geschöpfe mit und ohne Bart, vom Monsieur, frère du roi, bis herab auf Monsieur le Decroteur. Wenn zwei Bauern einander gegenüber sizzen, und eine chopine de vin sich zwischen ihnen befindet, so unterläßt Einer von beiden gewis nicht, mit der rechten Hand an die Müzze zu greifen, und mit der linken sein Glas an das Glas seines Nachbars zu stossen: à vôtre santé, Monsieur! heißt es alsdann; und wenn der Autor das Kind seines Gehirns unter mächtigem Schuz in die Welt tretten lassen will, so dedizirt er es: à Monsieur, frêre du roi.

Ein Wasserträger oder Obstverkäufer würde es sehr übel aufnehmen, wenn man ihn, den Hut in der Hand, aufs höflichste mit einem mon ami! anredete; er wird euch aber aufs dienstfertigste begleiten oder benachrichtigen, wenn ihr ihn mit dem verächtlichsten Blik, und ohne ihn zu grüssen, nur Monsieur nennt.

Allons, Messieurs les forçats! schrie der Kerkermeister in Bicetre den Gefangnen zu, die das Glas

schleifen mußten, und schwang seine fürchterliche Geissel.

Es ist wider den guten Ton, zehn Worte nach der Reihe zu sprechen, ohne einmal das Wort Monsieur dazwischen zu schieben.

In Handbillets sezt man das Monsieur gewöhnlich seinem Namen vor, und spricht alsdann in der dritten Person von sich. Der Anfang eines solchen Billets lautet gewöhnlich: Monsieur N. N. fait mille respectueux complimens à Monsieur N. N.

Lächerlich ist es, wenn Baumarchais behauptet, man könne mit dem einzigen Wort Goddam durch ganz England reisen, ohne die Sprache zu verstehen; wenn diese Hyperbel gelten soll, so könnte sie weit eher von dem Monsieur der Franzosen gelten. Ist dies Wort nicht die Bezeichnung alles dessen, das da ist, und da seyn könnte? Hat die Deutung und der Sinn dieses Worts Grenzen?

Man lese folgenden Dialog, als Beweis für meine Behauptung. Die spielenden Personen sind ein Elegant, ein Parlamentsrath, ein Hypochondrist und ich. Die Szene, eine Loge der Italienne.

Der Elegant (tritt herein. Zum Parlamentsrath, der neben der Thüre steht, mit der modigsten Verbeugung:) Monsieur!

Der Parlamentsrath (der das Kompliment erwiedert:) Monsieur!

Pause. —

Der Elegant (will in eine der vordern Bänke. Zum Hypochondristen, indem er ihn anstößt:) Monsieur.

Der Hypochondrist (mit freundlicher Mine, indem er weicht:) Monsieur!

Der Elegant tritt dem Hypochondristen auf den Fuß; dieser exklamirt:

Der Hypochondrist: Monsieur!!!

Der Elegant (mit einer Mine, die um Verzeihung zu bitten scheint:) Monsieur!

Pause.

Der Elegant (wendet sich an mich, um den Text zur Musik zu haben. Bittend:) Monsieur!

Ich (der sich sehr wohl gefällt, einmal seine profunde Kenntniß der gallischen Sprache an Mann zu bringen. Mit einer dienstfertigen Bewegung:) Monsieur.

Dieser Dialog ist keine Fiktion. Daß er möglich und wahrscheinlich existirt haben könne, mögen alle diejenigen bezeugen, die die Sitten und Moden vom Jahr 1786 in Paris kennen.

Aber daß mich nur kein Richter tadle, der fünf Monate später die Hauptstadt besucht. Vielleicht

kursirt das Wörtlein Monsieur izt, da ich dies schreibe, nur noch wie eingebildete Münze. Zu Voltairs Zeiten stand die Dame vis-à-vis ihrem Liebhaber, der Kaufmann vis-à-vis seinem Goldkasten, und der Priester auf der Kanzel vis-à-vis Gott, izt kennt man dies vis-à-vis nicht mehr; tausend neue Modephrasen haben es verdrängt, die selbst auch nicht mehr sind.

Man glaube ia nicht, den Sinn der Worte gefaßt zu haben, wenn man auch das Wörterbuch der Akademie von A bis Z auswendig gelernt hat. Der wechselt unaufhörlich, mit der Zeit, mit der Mode, mit den Sitten, mit den Menschen. Ein Wort, das zu Boileau's Zeiten etwas grosses anzeigte, dient izt zur Bezeichnung des kleinen; eine Liebkosung wird nach Verlauf eines Jahrzehnds Beleidigung, und eine Lobrede, Satire.

Der lebhafte Karakter der Franzosen ist die Ursache, daß sie in ihren Beschreibungen fast durchgehends übertreiben. Man muß sich frühzeitig gewöhnen, gewisse Beiworte und Bezeichnungen nur für die Hälfte dessen anzunehmen, wofür sie in einem andern Lande gelten. So heißt z. B. der place d'armes vor dem Schloß in Versailles in allen Beschreibungen, selbst in Dulaure's, une place immense — und er ist mit einem Coup d'Oeil zu übersehen;

sehen; so heißt es von der Spiegelfabrik: un nombre infini d'ouvriers y perfectionnent les glaces — und es ist die leicht auszusprechende Zahl achthundert; so heißt es von der Gelehrsamkeit des Herrn Gin, membre du Musée, elle est vaste & presque immense — und wenn Herr Gin, membre du Musée, sich mit unserm Theokrit an der Elbe messen wollte, so möchte seine érudition immense eine érudition très-bornée heissen. Doch halt, der Schnupfen stekt an!

Die Worte erhalten in verschiedenen Orten verschiedene Bedeutungen, die allezeit im richtigsten Verhältniß gegen das gesammte Lokale eines Orts stehen. So nennt man hier einen Kaufmann très-riche, der in London wohlhabend; eine Frau aimable, die man in Sachsen erträglich, und einen Schauspieler divin, den man in Wien mittelmäßig nennen würde.

Es ist sehr nöthig, sich so früh, als möglich, mit dem lokalen Sinn der Worte bekannt zu machen. Ehe ich dies that, sezte mich meine Unwissenheit zuweilen in Verlegenheit. Jzt bin ich klüger geworden. Wenn ich z. B. höre, daß ein Ort tout près bei meiner Wohnung ist, so miethe ich einen Fiaker; und heißt es pas loin, so stekke ich etwas wider den Hunger in die Tasche.

Seit einiger Zeit entlehnen die Franzosen, wiewohl sehr sparsam, Worte aus der deutschen Sprache, die aber freilich nur im gemeinen Leben gebraucht werden. So hört man valtser, walzen; un hernutien, ein Herrnhuter; une espièglerie, ein toller, lustiger Streich; une chopine, ein Schoppen; bir-en-bro, kalte Schaale; kirsewase, Kirschwasser; paquet-bot, Paketbot; faire halte, anhalten, u. s. w.

* * *

Es ist bekannt, wie weit die Unwissenheit der Franzosen in der Erdbeschreibung geht. Meine kleine Erfahrung hat mir hundert lächerliche Beweise hievon gegeben. So wie in London alles, was nicht Engländer ist, Franzose heißt, mehr oder minder für eine Art von Engländer. Es versteht sich, daß dies in Paris so gut, als in London, nur vom gemeinen Pöbel gilt.

Sobald ich in einer Gesellschaft als Russe vorgestellt werde — und dies ist nothwendig, wenn die Franzosen wissen sollen, in welchem Welttheil ich zu Hause gehöre — so höre ich plözlich ein zehnfaches Ah, Ah! von allen Lippen erschallen. Man betrachtet einen Russen als eine Art von Wunderthier. Indessen ist mir diese seltsame Unwissenheit schon oft zu Statten gekommen.

Ein gewisser Gelehrter, ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften, versezte einsmals Stokholm nach Livland; und ein Anderer wunderte sich, daß ich der vielen Schneeberge wegen nicht blind wäre. Fast durchgehends glaubt man, daß wir mit Rennthieren, statt Pferden, fahren.

Eine berühmte Zeitung rezensirte ein Werk eines petersburgischen Akademikers: Au milieu des glaces de la Russie — hub die Rezension an. Man erstaunt, wenn ich versichere, daß der Junius in Petersburg heissere Tage habe, als in Paris, und man wendet sich lächelnd weg, wenn ich unsere Wassermelonen und durchsichtigen Aepfel, und Feigen und Trauben als Produkte der Gegend um Astrakan anführe. Man wundert sich, daß ich nicht schon eine Spazierfahrt nach Konstantinopel gemacht habe.

Einsmals frug man mich, zu welcher Religion ich mich bekennte? Zur griechischen, gab ich zur Antwort. Sogleich lief ein Gemurmel in der Gesellschaft umher: Ah, Ah, il est Mahometan!

* * *

Nie wird die alte Erbfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen erlöschen, so herzlich es auch der bessere Theil beider Nationen wünscht. In Paris denkt und handelt man ziemlich gemäßigt gegen die Bewohner der Insel, und wenn man sich einiges erlaubt, so sind dies gewiß nur Repressalien. Die

Ursache dieser Mäßigung ist die Menge reicher Engländer, die stets in Paris leben, und die brittisch genug denken, ieden Anfall auf die Ehre ihrer Nation aufs fühlbarste zu rächen. Troz dieser Furcht wird man doch zuweilen gar deutlicher Symptome eines Hasses gewahr, den selbst die französische Urbanität nicht allemal zu bemänteln vermag.

Nie zeigte sich wohl die Antipathie der Nation gegen die stolzen Insulaner deutlicher, als in den ersten Jahren des amerikanischen Krieges, noch ehe Frankreich die Parthei der Insurgenten genommen hatte. Bei den Handelsstädten des mittägigen Frankreichs war die allgemeine Freude über Englands sinkenden Glanz noch eher aus dem Interesse zu erklären, welches diese bei einer Revolution hofften, die einen so unwidersprechlichen Einfluß auf den Handel haben mußte, von welchen sie schon die günstigsten Vorbedeutungen in Händen hatten. Allein, daß sogar Paris, das polizirte, menschliche Paris, Antheil an dieser allgemeinen Freude nahm, daß sogar der alte Dichter, der doch Anspruch auf den Ehrentitel eines Philosophen machte, dieser boshaften Schadenfreude auf eine so entehrende Weise fröhnte, das ist um so schwerer zu begreifen, da die Hauptstadt auf ieden Fall beim Ausbruch eines Krieges leiden mußte. — In Marseille erzeugte dieser Nationalhaß sogar ein Institut, dessen Einrichtungen eher für freie Republikaner, als für dienstbare Franzosen paßte. Man

befürchtete die Mißbilligung des Hofes, weil der Geist des Instituts allzu antienglisch war, und der Hof sich noch nicht gegen England erklärt hatte; aber man hätte vielmehr fürchten sollen, daß der Geist der Freiheit, den die Gesellschaft zu beleben und erhöhen suchte, die Aufmerksamkeit der Regierung hätte auf sich ziehen können. Es war ein Klubb, der aus dreizehn Mitgliedern bestand, jährlich dreizehn Pikeniks gab, u. s. w. Man las in demselben Panegyre auf die Insurgenten und Pasquille auf England ab. Der Saal war mit den Büsten der berühmtesten Amerikaner geziert; man feierte in Gesängen von dreizehn Stanzen die Helden, die für die Behauptung der Freiheit fochten. Ganz Frankreich war damals von Kouplets, Allegorien, Tragikomödien, Parodien, u. s. w. überschwemmt, von denen einige verdient hätten länger zu leben. Gleich nach dem Frieden söhnten sich aber die beiden Nationen aus. Kaum war dieser bekannt, so reichten sich die eifersüchtigen Nebenbuhler die Hände zum Vertrag, und die französischen Pasteten flogen nach London, und die englischen Fabrikate schlichen, troz der Kommis, nach wie vor, in die Barriere. Izt gährt die alte Antipathie im stillen; selten braust sie auf mit Wärme; öfter aber wirkt sie in Geheim mit verdoppelter Stärke.

Die Spektakles forains sind der vornehmste Schauplaz, den sich der gallische Wizling erwählt

ein Volk lächerlich zu machen, welches er nicht einmal kennt, und dessen Fehler zuweilen mehr werth sind, als die Tugenden der Franzosen. Da steht man täglich einen steifen Engländer erscheinen, der durch seine abscheulichen Sprachfehler und durch seine übertriebenen Whims (die hier als Grundzug im Karakter der Engländer zu gelten scheinen) die Narren zum Lachen reizt, und die Vernünftigen ärgert. Aber selbst in der Oper wird der Britte, wiewohl mit ernsterer Behandlung, ein Opfer des Nationalhasses. Wenn irgend eine Lasterthat, ein abscheuliches Verbrechen begangen werden soll, so muß ein Engländer diesen Karakter vorstellen. Nach den Ballets der Oper zu urtheilen, müßten die Britten das weibischste, feigherzigste, undankbarste, verächtlichste Volk auf der Erde seyn. Sogar bis in die gelehrten Gesellschaften, und namentlich bis ins Müsee, ist dieser unanständige Spott gedrungen. In der öffentlichen Sizzung des Müsee, welcher ich beiwohnte, ward ein Aufsaz verlesen, der den bittersten Hohn über die englische Nation ausgoß, und die Herren und Damen im Parterr weidlich lachen machte. Auch selbst der g r o s s e Beaumarchais wählte diesen k l e i n e n Kniff, sein Publikum zu vergnügen. Als ich bei der Vorstellung des Figaro das ganze Haus so laut und anhaltend über den albernen Spaß mit dem god dam lachen hörte, und mich dabei erinnerte, daß dieser Spaß schon zum zweiundachtzigsten male aufgetischt

wurde, wußte ich nicht, wen ich für abgeschmakter oder boshafter halten sollte, den Autor oder das Publikum. Vielleicht würde Beaumarchais die Stelle izt wegstreichen; denn man sagt, daß seit seiner lezten Affaire kein Spott über das brittische Volk von seinen Lippen komme. So geht es allen, die die Schläge eines despotischen Zepters gefühlt haben; so gieng es auch Linguet.

Troz des wechselseitigen Hasses beider Nationen ist es bei beiden Nationen Ton, die andere zu kopiren. Der Franzose kauft englische Fabrikate, und kleidet sich englisch; und der Engländer reist nach Frankreich, lernt die Sprache, und läßt seine Kinder dort erziehen. Der iezige Herzog von Orleans liebt die brittische Nation auf eine ausschweifende Art. Seine häufigen Reisen nach England und seine Wetten werden der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Nation und der Zankapfel der Zeitungsschreiber.

* * *

Eine grosse Stadt bietet tausend angenehme, grosse, erschütternde und abscheuliche Schauspiele dar, die man anderswo vergebens suchen würde. Einst gieng ich durch eine stark besuchte Gasse, wo ein armes, gebärendes Weib, mit den heftigsten Schmerzen kämpfend, auf der Erde lag, und laut um Hülfe flehte. Fühllos drängte sich der Strom von Pöbel

vorbei, und kaum blieben ein Paar kleine Jungen, durch die Neuheit der Szene gereizt, bei der Unglüklichen stehen.

* * *

Alles sucht hier Geld zu verdienen. Man ist auf die seltsamsten Mittel gefallen, die dumme Neugier eines müssigen Pöbels zu benuzzen, der gerne seinen sauerverdienten Liard hingiebt, wenn er nur amüsirt wird. Man kann kaum zwanzig Schritte gehn, ohne auf eine Marionettenbude zu stossen, deren elendes Puppenspiel heute noch eben den Beifall erhält, den ihm der Pöbel schon vor zehn Jahren gab. Auf dem Boulevard sieht man Kerle auf hohen Gerüsten, die, für Geld — Gesichter schneiden! Zuweilen haben diese Mimiker ihre schleichenden Gehülfen in der Nähe, die sich des Gedränges und der Zerstreuung zu Nuzze machen.

Eine andere Klasse von Menschen, die ihren eigenen Esprit de Corps hat, sind die vater- und mutterlosen Buben, die durch die seltsamste Industrie ihre Existenz fortzuhelfen suchen; denn betteln dürfen sie nicht, seitdem Nekker seine weisen Verfügungen getroffen hat. — Sobald man einen Fiaker ruft, springen ein Duzend dieser müssigen Junge hinzu, und öfnen die Thüre. Kaum zeigt sich eine schwarze Wolke am Himmel, so sind in dem Augenblik zwanzig dienstbare Geister da, die für wenige Sols ihren

Regenschirm verleihen, und im heftigsten Plazregen unbedekt nachlaufen. Eine sehr angenehme Bequemlichkeit, wenn nur die Regenschirme nicht so durchlöchert wären, daß ganze Wasserfälle auf den Träger herabstürzen. Abends lauern diese Buben auf den Gassen, und bieten Mädchen feil.

* * *

Zeit und Mode rächen izt die Engländer für alle Spöttereien der Franzosen, und für die Tirannei, welche die Sitten und Moden derselben seither über den halben Erdkreis ausübten. Alles ist hier voll Anglomanie. Man sieht auf öffentlichen Spaziergängen fast keinen Degen mehr; alles geht im Frak mit englischer Taille, mit englischem Kragen, mit englischem rundem Hut, mit englischer runder Weste, mit englischem wildgewachsnem Stok, ohne Beschlag und Stokknopf. So weit hat die Anglomanie gesiegt; aber über die schöngelokte, schöngepuderte pariser Frisur hat sie bisher noch nicht siegen können, die ist noch grecque quarrée. Indessen wer weiß, was geschieht! der Haarbeutel wenigstens ist schon ganz zum Degenkleide verwiesen, und ein englischer Kadogan hat seine Stelle eingenommen.

Ein Stuzzer heißt izt nach der Sprache des Augenbliks un élegant. Ein solcher trägt sich völlig nach eben beschriebener Mode. Er versäumt nicht,

sich täglich im Palais royal einzufinden, wo er mit gewafnetem Auge und ernster Mine auf und nieder geht — pour fixer ses caprices de la soirée. Er trägt den Hut tief ins Gesicht, die linke Hand mit der Lorgnette vor dem Auge, die Badine unter eben dem Arm, und die Rechte hat zwei Finger in der kleinen Tasche der runden englischen Weste.

* * *

Es regnet in Páris sehr oft. Wenn ich überlege, daß wenigstens zehntausend Menschen kein Brod haben würden, wenn es nicht so oft und so plözlich regnete, so schweige ich meine Klagen, und wandre ruhig durch den Koth, ohne meine weissen Strümpfe zu beseufzen.

Die Witterung mag seyn, welche sie will, so hat es der Fußgänger immer sehr übel. Wenn es regnet, muß er über Bäche springen, und über schwankende Bretter, wie auf Seilen, tanzen; troknet es, so lernt er Boileau's pavé glissant aus der Erfahrung kennen, und bei völliger Sonnenhizze verursacht das leiseste Lüftchen einen Staub, der noch viel unausstehlicher ist.

Das Klima von Paris ist häßlich und ungesund. Abwechselnd dürre Sonnenhizze und Regen. Man befindet sich nicht wohl, so lange man der Witterung nicht gewöhnt ist.

* * *

Das weibliche Geschlecht, hier mit so viel Nachdruk le sexe genannt, hat durch den häufigen Umgang mit Mannspersonen ungemein viel von seinen beneidenswerthen Eigenheiten verloren. Sie haben fast alle böse Eigenschaften des männlichen Geschlechts angenommen, und keine einzige gute. Man sieht sie bei Tag und bei Nacht durch die Gassen streichen, und ihren Geschäften oder Vergnügungen nachgehn; sie besuchen öffentliche Häuser und Gesellschaften, und wissen sich in denselben zu behaupten; sie mengen sich in iedes Gespräch, was auch der Gegenstand desselben seyn mag, und — das muß man ihnen zugestehn — delikate Sachen wissen sie mit Delikatesse zu behandeln; sie besuchen sogar gelehrte Gesellschaften, und maßen sich in denselben eine richterliche Stimme an, ein Mißbrauch, den man grossentheils auf Rechnung der übertriebenen Gefälligkeit gegen dies Geschlecht sezzen muß.

Es ist wahr, die Frauenzimmer, besonders der mittlern Klasse, sind hier weit brauchbarere Geschöpfe, als in andern Ländern, wo das Ziel ihres geschäftigen Lebens die Küche oder der Strikbeutel ist. Sie verrichten alle Geschäfte, zu denen sie in Rüksicht auf ihr Geschlecht und dessen Schwächen nur immer geschikt sind. Allein hier sollte man die Grenzlinie

ziehn, die die Geschäfte und Vergnügungen beider Geschlechter absonderte.

Es ist ein befremdender Anblik, ein iunges Frauenzimmer in einem Kaffehause unter einer grossen Menge wilder und gesitteter Menschen aus allen Ständen zu sehen, und an allen Gesprächen Theil nehmen zu hören. Dieser Gebrauch reißt die lezte einzige Schuzwehr nieder, die ihrer Tugend in grossen Städten übrig bleibt. Die schöne weibliche Schaamhaftigkeit wird erstikt, und mit ihr der edelste Reiz des Mädchens.

Es ist ein befremdender Anblik, zur Stunde, da eine gelehrte Gesellschaft oder ein Kabinet eröfnet wird, eine Heerde Frauenzimmer hineinstürzen zu sehn, die zum Uiberfluß ihrer Kinder, oder noch öfter ihre Schooßhündchen mitbringen, und zu weiter nichts dienen, als den Männern ihren Plaz zu rauben, den sie ihnen aus Höflichkeit zugestehn müssen, und durch partheiischen, unverständigen Beifall den Mann von Verdienst zu erbittern, und den Narren, der das Glük hatte, ihnen zu gefallen, noch närrischer zu machen. —

Paris est le ciel des femmes, le purgatoire des hommes, & l'enfer des chevaux, Dieser Ausspruch Merciers ist zum Sprichwort geworden. Es giebt, nach Verhältniß, sehr wenig schöne Frauenzimmer in Paris. Alle durchgehends legen stark Roth auf; dies ist die Mode. Man sucht nicht im minde-

sten die Natur nachzuahmen, oder ihr aufzuhelfen; man legt nur einen dikken rothen Flek dicht unters Auge, der oft mit der braunen Gesichtsfarbe den häßlichsten Kontrast macht. Indessen giebt es auch schöne Gesichter, die der Natur nicht die Schmach zufügen, sich so unnatürlich zu schminken; aber ihrer sind wenige. Man kann sich leicht vorstellen, welchen hohen Werth der liebedurstige Pariser auf die Schönheit sezt. Wenn ein schönes Gesicht in der Loge erscheint, so klopft das Parterr mit den Stökken, und klatscht in die Hände, zum Zeichen des Beifalls; eine Ehre, die selbst der König nicht allemal genießt.

* * *

Die Leichenbegängnisse der Grossen und Reichen werden mit ausserordentlicher Pracht vollzogen. Der Sarg des armen Mannes wird, von einigen Geistlichen begleitet, durch das Gewühl zu seiner stillen Gruft geschleppt. Der Pariser zieht seinen Hut ehrerbietig ab, wenn er einer solchen Prozession begegnet, und wenn ein Fremder vorbeigeht, ohne dies zu thun, so vergißt der Pöbel, in dessen Kopf Engländer, Protestant und Heide einerlei ist, gewiß nicht den Zuruf: Monsieur l'Anglais, ôtez le chapeau! Einen sonderbaren Anblik giebt es, ein solches Trauergefolge durch das Machtwort eines Fiacres in die Flucht gejagt zu sehen.

* * *

Selten verläßt ein Franzose sein Vaterland, um die Sitten, Gebräuche, die Literatur, das Genie und die grossen Menschen anderer Nationen kennen zu lernen. Seine Vaterlandsliebe fesselt ihn an seinen Boden; seine Unwissenheit mahlt ihm alle Völker als Barbaren ab; er glaubt alle Schäzze der Weisheit innerhalb der Grenzen des Königreichs aufgehäuft. Wozu soll er denn reisen?

Nichts als die dringendste Noth, nichts als der Hunger vermag den Franzosen in ein fremdes Klima zu treiben. Wenn sein Vaterland ihm sogar die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens versagt, wenn er von Thüre zu Thüre gewiesen wird, ohne irgendwo Beistand zu finden, alsdann übereilt ihn ein plözlicher Anfall von Haß gegen das Land, das ihn gebar; er ergreift den Wanderstab, und eilt, die Grenzen desselben zu grüssen. — Ein nachbarliches Volk, das seine Künstler, seine grossen Geister verfolgt und verachtet, und nur von der Seine her Licht und Wärme erwartet, nimmt den flüchtigen Fremdling gastfrei auf, pflegt sein, und schüttet in seinen Schooß das Gold, dessen das vaterländische Genie bedurfte, um seinen Hunger zu stillen. In wenig Jahren darf der Flüchtling nicht mehr sorgen; die Freigebigkeit seiner gutherzigen Gastfreunde hat ihn auf immer für Noth und Elend gesichert. Izt kehrt er heim in

sein Vaterland, wo er bald von Schaaren Neugieriger umringt wird, die ihn, wie von den Todten erstanden, betrachten, sich höchlich wundern, daß er unter den sauvages du nord nicht iämmerlichen Todes gestorben, daß er nicht einen ellenlangen Bart trägt, und auf einem Bären reitet. Dann kehrt der Gereiste in sein Kämmerlein zurük, und schreibt Voyages, Mémoires secrets, Anecdotes — und der Pöbel liest und schaudert.

Zuweilen sendet der König Akademiker aus, die reich beladen mit fabelhafter Beute zurükkehren. Auch Brittanien sendet Philosophen auf Menschen- und Naturkunde aus — Forster und la Chappe d'Auteroche — Himmel, welcher Vergleich!

* * *

In andern Ländern hört man ungemein viel von der Lustigkeit der Franzosen erzählen. Sie ist bei der Nation seltner geworden, und der Pariser kennt sie schon lange nicht mehr. Man gewöhnt sich an die Idee, die Franzosen als beständig hüpfende, singende Wesen zu betrachten; aber man sieht sich getäuscht, sobald man die Grenze betritt. Allenthalben bleiche, traurige Gesichter, finstre Minen; überall Sorge nach Reichthum und Ehre; nirgend Frölichkeit und Scherz. Selbst der tändelnde Stuzzer, dessen höchstes Ziel ein Kuß oder eine Schäferstunde ist, betreibt seine petites affaires mit einer Ernsthaftigkeit,

die Lachen erregt. In den Logen lauter finstre Gesichter; nur selten vermag ein lustiger Einfall die Stirnen aufzuheitern. Das Parterr scheint ofner für die Freude zu seyn. Den Bürger und Handwerksmann sieht man nie lachen; der lächelt nur — wenn er den vergoldeten Wagen vorbeirollen sieht, für welchen er noch keine Bezahlung erhalten hat.

Tanz und Gesang sind aus allen guten Gesellschaften verbannt. Auf den öffentlichen Bällen und Maskeraden versammelt man sich nur — um tanzen zu sehen.

Das Vaudeville, eine der kräftigsten Volkssitten, wird nur gekauft und gelesen. Ehedem war das Vaudeville das Grab der Vergessenheit, in welches der Pariser seinen Kummer und seine Klagen verschloß; aber es ward auf den Gassen gesungen. Dies ist nun gänzlich verbotten.

Nie habe ich unzufrieden oder misvergnügt bleiben können, wenn ich heim in meinem Vaterlande ganze Reihen frölicher Menschen mit brüderlich in einander geschlungenen Armen durch die Gassen schlendern sah, und aus ihren von Natur melodischen Kehlen einfache fröliche Gesänge hervorquellen hörte. —

Der überhandnehmende Hang zur Schwermuth erzeugt häufig den Selbstmord; Beispiele eines aus Traurigkeit entstandenen Wahnsinns sind nicht selten.

Die

* * *

Die Vornehmen und Grossen haben ihre Hotels gewöhnlich in den entlegensten, unbesuchtesten Gassen; dort athmet man reinere Luft, und ist von dem betäubenden Gewühl entfernt.

Die mittlere Klasse von Einwohnern muß manches wahre Bedürfniß entbehren, weil der Reiche Schwelgerei zu seinem Bedürfniß macht. Man wohnt enge und unbequem, weil ein einzelner Reiche ein ganzes Hotel zu seiner Wohnung braucht. Zahlreiche Familien aus der Mittelklasse sind in kleine Zimmer zusammengedrängt, denen man, troz ihrer geringen Ausdehnung, durch eine spanische Wand, das Ansehn von mehrern zu geben sucht. Die Möbeln sind gemeiniglich artig. Die Fenster gehen bis auf den Fußboden herunter, welches der Kälte und dem Zugwind Einlaß gestattet. Fast alle Häuser sind dunkel, und haben ein trauriges Ansehen. Der unteste Stok empfängt nie die Stralen der Sonne, daher diese Zimmer beständig feucht und kalt sind.

Das Holz ist in Paris entsezlich theuer, und ungeachtet dieser Theurung vertauscht man noch immer nicht die Kamine gegen Oefen, die doch so viel mehr Vortheil gewähren. Die Kamine erfordern nicht nur grössern Aufwand an Holz, sondern das Feuer schadet auch den Augen ausserordentlich, und überdem ist die Wärme, die auf diese Art hervor-

gebracht wird, so ungleich, daß man, um sich zu erwärmen, dicht ans Feuer hintretten muß, da man denn von einer Seite geröstet wird, wenn man von der andern für Kälte erstarrt. — Die Fußböden sind gewöhnlich mit kleinen vielekkigen Steinen gepflastert.

Man schläft durchgehends auf Matrazzen und unter leichten seidenen oder wollenen Dekken; eine heilsame Gewohnheit, die auch an den Orten wünschenswerth ist, wo man hisher noch in und unter den ungesunden Federbetten schwizt. Statt des Kopfkissens erhält man einen harten Wulst, der anfangs Kopfschmerzen verursacht, wenn man seiner nicht gewohnt ist.

Die Zimmer sind fast durchgängig mit Tapeten ausgeschlagen. Uiber dem Kamin ist ein Spiegel eingemauert, und oft ist das ganze Zimmer mit Spiegeln behängt. Die Platten der Kommoden und Tische und das Gesims des Kamins ist fast allenthalben von Marmor.

Der größte Theil der Chambres garnies macht eine Ausnahme von allem, was ich izt gesagt habe. Sie sind dunkel, unreinlich, selten gut möblirt, und fast durchgehends von allen Arten Ungeziefers bewohnt.

Die meisten Häuser, selbst der Bürger, haben Portiers. Ein treflicher Gebrauch, dessen Einführung sehr geringe Hindernisse im Wege stehen. Der Portier

treibt gewöhnlich ein sizzendes Handwerk, und erhält, für seine Geschäfte, als Thorwärter, nur freie Wohnung.

Nicht nur die Hausthüren, sondern auch die innern Thüren, Gänge, u. s. w. haben Aufschriften. Auf diese Art hat man alle Anzeigen, deren man bedarf, ohne zu suchen oder zu fragen. Oft redet der Besizzer des Hauses auf eine seltsame Art durch Inschriften, als ob er gegenwärtig wäre.

Die Vornehmen halten viele Bediente und Pferde; dies ist Ton. Der Mittelmann, der keinen Kutscher bezahlen kann, und der Elegant, der seine Strümpfe nicht beschmuzen mag, fahren im Kabriolet. Selten sieht man einen Wagen mit vieren oder sechsen bespannt. Die grossen Hunde sind ausser der Mode.

Alle Lebensmittel sind ausserordentlich theuer. Hieran ist die Schwelgerei der Grossen und die Accise Schuld.

Der Tisch des Mittelmanns ist schlecht besezt. Die Tables d'hôtes sind gröstentheils sehr mager. Das erste Gericht ist gewöhnlich die Suppe, welche man Bouillon nennt, und die aus warmem Wasser und etwas Brod besteht, welches leztere Soupe genannt wird. Die zweite und dritte Schüssel besteht aus Fleisch, welches auf verschiedene Art zubereitet wird, und etwas Gemüse. Die Zuthaten sind fast immer ärmlich und sparsam. Ein Braten macht den

Beschluß, auf welchen das Dessert folgt. Die Kuchen sind schmakhaft und schöne Lokalgerichte sind die Frösche, die Makrele, ein delikater Seinefisch, und einige zusammengesezte Speisen.

Das Brod ist durchgängig weisses, und sehr unkräftig und geschmaklos. Der gute Wein ist selten; am häufigsten findet man Burgunder. Oft führt er diesen Namen mit Unrecht. Man braut vortrefliches Bier, welches dem englischen nahe kommt. Das Seinewasser verursacht oft heftige Koliken, und ist, selbst geläutert, allzu ekelhaft, als daß man es ohne Wein trinken könnte. Nach Tisch wird häufig Liqueur getrunken. Der Kaffe folgt gleich auf das Dessert; man bleibt dabei an der Tafel sizzen; er wird nur tassenweis, nicht wie in Deutschland, kannenweis, getrunken.

Der Brie'er Käse ist der gemeinste. Er schmekt angenehm, und soll gesund seyn. Unter allen Mischungen für die Befriedigung des Gaumens wird das Eis wohl am künstlichsten und lekkerhaftesten zubereitet; die Franzosen sind Meister in der Verfertigung desselben.

En France on ne prie jamais le bon Dieu — sagte iener deutsche Edelmann, und er hatte Recht. Man sezt sich allenthalben zu Tisch, ohne durch ein minutenlanges Stillschweigen die heiligen Engel zu Gäste zu laden.

Servietten und Tischzeug sind selten von feinem Zwillich, sondern am gewöhnlichsten von grober Leinewand, die oft mit rothen Streifen geziert ist. Nirgend, selbst wenn man zu Gaste geladen wird, erhält man das Messer, welches man daher stets bei sich führen muß. Messer, Löffel und Gabel sind in ganz Frankreich, selbst in den armseligen Hütten von Champagne, von Silber. —

Der Friseur ist dem Franzosen unentbehrlich, aber die Wäscherin nicht. Die Etikette hat bestimmte Tage für den Anfang der Frühlingstracht, Sommertracht, u. s. w. festgesezt, die der Elegant, troz der widrigen Witterung, heilig beobachtet. Jedermann trägt hier Uhren, und zwar goldene. Selbst die Lastträger haben deren. Dieser Uiberfluß rührt von der schnell wechselnden Mode und von dem Lombard her, wo einsmals vierzig Tonnen voll goldener Uhren versezt waren. Schwarze Kleider sieht man am häufigsten; dies ist die Tracht aller in öffentlichen Aemtern stehenden Personen. Man kann in einem schwarzen Kleide allenthalben erscheinen, aber es verräth Unvermögen. Der Degen wird selten, und mit einer Bandschleife getragen. Man reitet häufig in Schuhen.

Das Leben der geschäftigen Klasse geht Morgens um acht Uhr an. Die Vornehmen trinken ihre Chokolate um zehn. Um zwei Uhr speist der Bürger zu Mittag, um drei Uhr der Kaufmann, und

um vier Uhr der Grosse. Abends wird um neun oder zehn soupirt. Die Wagen rollen bis gegen Anbruch der Morgenröthe.

Der Handwerker lebt in einer wahren Sklaverei. Ungewiß, ob sein Verdienst für die Bedürfnisse des folgenden Tages hinreichend seyn wird, arbeitet er unaufhörlich nur für den gegenwärtigen Augenblik. Der Sonntag ist sein Freudentag; dann geht er entweder nach Vaugirard, oder in eins der Lustschlösser. Dort verzehrt er den Schweiß von sechs sauren Arbeitstagen beim Anblik der Pracht und Herrlichkeit der Grossen, die für alles, was das Glük ihnen zuwarf, vielleicht nicht sechs saure Stunden gehabt haben.

* * *

Ein König von Frankreich, der von seinen Unterthanen gehaßt wird, muß ein Ungeheuer seyn. Keinem Fürsten wird es leichter, sich die Liebe seines Volks zu erwerben. Die Ergebenheit der Franzosen gegen ihren König erstrekt sich auf alles, was nur den entferntesten Bezug auf den Monarchen hat. Nie ist ein Pariser gesprächiger, als wenn man von seinem Könige redet.

Diesen, oft ans Lächerliche grenzenden, Enthusiasmus hat Moore so treflich karakterisirt, daß man die Originale gewiß nicht verkennt.

Die Anhänglichkeit und Vorliebe der Nation für ihren König haftet aber nur an der Würde. Man

haßte Ludwig den Fünfzehnten, aber man liebte den König; man spöttelt über die Indolenz seines Nachfolgers, den die Ironie mit dem Beinamen le Debonnaire beschenkt hat, aber man ehrt seine Würde. Sobald der Tod den König von dem Menschen sondert, sobald bricht auch das Urtheil der Nation den Stab über ihn, und oft noch ehe die Geschichte ihren unpartheiischen Griffel ergreift. — Als Ludwig der Fünfzehnte starb, ward ihm prächtiges Ehrendenkmal in der Kirche Notre Dame gehalten. Kaum war die Feierlichkeit vorbei, und die Thüren des Tempels geschlossen, als man folgende Inschrift, mit goldnen Buchstaben auf eine grosse Tafel gemalt, an denselben hängen sah:

Louis de ſes honteux deſtins
A fini la carrière.
Pleurez coquins, pleurez putains!
Vous avez perdû vôtre père.

Ein einzelner Geschichtschreiber, ein ganzes Zeitalter, ja selbst eine ganze Nation kann getäuscht werden, und sich in ihrem Urtheil trügen; aber die Entscheidung der Nachwelt ist immer gerecht. Sie ists, die über Heinrich den Vierten und Ludwig den Fünfzehnten gesprochen hat; sie ists, die in dem Munde der Enkel die Segenswünsche und Flüche wiederholt, welche sie ihre sterbenden Väter stammeln lehrten.

Guter Heinrich, edler Fürst, du, der du der Sieger und Vater deines Volks warst *, du, dessen Name aus der langen Reihe deiner Vorfahren der Einzige ist, der in den Hütten lebt **, dein Andenken bedarf keines prunkvollen Mausoläums und keiner Verewigung in Erz und Marmore! Du lebst in den Herzen deiner Unterthanen, deren edler Theil dir mit Recht noch izt seine dankbaren Thränen weiht, und deinen himmlischen Geist zum Schuzengel seines Vaterlandes erfleht. Wenn die reinste Verehrung, wenn die heissesten Wünsche Wunder zu bewirken vermöchten, gewiß, du müßtest in Gestalt eines wohlthätigen Engels herab schweben zu deinem Volk, um es zum zweitenmal zu beglükken!

Ich habe einen iungen Mann von Patriotismus und Gefühl gekannt, der nie anders, als mit höher-klopfendem Herzen und bebender Lippe von Heinrich dem Guten sprach, und dem oft, während der Erzählung seiner Unglüksfälle beredte Thränen von den Wangen liefen. Die Geschichte von Heinrichs Geist und Herzen ist das Gebetbuch der Nation; Jeder aus dem Volk kennt seine Thaten und Schiksale,

* Qui fut de ses sujets & le vainqueur & le père.

** Le seul roi, dont le pauvre ait gardé la mémoire.

kennt ihn als Fürst und als Mensch. Man erzählt sich die Anekdoten, die die Geschichte uns von ihm aufbehalten hat, und wird nicht müde, sie sich zu erzählen. Der Enthusiasmus für Heinrich den Vierten grenzt an Vergötterung.

Einst gieng ich über den Pont neuf. Bekanntlich haben auf demselben und der Statüe Heinrichs des Vierten gegenüber die Orangenverkäuferinn ihre Buden. Ein Käufer gerieth mit einer solchen Frau in Streit, und beschuldigte sie eines Betrugs. Fi, vilain, rief sie, statt aller Verantwortung, aus: de me reprocher la fourberie en présence de ce bon roi! Was würde diese Frau gesagt haben, wenn sie einer Kirche gegenüber gestanden hätte?

* * *

Seit Voltairs Tode hat Paris keinen Abgott mehr gehabt, dem Alles, alles ohne Ausnahme, gefröhnt hätte. Die Geschichte der lezten Tage dieses grossen Mannes ist eben so gut ein Beitrag zur Karakteristik von Paris, als sie das Herz des alten Dichters der Beobachtung öfnet; in beiden Rüksichten verdient sie hier die Stelle.

Der Weise von Ferney, wie ihn die kleine Welt Paris nannte, entschloß sich noch in seinem hohen Alter, den stillen Wohnsiz seiner philosophischen Muse zu verlassen, um sich noch einmal in das Gewühl der

Hauptstadt zu stürzen, und zum leztenmal persönlich den Lorbeer entgegen zu nehmen, den ihm tausend Stimmen in Osten, Westen und Norden zuerkannten. Er verließ sein Ferney, das Werk seiner Schöpfung, auf immer; er kam in die Hauptstadt, um, zum Skandal aller Orthodoxen, durch seinen Tod das System seines Lebens zu besiegeln. Und die erleuchtete Hauptstadt des erleuchtesten Volks, das ihm wenig Tage vorher Altäre errichtet hatte, versagte seiner schuldlosen Hülle ein Pläzchen Erde, um ungestört zu verwesen. —

Als Voltaire in Paris ankam, frugen ihn, wie gewöhnlich, die Visitatoren an der Barriere: ob er keine Kontrebande bei sich führe. Nichts, als mich selbst, gab er zur Antwort.

Kaum erscholl das Gerücht von Voltairs Ankunft, als der Schwindel der Vergötterung sich aller Köpfe bemächtigte. Bald gieng der Enthusiasmus für den Mann in Raserei über. Kein Sieger, kein Eroberer, kein Erdengott hat ie einen so vollkommenen Triumpf genossen, als der Dichter von Ferney.

Zwar war dieser Triumpf mit kleinen Bitterkeiten vermischt; aber, ohne dies, wie hätte der Mensch ihn ertragen? Sie waren die Würze, die ihn nur desto empfänglicher für sein Glük machte. Ehrsüchtiger war nie ein Erdensohn, als Voltaire. Er sog

die Fülle des Ruhms in sich, wie der Schwamm das Wasser, ohne gesättigt zu werden.

Die Königin hatte ihm versprochen, bei der Aufführung eines seiner Trauerspiele zugegen zu seyn; der Philosoph strozte von eitler Hofnung — und ward getäuscht. Ein Prokurator, den Voltaire Geschäfte halber besuchen mußte, war so indiskret, ihn um seinen Namen zu fragen, und, troz dieser Demüthigung, als einen ganz gewöhnlichen Klienten zu behandeln. Ein Charlatan auf dem Ludwigsplaze pries seine Künste dem Publikum an, und versicherte ein Schüler des grossen Meisters Voltaire zu seyn. Bei Gelegenheit seiner Krönung in der Comédie française die durch Brisard geschah, lief folgendes Epigramm im Parterr herum:

Ah, qu'il eſt beau de récevoir la couronne,
Quand c'eſt Arlequin, qui la donne.

Wenn indessen die einstimmigste, allgemeinste Verehrung einer grossen aufgeklärten Stadt für diese kleinen Unfälle ein Ersaz seyn konnte, so war Voltaire mehr als entschädigt. Der Taumel, der alle Stände und Alter ergriffen hatte, und alles zur Verehrung des Dichter fortriß, gieng so weit, daß der Gegenstand derselben für Schaam erglühte. Mitten unter den Tempeln, Altären, Kronen, Lobgedichten und Festen, die seinetwegen entstanden, sagte

er leise zu einem seiner Vertrauten: Je suis comme Spartacus, je rougis de ma gloire.

Mehr als einmal war er im Begrif, Paris zu verlassen; aber es ward ihm schwer, sich von einem Ort loszureissen, wo Freundschaft und Bewunderung ihm so viele Altäre erbaut hatten. Seine ganze Zufriedenheit mit seiner Aufnahme in Paris malt sich in folgenden Gedicht, eins der lezten, die aus seiner Feder flossen.

Les adieux du Vieillard.

Adieu mon cher Tibulle *, autrefois si volage,
Mais toujour chéri d'Apollon,
Au Parnasse fêté, comme au bord du Lignon,
Et dont l'amour a fait un sage.
Des champs éiiséens, adieu, pompeux rivage,
De palais, de jardins, de prodiges bordé,
Qu'ont encore embelli, pour l'honneur de notre age,
Les enfans d'Henri Quatre & ceux du grand Condé;

* Der Markis von Villette, einer von Voltairs vertrautesten Freunden, der auch Ferney an sich gekauft, und dem verstorbenen Dichter ein Derkmal errichtet hat.

Combien vous m'enchantiez, mufes, graces nouvelles,
Dont les talens & les écrits
Seront de tous nos beaux-efprits
Ou la cenfure, ou les modèles.
Que Paris eft changé! Les Welches n'y font plus!
Je n'entens plus fiffler les ténebreux reptiles,
Les Tartuffes affreux, les infolens Zoiles,
J'ai paffé: de là terre ils etaient difparûs.
Mes yeux après trente ans n'ont vû qu'un peuple aimable;
Inftruit, mais indulgent, doux, vif & fociable,
Il eft né pour aimer. L'élite de Français
Eft l'exemple du monde & vaut tous les Anglais.
De la focieté les douceurs defirées
Dans vingt états puiffans font encore ignorées;
On les goute à Paris. C'eft le prémier des arts.
Peuple heureux! il naquit, il regne en vos remparts.
Je m'arrache en pleurant à fon charmant empire;

Je retourne à ces monts qui menacent les
cieux,
A ces autres glacés, où la nature expire —
Je vous regretterai à la table des Dieux!

Der Weihrauch, den ein Dichter verschenkt, muß rein seyn, wenn er nicht seine Wirkung bei vorurtheilsfreien Menschen verfehlen soll. Es ist unedel, ein Volk auf Kosten aller übrigen zu loben. Aber so machte es Voltaire immer; sobald seine philosophischen Grundsäze mit irgend einer seiner Leidenschaften in Kollision kamen, so mußte die Philosophie weichen.

Alles wetteiferte, sich dankbar zu bezeigen. Noch war Voltaire nicht in den Orden der Freimaurer getretten; die Loge des neufs Soeurs, der Mittelpunkt aller Kenntnisse und der Sammelplaz der vorzüglichsten Gelehrten und Dilettanten, trug ihm die Aufnahme an, und der alte Mann war eitel genug, den Antrag nicht auszuschlagen. Der Orden triumpfirte; Lustbarkeiten iagten Lustbarkeiten, und die Hallen ertönten vom Lobe des Neugeweihten:

Au ſeul nom de l'illuſtre frère
Tout maçon triomphe aujourd'hui;
S'il reçoit de nous la lumière,
Le monde la reçoit de lui.

Aus der Loge gieng der geprieſne Greis in die Tempel der Freude. Er beſuchte die berühmteſten Kourtiſannen, und ward von ihnen wieder beſucht. Sein Wiz ſchien ſich zu veriüngen; er floß über von Schelmereien und Kalembours, die, kaum geboren, den Hof beluſtigten, die Stadt in Entzükken ſezten, und die Tartüffe ärgerten.

In die Académie des belles lettres gieng er nicht, weil ſie meiſtens aus Andächtigen beſtand, und einen ſeiner ſtärkſten Antagoniſten, den Herrn l'Archer, aufgenommen hatte; aber die Académie des Sciences beſuchte er. D'Alembert und Condorcert hatten ein eignes Zeremoniel für dieſen Beſuch vorgeſchrieben, und in Vorſchlag gebracht, ihn par acclamation aufzunehmen; allein ſeine Feinde wußten dies zu hintertreiben. Sie merkten an, daß man, um den Triumpf noch glänzender zu machen, vorher die Erlaubniß des Königs einholen müßte; Ludwig der Sechszehnte war Voltaire nicht gut, und ſo unterblieb alles. Indeſſen war der Beſuch doch glänzend und rührend. Die ganze ſchöne und feine Welt von Paris war bei einem der feierlichſten und größten Auftritte zugegen. Zwei groſſe Genies, zwei ehrwürdige Greiſe, die Erleuchter von zwei Welttheilen, Voltaire und Franklin, genoſſen unter brüderlicher Umarmung den Triumpf, den das dankbare Publikum ihnen mit Entzükken zollte.

Der unbegrenzte Ehrgeiz, der Voltaire tyrannisirte, bewog ihn, troz seines unermeßlichen Ruhms, eine Arbeit zu übernehmen, wobei seine literarische Grösse unmöglich etwas gewinnen konnte. Er nahm die Revision eines Theils des Wörterbuchs der Académie française auf sich, und diese Arbeit, die ihn erstaunlich angrif, und ihn zwang, seine Zuflucht zu ermunternden Getränken zu nehmen, ward die Ursache seines Todes. Er trank in den lezten Tagen seines Lebens ungewöhnlich viel Kaffe, und dies beschleunigte sein Ende, das, der Konstitution seines Körpers nach, noch um mehrere Jahre entfernt gewesen seyn würde.

Die Nachricht von seinem übeln Gesundheitszustande sezte die ganze geistliche Welt in Aufruhr. Der Pfarrer von Saint Sulpice drängte sich dem Sterbenden auf. Man hielt ihn so lange ab, bis man glaubte, daß sein Besuch keinen Eindruk mehr auf den Patienten machen würde. Als Voltaire ihn erblikte, kehrte er sich gegen die Mauer um, und sagte: Monsieur le Curé, laissez-moi mourir en paix. Einige Lustigmacher sprengten aus, er hätte gesagt: au nom de Jesus-Christ, laissez moi mourir en paix; aber so sehr dies Voltaire ähnlich sieht, so ist es doch nicht wahr. — Die lezten Augenblikke in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes haben das Unglük gehabt, in tausend Memoires tausendfach

ver-

verändert, und fast durchgehends mit den unsinnigsten Lügen verbrämt zu werden. Der Verfasser der Gazette de Cologne, welches damals ein Jesuit war, ließ sogar drukken, Voltaire sei in den schreklichsten Konvulsionen, unter fürchterlichen Verwünschungen gestorben, und habe während seiner Krankheit so sehr alle Besinnung verlohren gehabt, daß er seinen eigenen Unrath gegessen habe. Solche elende Kunstgriffe muß eine Parthei ergreiffen, sobald sie mit Waffen des Aberglaubens gegen Waffen der Vernunft zu kämpfen hat.

Ein ewiges Denkmal zur Schande des achtzehnten Jahrhunderts und der französischen Regierung sind die niedrigen Kabalen, die man spielte, um das Andenken eines Mannes zu entehren, der bei seinem Leben der Stolz der Nation und die Fakkel des Jahrhunderts gewesen war. Sein Neffe, der Abbe Mignot, sah sich gezwungen, die lächerlichste Komedie mit dem Leichnam zu spielen, um ihn unter die Erde zu bringen. Man nähte den Körper, der in Paris geöfnet war, wieder zusammen, sezte ihn in einen Wagen, und gab vor, daß Voltaire in demselben gestorben wäre. Durch diese List gelang es dem Abbe, den Leichnam in seiner Abtei zu Scellieres in Champagne unterzubringen. Indessen erregte dies noch sehr viel Lerm von Seiten des Erzbischofs zu Paris, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären

die Gläubigen mit Schaufeln und Spaten ausgezogen, den halbverwesceten Körper aus seiner Gruft zu scharren. Die Regierung verbot den Zeitungsschreibern und Journalisten, von dem Verstorbenen zu reden, und die französische Komedie erhielt den Befehl, keins von seinen Stükken, bis auf weitere Order, aufzuführen.

Das Testament des alten Dichters, das er schon lange vorher aufgesezt hatte, schwächte den Enthusiasmus seiner Panegyristen gar sehr. Mademoiselle Denis, die Nichte des Verstorbenen, war zur Universalerbin eingesezt. Sie erhielt eine iährliche Pension von achzigtausend Livres und vierhunderttausend Livres baar. Seinem Sekretair, der ihm so treu und gewissenhaft gedient hatte, ohne welchen er in den lezten Jahren seines Lebens gar nicht seyn konnte, und den er selbst seinen fidus Achates zu nennen pflegte, hatte er nur achttausend Livres hinterlassen. Sein Bedienter, der dreissig Jahre bei dem übellaunigen, kränklichen Mann ausgedauert hatte, erhielt ein kleines Jahrgeld, und die Armen zu Ferny dreihundert Livres. Dies Testament bestätigte das Publikum in der Meinung, die man hin und wieder schon lange von seinem Herzen gefaßt hatte.

Es ward in Neckers Klubb vorgeschlagen, ihm eine Statüe zu errichten. Der Doktor Riballier verfertigte eine lateinische Inschrift dazu, die in Je-

dermanns Händen ist. Weniger bekannt, und in wenigen Worten treffender, ist folgende Grabschrift, die von J. J. Rousseau herrühren soll:

Plus bel esprit que grand génie,
Sans loi, sans mœurs & sans vertu,
Il est mort, comme il a vécu,
Couvert de gloire & d'infamie.

Die Loge des neuf Sœurs feierte den Verlust ihres grossen Jüngers auf eine rührende Weise. Ganz Paris nahm Theil an den Klagen seiner Verehrer. Der Hof blizte, die Geistlichkeit stürmte, der Pöbel spie auf das Grab dieses seltenen Mannes. Ein Patriot wagte das Andenken Voltairs durch eine zwekmässige und prächtige Ausgabe seiner Werke zu ehren; man bewafnete sich mit dem Bannstral gegen dies Unternehmen. Aber vergebens sucht man den Feuerlauf der Ideen zu hemmen. Voltaire lebt ewig; seine Grundsäzze, gut und böse, wie sie sind, werden von Jahrhundert zu Jahrhundert fortfliegen, und noch bei der spätesten Nachwelt der Kodex für Menschheit und Duldung, der Zankapfel der Philosophen, und das Aergerniß der Schwachen seyn.

* * *

Die Ehen zu Paris werden gewiß nicht im Himmel geschlossen. Selten sieht man ein glükliches

Paar. Von aussen verkündigt alles Friede und Einigkeit, und wenn man ins Innere der Familien dringt, wird man die schreklichsten Zerrüttungen gewahr. Ein liebenswürdiger Mann, ein trefliches Weib, die, einzeln betrachtet, geschaffen scheinen, ihr wechselseitiges Glük zu machen, bilden die schlimmste Ehe. Die Ursache dieses entsezlichen Unglüks ist der Luxus.

Eine überaus grosse Anzahl iunger Leute verheurathen sich nie, zu grossem Schaden der Sittlichkeit und des Staats.

Der Ton, der in einer Familiengesellschaft herrscht, ist einzig. Mercier hat ihn meisterhaft gezeichnet. Sobald der alte Vater in seinem Sorgestuhl den Mund öfnet, widerspricht ihm Sohn und Tochter, Enkel und Enkelin.

Die schlechten Ehen sind die Ursache der schlechten Kindererziehung; alle älterliche Liebe, alle kindliche Ehrfurcht ist verschwunden. Der Cousin Jaques hat seinen Lunes eine Familienszene von der gemeinsten Gattung einverleibt; sie ist allzukarakteristisch, als daß ich den Raum bedauren sollte, den sie hier einnimmt.

Nota. Ce font d'honnêtes bourgeois en famille, dont on vante partout l'union, & qui vivent, dit-on dans la paix la plus profonde. Les voici tous rassemblés à table, un

jour de gala; & pour un ſi, pour un mais on va voir comme les bons parens s'aiment & ſe chériſſent réciproquement. C'eſt exactement le tableau de ce qui ſe paſſe tous les jours.

L'A y e u l. (bruſquement)

Eh, mon gendre! ayez un peu de politeſſe, s'ils vous plait!

L e g e n d r e. (en colère)

Eh, mon beau-père! ayez un peu d'égards pour moi!

L a g r a n d' m e r e. (avec humeur)

Eh, mon mari! vous êtes toujours à le tracaſſer, vous!

L'a y e u l. (en colère)

Eh, ma femme, de quoi vous melez vous? mangez & taiſez vous!

L a f i l l e. (bruſquement)

Eh, mon père! laiſſez là ma mère! ne pourroit-on pas vivre une heure ſans ſe quereller?

Le petit-fils. (en colère)

Eh, ma mêre, allez-vous auſſi vous mettre de la parti?

L a f e m m e d u p e t i t-f i l s. (avec humeur)

Eh, toi, l'ami! de quoi te mêles-tu? as-tu quelque droit içi, pour impoſer ſilence à quelqu'un?

Le couſin du petit-fils. (en colère)

Eh, ma couſine, toutes ces bruſqueries là ne font qu'augmenter la brouille!

La nièce du couſin. (bruſquement)

Eh, mon Oncle! ſi vous n'aviez rien dit, tout ſeroit fini, & l'on n'y ſongeroit plus.

L'a y e u l. (avec beaucoup d'humeur)

Eh, Madame, vôtre conſeil ſi moderé ne ſert à rien; quand j'ai à me plaindre....

L a p e t i t e f i l l e (en colère)

Eh, mon grand' père!

Le gendre. (en colère)

Eh, ma fille, tais-toi! j'ai deja aſſez d'humeur ....

L'a y e u l. (très-vivement)

Eh, Monſieur, ſi vous avez tant d'humeur, il faut la faire eſſuyer à d'autres qu'à moi.

Le gendre. (arrachant ſa ſerviette)

Eh, c'eſt vous, qui m'en donnez avec vôtre radotage!

La grand' mère. (lui jettant ſon aſſiette à la figure)

Vous êtez un inſolent! vous manquez à vôtre beau-père!

Legendre. (empoignant une jaqueline pleine de ceriſes à l'eau de vie)

Si vous ne vous taiſez, je briſe cette bouteille contre vôtre tête!

La fille. (ſaiſſiſſant le porte-mouchette)

Scélérat! ſi tu l'oſes, je te trépane avec cet inſtrument!

La femme du petit-fils.

Et moi, je vous calcine avec ce chandelier!

Les plats, voltigent, les bouteilles ſe caſſent, les têtes ſe froiſſent, les epaules ſe demettent &c. &c. tout le monde ſe ſépare.

La nièce du couſin.

(en eſſuyant ſon nez, qui ſaigne)

O la charmante union! ô les bons parens!

Der Vater oder Ehemann nennt seine Gattin oder seine Kinder nie anders als bei ihrem Familiennamen. Dieser höfische Ton, dies entfernte, zurükhaltende Betragen bannt iede liebevolle Vertraulichkeit aus den Familienzirkeln; man glaubt in eine Gesellschaft gekommen zu seyn, in welcher man sich erst seit einigen Tagen kennen gelernt hat.

Oft genießt der Bediente einer Vertraulichkeit, die der Ehemann vergebens wünscht. Man weiß, daß in Frankreich der Kammerdiener eine viel grössere Rolle spielt, als in andern Ländern. Er geht nie in Livree, und trägt einen Federhut. Man sieht sehr oft Damen am Arm ihres Bedienten spazieren gehn. Es ist Ton, wenigstens einen schönen Bedienten im Dienst zu haben.

* * *

Die Possenreisser, Gaukler und Taschenspieler machen eine ansehnliche Zunft. Einige unter ihnen haben Celebrität, und gelten dem Pöbel höher, als den Logen ihre berühmtesten Künstler. Der Boulevard ist der vorzüglichste Schauplaz derselben. Sie kündigen für drei Sols unerhörte und niegesehene Dinge an, und nie sind ihre Buden leer.

Athen und Rom hatten ihre öffentliche Redner; auch Paris hat die seinigen. Sie tretten auf ein Gerüst, mit Matten behängt, und haranguiren unter freiem Himmel. Nichts ist lustiger zu sehen, als die

Gestus dieser Demosthene. Sie erzählen den Inhalt des Schauspiels, welches in der Bude gegeben wird, und der Plan ist gewöhnlich so groß, daß die Oper ihn aufgeben müßte, aber der Held vom Boulevard führt ihn durch. Erscheinen Thiere in der Vorstellung, so werden auchdiese im Prolog aufgeführt, und die Meerkazze, zum Beispiel, steht auf dem Gerüst neben dem Redner.

Einer dieser Oratoren, der Liebling des Pöbels, hat eine reiche Ader von Wiz, die sich gewöhnlich über die Vergnügungen der Grossen ergießt. Seine Einfälle sind gesalzen und kühn. Er schließt seinen Diskurs gewöhnlich mit einer Beschreibung aller Wunder, die seine Bude enthält. „L'on y verra, Messieurs — l'on y verra — &c. Messieurs, c'est l'heure àprésant, c'est la quart d'heure, c'est la minute, c'est l'instant, entrez! „ Alsdann springt er behende von seinem Rednerstuhl herab, öfnet die Thüre, und verdoppelt die Einladungen. Sobald ein Frauenzimmer kömmt reicht er ihr mit komischer Grazie die Hand, und geleitet sie hinein. Seine Kleidung ist cynisch; ein Hemd, das k[illegible]um hinreicht, seine Blösse zu dekken.

Eine andere Gattung von Gauklern spieltExtemporalschauspiele auf Gerüsten, ebenfalls unter freiem Himmel. Selten erscheinen mehr als drei Personen

auf dem Schauplaz. Der Inhalt ihrer Vorstellungen ist durchaus lokal, und vergnügt den Pöbel ungemein.

Die wundersamste Klasse dieser Gaukler sind die, welche für Geld Frazzen machen. Der Pöbel sieht dem elenden Schauspiel ernsthaft zu, bezahlt seinen Liard, und geht seines Weges.

* * *

Es gibt in und um Paris eine Menge Erziehungsanstalten oder Pensionen. Auf der Landstrasse sieht man einzelne Häuser, die die Aufschrift: Maison de Pension oder d'éducation, führen, wie in England die Boarding-Schools. Aber selbst diese Aufschriften sind fehlerhaft, wie alle übrige in Paris.

Ich gieng einst in eine solche Anstalt, die in einer ruhigen Vorstadt von Paris gelegen war. Der Lehrer führte mich in den Garten, wo seine Zöglinge theils mit Büchern in der Hand spazieren giengen, theils fröhlich spielten und tanzten. In verschiedenen Hekken und an einsamen Pläzzen standen Statüen, welche die liebenswürdigsten Tugenden darstellten. Es ist eine Belohnung der reinsten Sitten und des angestrengtesten Fleisses, mit dem Lehrer an den Altären dieser bildlichen Darstellung sizzen, und durch lehrreiche Gespräche von ihrer Bedeutung unterrichtet werden zu dürfen. Oft, sagte der Lehrer, seh' ich, während dieses Unterrichts, Thränen der Empfindung in den Augen meiner Zöglinge blinken; sie fallen

mir um den Hals, und bitten mich in der rührenden Sprache der Unschuld, ihre Schwester, die schöne Tugend krönen zu dürfen. Dann gehn wir dort in die Rosenhekke, und pflükken Blumen zum unverwelklichen Kranz für die Göttin. Ein solcher Tag ist ein Festag für das ganze Haus, und nur die Nachlässigkeit oder der Muthwille sind von der allgemeinen Feier ausgeschlossen; eine Strafe, deren Wirkung erstaunenswürdig ist.

* * *

Man ist längst darüber einig, daß unter allen europäischen Völkern die Franzosen den höchsten Grad der Kultur haben, und Niemand wird diese Behauptung in Zweifel ziehen, der die Nation nur im mindesten aus ihren Werken des Geschmaks oder der Mode, aus ihrer Literatur oder durch persönlichen Umgang kennt. Die Ursachen dieses Vorsprungs, den sie vor allen Völkern des Erdbodens voraus hat, scheinen theils in ihrem Nationalkarakter, theils in der physischen und politischen Lage von Frankreich zu liegen. Ersterer ist lebhaft und flüchtig; Ehrgeiz und Nationalstolz sind Gründzüge desselben. Der Kopf eines Franzosen möchte die Industrie aller Welttheile umfassen; sein Ehrgeiz spornt ihn an, sich an alles zu wagen, und da er nicht Zeit und Kraft und Beständigkeit genug hat, zu ergründen, so gleitet er flüchtig über die Oberfläche weg. Er sieht, daß seine

seichten, aber angenehmen Kenntnisse mehr Bewunderer erlangen, als der tiefste Forschungsgeist ie gezählt hatte, und nun macht ers zu seinem eigensten Studium flüchtig, aber vieles zu beobachten. Wie leicht kann eine unweise Maßregel der Regierung diesen Schwung der Nation befördert haben! Vielleicht wären die Franzosen nie das polirte, abgerundete, seichte Völkchen geworden, das sie izt sind, wenn sie nie einen Ludwig den Vierzehnten gehabt hätten.

Die physische und politische Lage von Frankreich hat gewis auch einen sehr starken Einfluß auf die Bildung des Nationalgeistes gehabt. Von ieher in auswärtige Händel verwikkelt, durch seine Lage mit allen europäischen Nationen in Verbindung, durch die Reize seines Klima und die Pracht seiner Regenten stets von Ausländern besucht — wie konnte der Geist seiner Bewohner sich seinen eigenen freien Gang wählen, wie sollte er nicht selbst abgeschliffen werden, er, der der Schleifstein aller übrigen war? Von ieher gieng der Deutsche, der Engländer, der Russe nach Frankreich, nicht, um dort wahre Weisheit zu holen, sondern um den liebenswürdigen Gekken ihren esprit de frivolité, ihre Kultur, abzugewinnen — wie sollte der Franzose nicht besorgt seyn, ein Gut zu erhalten und zu vermehren, das der Neid des übrigen Europa war?

Man kennt das berühmte Bonmot von Sterne, als er einst aufgefodert wurde, den Unterschied der englischen und französischen Nation anzugeben. Hier, sagte er, indem er einen neuen wohlgeprägten Penny aus der Tasche zog — das ist der Engländer! und das — indem er einen alten daneben legte, der sein Gepräge schon ganz verlohren hatte — das ist der Franzose! Es giebt keinen passendern Vergleich, als diesen.

Eben dieser Mangel eines starken auszeichnenden Gepräges ist es, was den Franzosen so à la portée de tout le monde sezt, was ihn bei allen Nationen, sie mögen in Norden oder in Süden zu Hause seyn, gleich beliebt macht. Jeder, der nach Frankreich kommt, glaubt alte Bekannte vor sich zu finden; er sieht seine Sitten, seine Gebräuche: er irrt; es sind französische Sitten, französische Gebräuche, die aber im Norden so gut, als im Süden, gangbar sind; es ist der biegsame Geist der Nation, der sich in alle Falten schmiegt, und die Täuschung hervorbringt.

Und eben, weil der Engländer ein so starkes, originales Gepräge hat, ist er nicht für Jedermann. Es wird zwar seit einiger Zeit Mode, es mit den Engländern zu halten; aber das ist Affektation. Eben die Leute, die so gern die Schuzpatrone der brittischen Nation spielen mögen, würden die Ersten seyn, die Insel zu verlassen, und nach Frankreich herüber zu segeln.

Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn man alle Kontraste bemerken wollte, welche die Franzosen und Engländer karakterisiren. Aber gewis ist kein Vergleich auffallender, als den man zwischen der Kultur dieser beiden Völker anstellt. In Frankreich übertriebene Kultur, in England beinahe gar keine. Ob man, umgekehrt, von der Aufklärung beider Nationen dasselbe sagen dürfte — ?

Ohne mich in die Auflösung dieses schwierigen Problems einzulassen, will ich mich begnügen, in mein Portefeuille zu greifen, um meinen Lesern einige Data aus meiner kleinen Erfahrung vorzulegen, wobei ich aber zum voraus zu bemerken bitte, daß sie höchst unvollständig, und eben daher nicht hinlänglich sind, die aufgeworfene Frage, auch nur absolut, zu beantworten.

Der Pariser ist nicht orthodox, nicht bigott; aber das ist kein Resultat von Kenntnissen, folglich keine Aufklärung, denn er ist auch nicht einmal ein Naturalist. Der Pariser lacht über die Bibel, weil der Hof über dieselbe lacht; er verachtet die Geistlichkeit, weil er sie von andern verachten sieht; er hat sein altes brauchbares Gebäude niedergerissen, ohne sich ein neues besseres aufzubauen. Wenn ich hier von Parisern rede, so verstehe ich den grössern Theil. Das wäre zu arg, wenn es nicht noch fromme, gläubige und abergläubige Christen gäbe.

Der Pariser aus den niedern Klassen, der sein Gebäude noch nicht niedergerissen hat, der es aber auch, so baufällig es ist, nicht ausbessern lassen will, hält streng über die äussern Gebräuche der Kirche. Er würde um Alles in der Welt am grünen Donnerstage kein Fleisch essen; ia ich weiß, daß mancher ehrliche Mann sich eher hängen liesse, als daß er sich eines Löffels bediente, der in eine Fleischbrühe getaucht wäre. Er glaubt in Einfalt, daß der mont Valerien der wahre Berg Golgatha ist, auf welchem Christus gekreuzigt wurde. Er unterläßt nie durch eine Kirche zu gehen, ohne kniend seine Ave zu beten. Er glaubt an wunderthätige Heiligenbilder, und opfert ihnen.

Der Pariser — und hier müßte ich eine neue Rangordnung machen: Markisen Comtesen, Bürgersfrauen, Dekroteurs, Trödler und Elegants — berechnet nach geheimnißvollen Anweisungen, Traumbüchern, u. s. w. welche Nummer ihm das größte Loos in der Loterie gewinnen wird. Er läßt sich sein Schiksal vorhersagen. Neue, seltsame Lehren nimmt er willig an, wenn er auch ihre ersten Grundsäzze nicht versteht. Er glaubt an magische, wundersame Kuren, und wird ein Anhänger aller geheimen Gesellschaften vom Freimaurerorden an, bis zu Cagliostro's Farze herab.

Die Unwissenheit über die gemeinnüzigsten und wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens ist, bei den mehresten Klassen von Menschen, unbeschreiblich groß; aber die sogenannten Elegants — oder Fats, wie sie auch iezuweilen von vernünftigen Leuten genannt werden — scheinen die lächerlichsten Züge der Unwissenheit gleichsam ausschließlich besizen zu wollen.

Der Hang zur Seichtigkeit ist allgemein, so wie die Abneigung gegen alles, was gründlich heißt. Jede Kopfarbeit, die die mindeste Anstrengung fordert, ist verhaßt. Daher die philosophischen Abhandlungen in Duodezformat, daher die Esprits aller Gattung, daher die metaphysischen Spekulationen in Kapitelchen von drei Zeilen zerstükt, daher die Encyklopädien, Wörterbücher und Almanachs aller Art!

Der Franzose gähnt, wenn ein ernsthaftes Geschäft ihn länger, als auf wenige Minuten fesselt. Ludwig der Sechszehnte mußte einst einer ernsthaften — und ihm vielleicht eben deswegen langweiligen — Vorstellung des Segûr zuhören. Der Vortrag dauerte dem König zu lange, und er unterbrach den Minister mit den Worten: Cessez, je vous prie, cessez, je ne connois que mon cousin Ségur, que soit plus bête que vous!

Die Weiber haben durchgehends mehr Kultur, als die Männer; sie sprechen eleganter, grossentheils

auch

auch richtiger, und pronunziren besser. Einige unter ihnen lernen englisch, und wenn diese Mode allgemeiner werden sollte, so würde der Stuzzer sich auch wohl bald dazu bequemen müssen.

Alles liest hier, sobald der Augenblik es vergönnt. Jedermann, vorzüglich die Weiber, tragen stets ein Buch in der Tasche. Man liest im Wagen, wenn man zum Besuch fährt; man liest auf den Spaziergängen; man liest in der Komödie, wenn der Vorhang fällt; man liest in den Kaffes, in den Bädern. In den Läden sieht man Weiber, Kinder, Gesellen und Lehrlinge lesen; Sonntags sizt der unbeschäftigte Pariser vor der Thüre des Hauses und liest. Bediente lesen hinter dem Wagen; die Kutscher auf den Boulevards lesen; Soldaten auf dem Posten, Taglöhner auf den grossen Pläzen lesen.

Unstreitig bringt dieser allgemeine Hang zur Lektüre eine Menge Kenntnisse in Umlauf. Aber die gewöhnliche Lektüre des grossen Haufens ist frivol, und die häufige Unterbrechung wirkt Seichtigkeit.

* * *

Der berühmte Beaumarchais ist endlich in die Fesseln eines Weibes gefallen, die er so lange und so launig verspottete. Er hat seine ehemalige Mätresse, ein Geschöpf von ungemein viel Kopf und Herz, geheirathet, und ist bald nach der Hochzeit in die Provinz gereist. Der Brief, den er bei dieser

Gelegenheit an seine iunge Frau schrieb, ist sehr original, und hat die Ehre gehabt, in verschiedene Zeitungen eingerükt zu werden.

Schon vor mehreren Jahren glaubte man, er würde die bekannte Chevaliere d'Eon heirathen, und das würde in der That ein originales Paar geworden seyn. Aber eben damals, als dies Gerüchte gieng, waren diese beiden seltenen Menschen ärgere Feinde, als iemals, und Beaumarchais soll diese Sage selbst ausgebreitet haben, um das Publikum irre zu machen. Die Ursache des Mißverständnisses war die Weigerung des Ritters, sein Geschlecht zu manifestiren, wofür Beaumarchais ihm schon 6000 Guineen geboten hatte. Seit der Zeit verfolgten sie einander unaufhörlich, in Geheim und öffentlich, und das Publikum, welches beide Personen interessirte, nahm eifrigen Antheil. D'Eon warf Beaumarchais die niedrigsten Handlungen vor, und forderte ihn auf, das Gegentheil darzuthun. Beaumarchais schwieg, und seit der Zeit ist sein moralischer Karakter zweideutig. Gewisse Blätter schildern ihn äusserst hassenswürdig.

Der Ritter d'Eon, der izt, auf Befehl des Königs, weibliche Kleider tragen muß, ist noch immer ein politisches Räzel. Eine Summe von mehr als 75,000 Pf. Sterl. steht in Wetten, die vermuthlich erst nach seinem Tode entschieden werden dürften. So viele Gründe man auch für das männliche Geschlecht

des Ritters hat *, so glaubt man doch in Frankreich fast durchgängig, daß er ein Frauenzimmer sei. — Sein zweifelhaftes Geschlecht hat viele komische Auftritte erzeugt. Vor einigen Jahren, kurz nach der Ankunft des Ritters in Frankreich, da die allgemeine Neugier aufs höchste gespannt war, wurde bei Madame de Fourqueux, in grosser Gesellschaft, davon gesprochen. Ein lustiger Mensch gerieth auf den Einfall, die Neugier dieser Dame lächerlich zu machen, und erbot sich daher, den Ritter zum Souper in die Gesellschaft zu bringen. Statt des Ritters aber brachte er einen gewissen Maler mit, der wegen seines Talents, Frauenzimmerrollen zu spielen, allgemein beliebt war. Ein dringendes Geschäft nöthigt den Mann, sich auf einige Augenblikke zu entfernen. Eine Heerde wißbegieriger Frauenzimmer folgt ihm ins geheime Gemach, wo er mit Gewalt gezwungen wird, ihre Neugier zu befriedigen. Der Maler bittet, fleht, wehrt sich, und muß endlich, aus Mangel an Kräften, unterliegen. Die siegenden Hände der Damen dringen durch, und finden ein schreckliches Ungeheuer. Geschrei und Gekreisch und Gelächter!

Madame de Fourqueux kann kaum den folgenden Morgen erwarten. Sie eilt zu allen ihren Bekann-

* Man sehe sie alle zusammengestellt in Archenholz England und Italien, Erster Band, zweiter Theil, S. 294.

ten, um ihnen das berühmte Räzel zu lösen. Ein Jemand, der den Abend mit dem Chevalier in Gesellschaft gewesen ist, beweist ihr auf eine unwidersprechliche Art ihren Irrthum. Madame de Fourqueux, beschämt und erbittert, sucht die Bekanntwerdung ihres Betrugs zu verhindern; aber vergebens! sie ist das Gerede der Stadt.

* * *

Bekanntlich findet man in England die Gattung seltsamer, launiger Menschen, die man dort whimsical men's nennt, so häufig, daß sie mit zur Karakteristik der Nation zu gehören scheinen. Auch unter der Breite von Frankreich gedeiht diese Menschengattung, wiewohl seltner und in minderer Stärke. Die öffentlichen Blätter sind voll von Thatsachen, die diese Behauptung bewähren.

Vor mehreren Jahren lebte in Paris ein Mensch, der sich durch die seltsamsten Einfälle bekannt machte. Er war gastfrei; aber seine Gäste erhielten bei der Tafel keine Servietten, sondern es war ihnen vergönnt, von dem Tischtuch so viel abzuschneiden, als sie bedurften. — Einsmals tödtete eins seiner Pferde den Stallknecht durch einen Schlag. Er ließ es in dem Stall aufhenken, um den übrigen Pferden dadurch ein warnendes Beispiel zu geben. Sein Tod war ein originaler Einfall; er glaubte, daß es ihm möglich wäre, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen.

Er ließ sich daher hölzerne Flügel machen, und wagte, von seinem Fenster aus, einen kleinen Versuch, der aber so unglüklich ablief, daß der neue Ikarus den Hals brach.

Am 16. Mai 1776 stieg ein unbekannter Mensch vor der Kirche Sainte Genevieve auf eine hohe Leiter, hielt eine seltsame Rede ans Volk, und stürzte sich aufs Pflaster herab, wo er sich das Gehirn zerschmetterte.

Ein bekannter Wollüstling in Paris besucht die Freudenmädchen nur, um das Vergnügen zu haben, ihnen die Haare abzuschneiden, welches er oft mit zehn und mehr Luidor erkaufen muß.

Auch der Hang zum Stehlen wird hier, wie in England, leidenschaftlich. Ein vornehmer Herr, der von dieser ausserordentlichen Neigung beherrscht wurde, hielt sich einen Bedienten, dessen einziges Geschäft es war, die gestohlnen und verstekten Sachen wieder hervorzusuchen, und ihren rechtmässigen Eigenthümern zuzustellen.

Ein seltsamer Mensch hatte berechnet, daß er nicht länger als sechzig Jahre leben könnte. Er theilte daher sein Vermögen so ein, daß ihm in diesem Alter nichts mehr übrig blieb. Er hatte sich aber verrechnet, denn er lebte einige Jahre länger, die er in der äussersten Dürftigkeit zubrachte.

Zwei Fräulein aus guten Häusern waren in Pension in einer Abtei in Paris, und die besten

Freundinnen von der Welt. Zufälliger Weise gerathen sie einst über ein Lehrbuch der Wappenkunst, welches ihnen Gelegenheit zu einem Streit über das Alter ihrer Geschlechter giebt. Dieser wird so lebhaft, daß sie sich herausfordern. Gegen Abend schleichen beide in den Garten des Klosters, und führen ihren Entwurf aus. Da sie keine Degen hatten, so bedienten sie sich grosser Brodmesser. Eine halbe Stunde nachher fand man beide Kämpferinnen ohnmächtig auf dem Plaze liegen, weil sie viel Blut verloren hatten.

Ein reicher Privatmann, der sich einen prächtigen Saal hatte erbauen lassen, erfuhr die Aufhebung der Parlamenter unter Ludwig dem Funfzehnten, und nahm sich sogleich vor, einen schönen Spiegel, den er über den Kamin hatte sezzen wollen, nicht eher einmauern zu lassen, als bis die vertragsgerechte Verfassung der Parlamenter wieder hergestellt wäre; und er hielt Wort, so eine üble Wirkung auch der Mangel des Spiegels in dem schönsten Zimmer seines Hauses that.

An eben dem Tage, da der junge König Ludwig der Sechszehnte das Edikt herausgab, in welchem er die ansehnliche Summe, die er unter dem Namen droit de l'événement joyeux erhält, dem Volke schenkte, und überhaupt die väterlichsten, kronwürdigsten Gesinnungen äusserte, ward einem Bürger

von Paris ein Sohn geboren. Er nannte ihn Ludwig, und ließ den Taufschein seines Sohnes und das Edikt des Königs in einen Rahmen und unter dasselbe Glas legen, und schrieb folgende Worte hinzu: Den 30ten Mai 1774, an dem ewig merkwürdigen Tage, da König Ludwig schwur, sein Volk zu beglükken, ist geboren zum Glük Ludwig S**.

* * *

Oft sind die Modebenennungen wizig, und nicht selten satirisch; am öftersten aber plump und säuisch.

Vor einigen Jahren trug alles Hüte à la Marlborough; als die Oper abbrante, trug man Zeuge, coleur feu d'Opéra. Die Feinde des rechtschaffenen Türgot machten bei seiner Erhebung kleine platte Dosen allgemein, die man bald Turgotines, bald platitudes, bald platitudes à la Turgotine nannte. Als der Kardinal Rohan in die Bastille gesezt wurde, erschien ein Farbengemisch, le Cardinal sur la paille genannt; als der berühmte Halsbandsprozeß entschieden ward, sah man Hüte à l'Oliva ou à l'Innocence und Tabaksdosen à l'escroc; izt, da ein Freundschafts- und Handelstraktat mit England im Werk ist, tragen die Damen Hüte à la parfaite union. Keine Erfindung aber hat mir besser gefallen, als die, welche im Jahr 1783 bei Gelegenheit der

schlechten Umstände der caisse d'escomte allgemein wurde. Man trug nämlich Hüte à la caisse d'escomte, die keinen Boden (fond) hatten.

* * *

Eine der größten Wohlthaten erwies Ludwig der Sechszehnte seinem Volke dadurch, daß er demselben die Gewerbfreiheit schenkte. In keinem Lande waren die Misbräuche der Meisterschaften und Zünfte vielfältiger, und grösser. Es bestund fast kein Zweig der Nahrung mehr, der nicht ausschliessende Rechte besaß, und in die Form der zünftigen Handwerke gegossen war. Sogar die Bouquetières, oder die Weiber, welche Blumen in Sträussen binden und feil tragen, machten eine eigne Korporation aus, die ihre besondern Vorschriften und Gesezze hatte. Sehr viele Gewerbe, welche die genaueste Verbindung mit einander haben, und füglich der Gegenstand Eines Arbeiters seyn können, waren in ihre einzelnen Zweige vertheilt, und gewähren denen, die sich mit demselben beschäftigen, kaum den Unterhalt. Die Meister der verschiedenen Gewerbe bildeten so viele kleine Republiken, deren Vorsteher die Kunst vortreflich verstanden, der Industrie und dem Fleiß die härtesten Fesseln anzulegen, und die Zünfte mit unnüzzen Ausgaben zu beschweren. Aus diesem Chaos von Vorrechten, Gemeinheiten und geschwornen Zünften entsprang eine der hauptsächlichsten Quellen der Theurung aller Le-

bensmittel und Kunstprodukte. Die Manufakturen trugen, noch von Kolberts Zeiten her, das drükkendste Joch. Vorschriften, die sehr heilsam für die Kindheit der Künste gewesen seyn mochten, die aber izt der Ausbildung und Vervollkommung derselben Grenzen sezten, und von welchen viele sogar physikalisch unausführbar waren, wurden noch immer mit den strengsten Bestrafungen aufrecht erhalten *. Diese unzähligen Misbräuche, die bisher noch nie die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich gezogen hatten, weil sie die königliche Kasse bereicherten, gaben dem iungen Monarchen ein weites Feld, sich nuzbar zu machen, und den Hofnungen des Volks, das ihn vergötterte, einen neuen Schwung zu geben.

Im Jahr 1776 gab der König das merkwürdige Edikt heraus, wodurch alle geschwornen Gemeinschaften und Korporationen im Handel, in den Künsten und in den Handwerken auf ewig aufgehoben wurden. In der Einleitung giebt der Gesezgeber die Gründe an, die ihn zu diesem wichtigen Schritt bewogen haben. Sie stüzzen sich sämtlich auf den einfachen und unumstößlichen Grundsaz, daß ieder Mensch ein unwidersprechliches Recht besizt, von seinen Talenten und Fertigkeiten freien Gebrauch zu machen, weil er Bedürfnisse hat, die er befriedigen muß — und auf die Pflicht und Befugniß des Monarchen, seinen

* S. Vie de M. Turgot. Londres 1786. p. 82. seqq.

Unterthanen diese natürliche Freiheit wieder herzustellen und zu erhalten. Das Edikt selbst besteht aus 24 Artikeln, von welchen ich nur die vorzüglichsten unter denienigen auszeichnen will, die den zu befürchtenden Misbräuchen zuvorkommen. Der 2te Artikel befiehlt, daß alle dieienigen, welche irgend einen Zweig der Industrie betreiben wollen, sich vorher bei dem Polizeilieutenant zu melden haben, welcher in ein dazu bestimmtes Register ihre Tauf = und Zunamen, ihre Wohnung und die Gattung des Handels oder Gewerbes, wozu sie sich melden, eintragen soll. Im Fall, daß sie ihre Wohnung verändern, oder ihr Gewerbe zu treiben aufhören, müssen sie dies ebenfalls anzeigen. Diese Anzeige geschieht unentgeldlich. Im Fall der Unterlassung werden Werkzeuge und Waaren konfiscirt, und eine Strafe von 50 Livres zuerkannt. Der 6te Artikel gebietet den Fleischern und Bäkkern, und allen Gewerben, welche den täglichen Unterhalt zum Gegenstande haben, ihr Handwerk nicht eher, als ein Jahr nach geschehener Anzeige beim Polizeilieutenant zu verlassen, bei Strafe von 500 Livres und mehr, nach Befinden. Der 17te Artikel erklärt, daß alle Prozesse zwischen Meisterschaften und Zünften in Kraft dieses Edikts erloschen, und alle Séquestration aufgehoben seyn soll. — Troz aller Vorsicht, die man bei der Einführung der Zunftfreiheit beobachtet hatte, zeigten sich doch so mancherlei und so unvorhergesehene Schwierigkeiten bei

der Ausführung, daß man sich genöthigt sah, dies Edikt vielfach abzuändern. Jedoch in der Hauptsache blieb man bei dem einmal erwählten System.

Paris ist die vorzüglichste Niederlage aller Waaren des Luxus, die von hier aus in die ganze Welt versendet werden. Es ist leider in allen europäischen Ländern ein gutes Vorurtheil für eine Waare, wenn sie aus Paris kommt; und man weiß, wie hartnäkkig Vorurtheile der Uiberzeugung und den Gegengründen Stand halten.

Die Lebensmittel und alle übrige Bedürfnisse sind theuer in Paris; daher haben nur diejenigen Zweige der Industrie ihren Wohnsiz hier aufschlagen können, die der Gewisheit des Absazzes versichert waren, und denen die wandelbare Mode und das immer erfindungsreiche Genie zu statten kamen. Die vorzüglichsten Manufakturwaaren, die hier verarbeitet werden, sind gerade die entbehrlichsten für die Mittelklasse und Kinder des ausschweifendsten Luxus.

Hieher gehören vorzüglich die Manufaktur der Gobelins, und die Savonerie. Ersterer ist in ganz Europa wegen der schönen Zeichnungen und der vortreflichen Farben berühmt, deren Güte man den Eigenschaften des Wassers zuschreibt, welches aus dem kleinen Fluß Bievre geholt wird. Die schönsten Arbeiten dieser Manufaktur habe ich in dem Garde-meuble Ludwigs des Vierzehnten und in den königlichen Zimmern zu Versailles gesehen; und ich muß

gesehn, die Arbeit ist bewundernswürdig, und flößt Ehrfurcht gegen das Genie des Erfinders und den mühsamen Fleiß des Künstlers ein; aber die Ausführung ist dennoch immer unter der Idee, die ich mir von derselben, nach allen Beschreibungen, gemacht hatte. Die Figuren sehen, troz aller Kunst, noch immer ziemlich holzschnittmäßig aus, und die Farben verlieren durch die Zeit ungemein viel von ihrer ursprünglichen Schönheit.

Pierre du Pont und Simon Lourdet sind die Erfinder der Arbeiten der Savonerie, und die Einrichtung der Manufaktur stammt von Maria Medizis.

Die Spiegelmanufaktur, fauxbourg Saint Antoine, ist sehr merkwürdig. Sie gehört unter die vorzüglichsten Verarbeitungen der Nation. Die Franzosen, durch Kolbert aufgemuntert, waren die ersten, die den Venetianern den Spiegelhandel zu entziehen anfiengen; sie erfanden auch zuerst die Kunst, das Glas in Tafeln zu giessen, und izt ist die Ausfuhr, besonders nach England, sehr wichtig, wo sie, troz des Zolls, der hundert vom hundert beträgt, iährlich auf 100,000 Pf. Sterl. steigen soll.

Die Glastafeln, die man hier verarbeitet, werden zu Saint Gobin in der Pikardie, oder zu Cherbourg gegossen. Es arbeiten beständig achthundert Menschen in dieser Manufaktur. Die größten Spie-

gel, die hier verfertigt werden, haben 10 Fuß Höhe und 7 1/2 Breite.

Unter den unzähligen Manufakturen und Fabriken verdienen folgende von Dilettanten vorzüglich besucht zu werden: die Porzellanfabrik zu Seves, die häufigen Gold- und Silberarbeiter, die ganz vortrefliche Sachen liefern, die Modehändlerinnen, die Schriftgiesserei des Herrn Fournieur le ieune, die vortreflichen Anstalten der Herren Didot zur Vervollkommung der Papiermacherei und Typographie, und alle Artikel der Mode, die hier unzähliche Hände beschäftigen, und dem denkenden Beobachter unendlichen Stoff zu interessanten Bemerkungen geben. Viele Entreprenneurs haben zwar ihre Manufakturen und Fabriken in der Provinz; aber Paris ist das grosse Magazin ihrer Waaren, daher man hier überaus viel schöne und ausserordentliche Dinge zu sehen bekommen kann.

Einige englische Kaufleute haben die Erlaubniß, englische Waaren feil zu bieten; ihre Läden enthalten daher alles, was der englische Geschmak und Luxus prächtiges und vorzügliches aufweisen kann. Der Besuch dieser Magazine steht Jedem frei, und die Besizzer sind willfährig und höflich genug, ieden Wiß- und Neubegierigen nicht unbefriedigt weggehn zu lassen. Einer der vorzüglichsten Läden dieser Art ist dem Palais royal gegenüber, rue S. Honoré, über dem Caffé de la régence.

Versailles.

Wenn es kein feiner politischer Plan von Ludwig dem Vierzehnten war, daß er seine Residenz nach Versailles verlegte, wie Mercier muthmaßt, so ist es doch gewiß politisches Raisonnement, daß seine Nachfolger ihre Residenz nicht verändern.

Versailles soll, nach authentischen Berichten, gegen 80,000; oder, wie gar Herr Mercier glaubt, 100,000 Einwohner haben. Dies wird iedem unmöglich scheinen, der die Residenz gesehen hat. Ihr Umfang ist sehr klein, und noch enthält sie überdem mehrere grosse freie Plázze, ist sehr frei und weitläufig gebaut, hat breite Strassen, und meistentheils Häuser von 2 bis 4 Stokwerken, und schließt in ihrem Bezirk die weitläuftigen Gebäude des königlichen Pallastes ein. Diese Umstände und iene Zahl schienen mir beim ersten Anblik auffallend kontradiktorisch, daß ich hin und her sann, beide zu vereinigen, da ich die Richtigkeit der Zahlangabe schwerlich in Zweifel ziehen konnte. Vielleicht hat man die Besizzer der Häuser und ihre Bediente für Einwohner gezählt; da ists denn freilich leicht zu begreifen, wie eine so beträchtliche Zahl herauskommen kann. Fast alle zum Hofe gehörige Leute, und selbst begüterte

Einwohner von Paris haben sich hier Häuser erbauen lassen; iene, weil ihre Geschäfte und Verbindungen sie gar zu oft herüber rufen, und diese, weil sie der reinen gesunden Luft von Versailles und der gelegentlichsten Feste und der Pracht des Hofes auf eine angenehme und bequeme Art geniessen wollen.

Versailles enthält wenig schöne Palläste. Die meisten Häuser sind roth gemalt, welches einen widrigen Eindruk aufs Auge macht, und fast alle sehen alt und vernachlässigt aus. Auf den Gassen herrscht wenig Gewühl, und ein Fremder, der plözlich hieher versezt würde, sollte wahrlich nicht rathen, in der berühmten Residenz eines grossen Königs zu seyn. Sonntags Vormittags aber ist Versailles der glänzendste und lebhafteste Ort von der Welt; indessen dauert das nicht lange. Die Grossen fahren gleich Nachmittags wieder fort, um Abends noch der Oper beiwohnen zu können.

Das königliche Schloß liegt an einem Ende der Stadt, ganz frei. Von der Seite, die nach der Stadt steht, wird der Eindruk, den es machen könnte, durch die vielen Höfe und Nebengebäude sehr gemindert; aber den schönsten Anblik giebt es, wenn man die Fassade, die in den Garten sieht, aus dem Mittelpunkt desselben, oder aus dem sogenannten Parterre d'Eau, betrachtet. Das Hauptgebäude ragt ein beträchtliches Stük hervor, und die Flügel zu

beiden Seiten stehen weit nach hinten zurük, daher Peter der Grosse es einer Taube mit Adlersflügeln verglich. Das Ganze giebt freilich einen sehr prächtigen Anblik; indessen war ich zu stumpf, um „eine Harmonie von Donnerwettern„ darin zu finden, wie sich ein gewisser Schriftsteller ausdrükt.

Man zeigt den Fremden gewöhnlich nur die grossen Zimmer. die bei weitem nicht so prächtig sind, als die kleinern. In die erstern ist es wohlgekleideten Menschen erlaubt, zu gewissen Zeiten hineinzutretten.

Es war Sonntags Vormittags, als ich diese Vergünstigung erhielt. Der König gieng in die Messe, die nur eine halbe Viertelstunde währt. Ehe dies geschieht, versammelt sich das Volk in der Kapelle und im Vorsaal desselben, um den König zu sehen. Ich hatte meinen Plaz in der Kapelle genommen.

Als er erschien, gerieth alles in Aufruhr. Er nahm seinen Plaz auf dem Baldachin, und um ihn herum standen seine Schweizer. Er grif in die Tasche, zog sein Gebetbuch heraus, und blätterte darin. Unterdeß ward eine schöne Musik aufgeführt. Als sie schloß, war der Gottesdienst geendigt; alles stürzte heraus, um den König nochmals zu sehen.

Ein gefälliger Schweizer wies mir in einem der innern Gemächer einen sichern und ruhigen Plaz

an.

en. Allgemeiner Aufruhr, Trommeln, Geschrei der Schweizer. Voran, Monsieur, frère du roi, in Gesellschaft verschiedener der vornehmsten Herren. Hinter ihm der König, in grünseidnem, mit Diamanten bordirtem Kleide. Er hatte seinen Hut unter dem Arm, und sah mit der süffisanten Mine und dem Herrscherblik um sich her, den nur ein Mann haben kann, der noch in keiner Gesellschaft der zweite gewesen ist. — Da die Königin ihrer Schwangerschaft entgegen sieht, so verläßt sie selten das Zimmer; ich sah sie nicht.

Ludwig der Sechszehnte ist eben kein schöner Mann, wiewohl man ihn auch nicht häßlich nennen könnte. Seit einigen Jahren wird er sehr dik, und dies verspricht ihm kein langes Leben. Er hat, was man einen Herrscherblik nennt, und wenn Ludwig grosse Eigenschaften besäße, so könnte es wohl manchem Gesandten begegnen, daß er für Ehrfurcht und Gefühl seiner Niedrigkeit verstummte, wie es von Ludwig dem Vierzehnten bekannt ist, daß er oft durch einen Blik der ganzen Rede eines Gesandten ein Ende gemacht hat. Allein troz dieses stolzen Bliks und der dazu gehörigen Kopfstellung hat Ludwig der Sechszehnte doch nichts Grosses in seinem Gesicht; es ist eher Furcht als Ehrfurcht, was sein Anblik einflößt.

Wenn der König in sein Zimmer zurükgekehrt ist, so drängt der grosse Haufe in die Gemächer und

in die Gallerie. Hier sieht man Minister, Abbes, Supplikanten und Schweizer in friedlicher Eintracht neben einander wandeln.

Als ich zum zweitenmal das Schloß besuchte, war der König eben bei der Tafel. Aber wie verändert die Szene! Keine Höflinge mit gekrümmtem Rükken, keine Supplikanten mit flehender Mine! Alles still und todt, wie in den unbewohnten Gewölben eines alten Ritterschlosses. In iedem Saal hatte sich ein Schweizer über ein paar Stühle gestrekt, den Uiberdruß und die Langeweile auf seinem Gesicht.

Die Zimmer, die ich gesehen habe, waren weit unter der Idee, die ich mir von der Wohnung eines der größten Könige gemacht habe. Der Audienzsaal zum Beispiel, ist sehr klein, und der Thron alt und ohne Pracht und Geschmak. Das Schlafzimmer des Königs hingegen gleicht einem Tanzsaal an Grösse, wiewohl man auch hier königliche Pracht vermißt.

Der König von Frankreich wohnt so ruhig und ländlich, daß man dies gar nicht mit der Idee von einem grossen, glänzenden Hofe vereinigen kann. Die Zimmer des Königs und der Königin sehen in den Garten, der sich in den schönen Park und dieser in die schöne ländliche Gegend verliert. Die Königin liebt das Landleben, dessen sie zuweilen auf ihrem artigen Landhause, Trianon, genießt, und wo sie

durch Wohlthun, Leutseligkeit und Herablassung alle Herzen gewinnt, und alles um sich her zur Fröhlichkeit und zum Vergnügen stimmt.

Der Schloßgarten zu Versailles ist prächtig, hat Kaskaden und Wasserkünste und Marmorfiguren und Gruppen und Amphitheater — aber keine einzige schöne, rührende Idee, kein Piäzchen, wo ein schlichter Mensch, wie Unsereiner, sich hinsezzen möchte, um beim Gelispel eines kleinen Bachs und beim Gesang der Nachtigallen einzuschlummern. Der Stern in Weimar, und der Schloßgarten zu Versailles — für mich wäre keine Wahl.

Indessen ist man doch nicht ganz barbarisch mit der Mutter Natur verfahren. Nur in der Nähe des königlichen Pallastes hat man sie nicht dulden wollen, von da ist sie veriagt. Aber in dem lieblichen Park, der an den Garten stößt, verbirgt sie sich in das schauerliche Dunkel des Waldes, und wohnt dort unter Heerden von schweizerischen Kühen und angorischen Schaafen.

Der Garten enthält Meisterstükke der Kunst. Das erste derselben ist die Gruppe des Milon, wie er, seine Rechte in den gespaltnen Stamm geklemmt, von einem Löwen angefallen wird. Dies wilde Thier hat seine linke Klaue in den Rükken des Mannes geschlagen, und wütet mit seinen Zähnen

in den Lenden. Die Zukkungen des Schmerzens, die Anstrengung aller Sehnen, die Verzweiflung auf dem Gesicht — und der wütende Anfall des Löwen, alles ist hinreissend bis zu Thränen.

Die Kunst hat bei diesem schönen Stük den Triumpf gehabt, gleich der Natur, über das dreifach verbollwerkte Herz einer Prinzessin zu siegen. Als es zu Versailles ankam, und in Gegenwart Ludwigs des Vierzehnten und einer Menge von Prinzen und Prinzessinnen aus dem Kasten genommen wurde, konnte eine der leztern sich unmöglich erwehren, durch einen plözlichen unwillkührlichen Schrei den Eindruk zu erkennen zu geben, den dies Meisterstük auf sie gemacht hatte.

Unlängst ist eine der schönsten Zierden dieses Gartens vollendet worden; Phöbus, wie er von Nymphen gewaschen wird. Das Ganze bildet eine ungeheure Gruppe von Felsmassen. Zur Rechten stehen die muthigen Sonnenpferde, die an den Sonnenwagen gespannt werden sollen, und zur Linken die so eben ausgespannten, die ihr Futter vor sich haben. Das ganze Werk wird für ein Meisterstük der Kunst erklärt.

Da die Bäume, welche Ludwig der Vierzehnte bei der Anlegung dieses Gartens hatte pflanzen lassen, schon alt zu werden anfiengen, so sind sie

vor kurzer Zeit alle ausgehoben, und neue an deren Stelle gesezt worden. Daher ist izt so wenig Schatten, daß man der Sonnenhizze auf keine Weise zu entgehen weiß.

Die Herrlichkeiten des Schloßgartens sind in hundert Büchern beschrieben; für mich wäre keine grössere Strafe zu erdenken, als wenn man mich zwänge, sie alle durchzulesen. Lieber das Leben einer Heiligen!

Und eben deswegen kein Wort weiter. —

Der Weg von Versailles nach Paris ist unaufhörlich besezt, und wird daher Abends mit Reverberes erleuchtet. Kaum hat man die Schwelle des stolzen königlichen Pallastes verlassen, so ist man von den Söhnen und Töchtern der Armuth umringt. Nicht weit von Versailles liegt ein Dorf, dessen Hütten die Behausung des Jammers und der Verzweiflung zu seyn scheinen.

Fußgänger, Reiter, Kutschen, Karren und Kabriolets bedekken den Weg. Hier sah ich zum erstenmal Leute auf dem Dekkel der Kutsche sizzen, wie in England bei der stage-coach gewöhnlich ist. Leute, die keine Bediente haben, lassen das Brett hinter der Kutsche mit spizzigen Nägeln beschlagen, um zu verhindern, daß sich Jemand darauf sezze.

Kleine ökonomische Nachrichten, aus Erfahrung gesammelt.

Es giebt in allen Dingen eine Methode. Nicht alle Fremde erwählen die beste, um Paris in möglichst kurzer Zeit kennen zu lernen. Oft liegt an einem kleinen Umstande viel, und oft übersehen wir etwas, weil es uns allzunah liegt und allzu bekannt scheint. Dies mag folgende kurze Bemerkungen entschuldigen. Sie sind durch Erfahrung bewährt, und verdienen mir vielleicht allein den Dank eines Lesers, wenn man gleich den Rest meines Buches verdammt. *

Man thut wohl, gleich Anfangs ein Quartier zu wählen, wo man den sehenswerthesten Dingen so nah als möglich ist; etwa das Quartier du Palais royal. Die Hotels in diesem Quartier gehören zu den besten; sie sind freilich theuer, aber diese Ausgabe ersezt sich reichlich. Man gewinnt an Zeit, und

* Meine Nachrichten sind für die Klasse von Lesern eingerichtet, die Hr. Hofrath Schlözer statistische Reisende nennt. Vieles ist indessen allgemein, und kann auch Reisenden nüzzen, die einen speziellern Zwek haben.

erspart oft den Fiacre, der stets eine starke Post auf der Liste der Ausgaben macht.

Es ist ein grosses Inkonveniens, daß die Sehenswürdigkeiten, bei ihrer ausserordentlichen Menge, so weit von einander entfernt und zerstreut sind. Da dieser Umstand vorzüglich die Ursache ist, weswegen man Paris nicht in kurzer Zeit kennen lernen kann, und eine hauptsächliche Quelle von Geldausgaben wird, so muß man ihn, so viel möglich, aus dem Wege zu räumen suchen.

Man mache sich daher ein Register von allem, was man zu sehen willens ist, und bestimme für ieden Tag eine gewisse Anzahl Merkwürdigkeiten, die nahe beisammen, oder doch nicht allzuweit von einander entfernt liegen. Unumgänglich nothwendig ist es, daß man mit den vorzüglichsten Dingen aus Lektüre bekannt sei, ehe man nach Paris kömmt. Die Vortheile, die hieraus entspringen, sind sehr groß, und ihr Mangel wird offenbarer Nachtheil. Man erspart überaus viel Zeit; man erwirbt sich die Liebe und Achtung der Eingebohrnen, die man schon zur Hälfte gewonnen hat, wenn man zeigt, daß man ihr Vaterland kenne; oft verliert man die Lust, eine Zeit, die man zu seinem Vergnügen benuzzen könnte, auf eine trokne Lektüre zu verwenden, und so verläßt mancher Paris, der nichts als die grossen Steinhaufen gesehen hat; oft auch kann man einen gewissen Gegenstand nur Einmal sehen; wenn man

ihn also vorher nicht schon kennt, so wird man ihn nicht gehörig benuzzen können.

Man schiebe nie auf, eine Sache, die nicht zu ieder Zeit zu sehen ist, alsdann zu besuchen, wenn man Zeit dazu hat. Ich habe dies nur einmal mit dem Institut des Abbe l'Epee versehlt, und habe es darüber gar nicht gesehen.

Man gehe nie mehr als zwei = bis dreimal an Einen Ort, wenn er nicht äusserst merkwürdig ist. Ich habe Fremde in Paris gekannt, welche, sobald sie Ein Kaffehaus, Eine Promenade kennen gelernt hätten, nun immer dahin giengen. Sie verloren viele Zeit, und sahen wenig.

Man schliesse sich an öffentlichen Orten an irgend Jemand an, dem man gutes Herz und Einsichten zutraut, und suche seine Bekanntschaft. Wenn man vorsichtig ist, kann diese nie schädlich, wohl aber oft sehr nüzlich werden. Man lobe das Vaterland des Franzosen, man sage, daß man nach Paris gekommen sei, sich über dies und ienes zu belehren — und tausend gegen eins; er ist so zuvorkommend und bereitwillig, als man es nur wünschen kann.

Ehe ich nach Paris kam, hörte ich allenthalben, daß es sehr schwer halte, gute Bekanntschaften zu machen; daß die bessere Gesellschaft sehr schwierig sei, Fremde hinzuzulassen, u. s. w. Wenn man hierunter so viel versteht, daß man nämlich nicht leicht

in Familien Zutritt erhält, und in Gesellschaften gebeten wird, so gebe ich das zu, wiewohl auch dies seine Einschränkung leidet. Aber wo ist denn das auch der Zwek eines Reisenden, der sich immer nur eine kurze Zeit in Paris aufhalten kann, und bei der ungeheuren Menge merkwürdiger Gegenstände dazu gar keine Zeit übrig behält. Bekanntschaften, die einem Fremden nüzlich werden können, um etwas Seltenes oder Schwieriges zu sehen, um sich von den Gebräuchen und Sitten der Nation zu unterrichten, um die Sprache zu erlernen, u. s. w. sind hier wirklich leichter zu machen, als in irgend einem andern Lande. Gelehrte, Künstler, erfahrne und kenntnißreiche Männer findet man an allen öffentlichen Orten, und vorzüglich in den gelehrten und literarischen Kotterien — und, zur Ehre der französischen Urbanität sei es gesagt! nicht leicht wird ein Fremder vergebens um etwas anfragen. Man ist überaus bereitwillig, alles zu zeigen, was der Nation Ehre macht — und ist es nicht einerlei für uns, aus welcher Quelle diese Bereitwilligkeit fließt, genug, daß sie uns nüzlich wird.

Empfehlungen dienen zu nichts, vorzüglich wenn sie an Grosse, oder an Kaufleute gerichtet sind. Wenn der Empfehlungsbrief nicht versiegelt ist, so riskirt man, sich einer unhöflichen Begegnung auszusezzen. —

Man richte seinen Aufenthalt so ein, daß man zuerst alle Sehenswürdigkeiten besuche, und hernach, bei voller Musse, auf Studium der Nation, auf Kenntniß der Sitten, der Lebensart, der Sprache und auf Genuß der Vergnügungen die übrige Zeit verwenden könne. Beide Gegenstände sind so sehr unterscheiden, daß man sonst alle Augenblikke in Kollisionen käme.

Ueber die Nothwendigkeit des Tagebuchs sind wohl alle Reisende mit mir einig, wenn sie nämlich den Zwek haben, sich zu unterrichten. Man halte aber äusserst streng darüber, ieden Abend die Geschichte des Tages zu verzeichnen; sonst gebiert der geringste Aufschub eine Lükke, die mit der Zeit unersezlich wird, und oft das selige Ende des Tagebuchs beschleunigt.

So sehr man sich hüten muß, sich durch die Bemerkungen Anderer leiten zu lassen, wenn man selbst Augen zum Sehen hat, so nothwendig sind iedem Reisenden doch die Resultate fremder Beobachtungen in anderer Hinsicht. Der Bücher über P ris giebt es eine unzählige Menge. Fast alle wiederholen dasselbe; die meisten sind voll unnüzzer und weitschweifiger Bemerkungen, und nur die wenigsten sind wirklich brauchbar. Unter diesen steht Mercier's Tableau de Paris oben an. Ein vortrefliches Buch, welches aber mit Behutsamkeit gelesen seyn will. Man muß

ein für allemal denken: der Verfasser übertreibt; denn dies thut er von der ersten bis zur lezten Seite. Bekanntlich ist das Tableau in einem sehr schönen Stil geschrieben, und oft sehr wizzig; beides Eigenschaften, die der Verfasser häufig auf Kosten der Wahrheit angebracht hat. Merciers Zweck war moralisch; er wollte kein treffendes Gemälde der Hauptstadt liefern, sondern er wollte bessern; hiezu glaubte er der Verstärkung zu bedürfen, um Sensation zu erregen.

Die Essais historiques sur Paris, par M. de Saint-Foix, sind sehr gelehrt, aber auch grössentheils sehr uninteressant für den Reisenden. Indessen wäre es ein verdienstliches Werk, dasjenige herauszuheben, was dieser Klasse von Lesern nuzbar seyn könnte, wie Dulaure angefangen hat.

Der Almanac Parisien hat den Fehler mit allen seinen Brüdern gemein, daß er alles lobt.

Der Almanac du Voyageur à Paris ist besser, vollständiger, und mit mehr Kenntniß des Gegenstandes abgefaßt.

Dulaures Description de Paris, 2. P. und Ebendesselben Description des Environs de Paris, ist ein vortrefliches Werk, welches wenig mehr zu wünschen übrig läßt, und iedem Fremden durchaus unentbehrlich ist.

Das Dictionnaire de Paris, in Quart, ist ganz ausser der Mode — und wer wollte in Paris ausser der Mode seyn!

Der Voyage pittoresque de Paris ist zu alt, um izt so brauchbar zu seyn, als er ehedem war.

Paris en Migniature, par un Argus du dixhuitième siècle, eine elende Broschüre, so häufig man sie auch findet.

Krebel und Reichardt haben ihren Handbüchern auch eine Beschreibung von Paris einverleibt; aber wozu? Für die Belehrung eines Reisenden sind sie nicht hinreichend, und überdem wimmeln beide von Fehlern und Unrichtigkeiten.

Der Almanac royal, oder der Adreßkalender von Paris, und einer oder der andere von den vielen kleinen Almanacs sind dem Reisenden, ie nach seinem Zwek, nüzlich oder unentbehrlich.

* * *

Wenn ich irgend einigen Kredit bei meinen Lesern habe, so werden sie mir's wohl auf mein Wort glauben, wenn ich ihnen das Hôtel Dauphin meublé, Fauxbourg Saint-Germain, rue de Saine, dessen Wirth Herr Dûrazot ist, als eins der empfehlungswürdigsten nenne.

Die Luft im Quartier Fb. S. Germain ist ungleich reiner und gesunder, als in irgend einem andern. Der einsame Spaziergang in Lüxembourg, die Comédie française, und der schöne Quai des orfevres sind diesem Hotel sehr nah; sonst aber ist man von allen Merkwürdigkeiten so sehr entfernt, daß ich keinem Fremden rathen würde, gleich im Anfang seines Aufenthalts in Paris sich in dies Quartier zu begeben.

Es ist sehr zuträglich, seine Wohnung einige male zu verändern. Man kommt alsdann immer gleichsam in eine neue Stadt, die vieles Unterscheidende hat, und wird auf diese Art weit eher und besser mit Paris bekannt. Für die lezte Hälfte des Aufenthalts würde ich nun iedem Reisenden das Hotel Dauphin empfehlen. Man lebt in diesem Hause für die Hälfte des Geldes, welches man in einem Hotel im Quartier du Palais royal zahlen müßte. Ich bewohnte fünf niedlich meublirte Zimmer im dritten Stok dieses Hauses, wofür ich monatlich vier Luidor zahlte. Da ich mich gänzlich in Pension bei Herrn Dürazot begeben hatte, so erhielt ich Morgens eine doppelte Portion Kaffe mit petit pain, Mittags eine schöne Mahlzeit mit Dessert, und Abends kalte Küche und Dessert, wofür ich, den Wein mit eingerechnet, täglich 47 Sols zahlte. Ein unglaublich geringer Preis für die Güte der Tafel in Paris.

Um meine Leser selbst in den Stand zu sezzen, von diesem Preise zu urtheilen, will ich nur kurz anführen, wie hoch sich meine Ausgaben im Hotel d'Angleterre, rue Montmartre, beliefen. Dort zahlte ich für vier Zimmer im ersten Stok neun Luidor, und für die Mittagsmahlzeit allein 50 Sols. Den Kaffe mußte ich vom Kaffehause holen lassen; Abends ward in diesem Hotel nicht gespeist.

Was das Hotel Dauphin aber mehr als alles Uebrige empfiehlt, das ist die aufs Aeusserste getriebene Reinlichkeit, die in diesem Hause herrscht. Wanzen und Läuse, sonst die gewöhnlichen Bewohner aller Hotelgarnis, sind hier so selten, wie die Wölfe in England.

* * *

Preise einiger Bedürfnisse und Vergnügungen.

Eine Tasse Kaffe; denn der Kaffe wird nur tassenweise getrunken, eine Tasse aber enthält zwei gewöhnliche Schaalen; auf dem Kaffehause: 6 Sols; mit petit pain: 7 Sols.

Ein Stük Paté zum Frühstük (denn der Vormittag dauert bis zwei Uhr) 6 Sols bis 10 Sols.

Eine Bavaroise à l'eau, oder au lait: 6 Sols.

Eine Aepfelsine (die zu allen Jahrszeiten zu haben sind) 4 bis 6 Sols.

Eine glace: 12 Sols.

Der Friseur, täglich: 12 Sols.

Der Lehnbediente, wöchentlich: 4 Liv. 10 Sols bis 5 Liv.

Der Fiacre, für eine Tour innerhalb der Barriere, wobei er aber nur hin, und nicht zurükfährt: 30 Sols:

Der Wäscherin, wöchentlich etwa: 2 bis 3 Liv.

Der Fiacre, ausserhalb der Barriere: 30 Sols. für die Stunde, wobei aber der Weg vom Hotel bis zur Barriere besonders bezahlt wird.

Eine Carosse de remise, die viel honorabler als der Fiacre ist, täglich: 21 Liv. und dem Kutscher etwa 3 Liv. Trinkgeld. Wenn man aber in die Environs fahren will, so thut man besser, ein Fahrzeug von dem Büreau des Voitures des environs zu nehmen, da man aber entweder in Gesellschaft von drei guten Freunden fahren, oder auf drei Personen warten, oder für vier bezahlen muß. Die Tour nach Versailles kostet für den ganzen Wagen 16 Liv. und etwa 2 Liv. Trinkgeld. In zwei bis zwei und einer halben Stunde ist man von Paris in Versailles. Nähere Nachrichten von den königlichen Wägen für die Environs findet man in allen Almanaks.

Ein Plaz auf dem Parterr kostet, in der Oper: 48 Sols; in den Italiennes: 24 S. im französischen

Theater: 48 S. in dem Ambigu-comique: 36 S. in den Variétés amuſantes: 20 S. in den grands danſeurs du roi: 20. S. im petit Beaujolais: 20. S. in den Ombres chinoiſes: 24. S.

In den Luſtgärten und Schlössern kann man bei den Schweizern ſpeiſen. Man ißt gut aber theuer. In Meudon zahlte ich für die bloſſe Mittagsmahlzeit: 4 Liv. 5 Sols.

Eigentlich iſt es allen Aufſehern öffentlicher Anſtalten verboten, den Fremden etwas abzufördern; aber um verdrüßlichen Geſichtern auszuweichen, zahlt man gerne etwas.

Nach dieſen Angaben wird man leicht die Koſten eines beſtimmten Aufenthalts in Paris berechnen können; wollten aber einige meiner Leſer auch dies gern wiſſen, ſo glaube ich, daß ein Fremder, der auf bürgerlichen Fuß reiſt, iedoch nichts Sehenswürdiges unbenuzt läßt, täglich etwa 18 Liv. bis zu einen Luidor brauchen dürfte.

Rheims.

Selten, sagt Sherlock, selten wird ein Fremder Paris gerne verlassen. Er hat Recht; Paris ist der Sammelplaz alles Schönen und Guten, alles Lächerlichen und Bösen. Jedermann findet dort für seinen Geschmak Befriedigung; es müßte also Jemand fühlloser als ein Mönch seyn, wenn er nicht durch irgend ein Band — oder Bändchen zurükgehalten würde. —

* * *

Der Traum ist aus. Es war ein langer, langer, unruhiger Traum. Izt siz' ich in dem stillen, ländlichen Rheims, den Kopf auf die Hand gestüzt, und rufe mir, halb mit Verwunderung, halb mit Bedauren, einige Szenen des lebendigen Schattenbildes zurük.

Mercier vergrub sich in die Thäler der Schweiz, um sein Gemälde zu Stande zu bringen; er that wohl! Es ist erstaunlich, wie die Gegenstände die Farbe verändern, sobald man ihnen entrükt ist. — Aber eine zweite Vorsicht hat er vergessen. Er hätte sich mit seinem Bilde wieder vor das Original hinstellen, und Schwamm und Pinsel abermals zur Hand nehmen sollen. Die Welt hätt' ihm Dank gewußt.

Der Gedanke, daß ich Paris vielleicht nie wieder sehen würde, erschwerte mir den Abschied von meinen Freunden und von allen Gegenständen, die mir lieb waren. Der Tag meiner Abreise war da. Gegen Abend gieng ich einsam und betrübt umher, besuchte noch einmal, zum leztenmal, alle die Plätze, die mein Herz interessirten, nahm von dem guten Heinrich Abschied, und versenkte mich noch einmal in den schönen Plaz Ludwigs des Fünfzehnten. Doch der Gedanke, daß ich mich Euch, ihr Lieben meines Herzens, daß ich mich meinem theuren Vaterlande Germanien und iener Küste näherte, die mein erstes Lächeln sah, und meinen ersten Laut vernahm, söhnte mich indessen bald mit meinem Schiksal aus.

Um zehn Uhr Abends saß ich in der Diligence, und fuhr nach Rheims. —

Es war wohl kein Einziger in der Gesellschaft, der nicht eine mehr oder minder schmerzliche Trennung erlitten hatte. Die Dunkelheit der Nacht, die das Spiel der Fantasie begünstigte, das leise Rütteln des Wagens, und die ganze Situation, in der sich die Reisegesellschaft befand, verbreitete eine schwermuthvolle Stille über dieselbe, die Keiner zu unterbrechen wagte. Lange rollte die Postkutsche zwischen Häusern, allmählig wurden sie seltner und seltner, bis endlich das lezte flammernde Lämpchen erlosch. Dies wiegte meine Gefährtin vollends in Schlummer; ein-

sam blikte hie und da am Horizont ein Stern hervor, die Peitsche knallte, die Rosse schnoben, der Wagen flog über die Ebne weg, und meine Reisegefährten schnarchten.

* * *

Ich hatte, während der ganzen Nacht, kein Auge schliessen können, und befand mich daher Morgens sehr übel. Der schöne Weg, das gute Wetter und die Reisegesellschaft, die der Tag izt zu beleuchten anfieng, machten mich wieder heiter. Ich sah mich rund umher, um meine Gefährten kennen zu lernen, und fand nur ein paar Physionomien, bei denen mein Auge Lust hatte, auszuruhen. Zu meiner Rechten saß ein Augustinermönch aus Sarlouis, der ein wenig deutsch verstand, und mich, den er sogleich für einen Ausländer hielt, in dieser Sprache anredete. Es schien ein guter Mann zu seyn, aber leider wird es mir nirgend so schwer, den Menschen von seinem Kragen zu sondern, als wenn ich einen Mönch vor mir habe. Ich kann mich nicht erwehren, an all das Uibel zu denken, welches diese unselige Menschenklasse von ieher über die Erde ausgebreitet hat, und dieser Gedanke wirft immer einen häßlichen Wiederschein auf das Subiekt, welches ich vor mir habe, und es heischt viel Zeit und viel Uiberzeugung, ehe ich Zutrauen zu dem Geschöpf mit der schwarzen Kappe gewinne. — Zur Linken hatte ich eine iunge Kaufmannsfrau aus Rheims, deren frölicher und

ungezwungener Scherz ein wahres Gift für meinen Spleen wurde; auch gelang es ihr, ihn in wenig Stunden völlig von meiner Stirn und aus meinem Kopf zu verbannen. Unter den übrigen Personen ward mir nachher ein gewisser Herr Thouvenel interessant, dessen Namen mir schon aus dem Journal de Paris bekannt war, in welchem er ein Werk über die Erdarten in Frankreich angekündigt hatte. Seine häufigen Reisen haben ihm Gelegenheit zu der Beobachtung gegeben, daß das Königreich grosse Gänge von Steinkohlen enthalte, und seine Absicht bei Bekanntmachung seines Buchs geht dahin, das Ministerium auf dies wichtige Obiekt aufmerksam zu machen, das bekanntlich damals noch die Unterzeichnung des Handelstraktats zwischen Frankreich und England verzögerte. Bis izt ist die Unentbehrlichkeit der englischen Steinkohlen noch nicht bewiesen, da man noch nicht hinlängliche Erfahrungen über die Güte der französischen angestellt hat, die man iedoch allgemein für weit schlechter erkennt. Da der Nuzzen der Steinkohlen sich nicht blos auf die Feuerung einschränkt, sondern, den neuesten Erfahrungen zufolge, die Steinkohlen ein brauchbares Material in der Baukunst (Cartheuser, Wahrnehmungen zum Nuzzen verschiedener Künste und Fabriken) und zu andern Beschäftigungen abgeben, wobei ihre Güte als Brennmaterial weniger in Betrachtung kommt, so würden solche Unternehmungen in Frankreich doch

nicht gänzlich fruchtlos seyn, gesezt auch, daß die englischen Steinkohlen einen entschiedenen Werth vor den französischen hätten. Bekanntlich sind die ergiebigsten Steinkohlenminen die im Hennegau, wo 120 Gruben eröfnet sind; in der Pikardie, in Gaskogne, Languedok, u. s. w. Indessen ist an die Ausführung grosser Proiekte iezt nicht zu denken, da die Regierung ohnehin schon kostenspielige Unternehmungen im Werk hat, und da man schon mehrmal die Erfahrung gehabt hat, daß die Steinkohlenminen, die im Anfang ausserordentlich reich schienen, plözlich aufhörten, und statt des gehoften reichen Gewinnstes nicht einmal die Kosten der Unternehmung ersezten.

Die ganze Nacht waren wir, ohne den mindesten Aufenthalt, fortgefahren. Um 9 Uhr frühstükten wir in Villers-Cotte-Rez, einer kleinen Stadt in Isle de France, die iedem Liebhaber französischer Dichtkunst deswegen interessant seyn wird, weil sie der Geburtsort des grossen Racine ist. Nahe bei diesem Städtchen hat der Herzog von Orleans einen schönen Pallast, von welchem ich iedoch nichts als die Aussenseite gesehen habe. Der Park ist sehr weitläuftig, und nach englischer Art angelegt. Er verliert sich in den Rezerwald, der ebenfalls dem Herzoge gehört, welcher, wie ich von einem Sachverständigen gehört habe, der größte Holzhändler im Königreich seyn soll.

Der Weg, den wir von Viller-Cotte-Rez nahmen, führte durch den Wald. Er war hinlänglich breit, aber die Bäume waren nicht auf zwanzig Schritte zu beiden Seiten weggehauen, wie es doch, zufolge einer königlichen Verordnung, seyn sollte.

Mittags speisten wir in Soissons, welches dem Gebiet Soissonnais im Gouvernemens Isle de France den Namen giebt. Die Stadt liegt in einem angenehmen und fruchtbaren Thal, durch welches sich die Aisne schlängelt. Es war so eben Markt, da wir zur Stadt hineinfuhren, und daher viel Leben in derselben. Der Getreidehandel giebt ihr die vorzüglichste Nahrung. Soissons hat zwo Merkwürdigkeiten, die man, nach dem ersten Anblik, gewis nicht daselbst suchen würde: eine Académie française und einen Bischof, der in Ermanglung des Erzbischofs von Rheims das Recht hat, den König zu krönen. Unsre Mahlzeit war vortreflich; wir merkten, daß wir nicht mehr in der Nähe von Paris waren, wo alle Nahrungsmittel durch die Auflagen und durch die unproportionirliche Konsomtion schlecht und sogar schädlich sind. Wir fanden indeß die Zeche für ein kleines Landstädtchen theuer, denn wir mußten 45 Sols für die Person bezahlen.

Bald nachher verliessen wir die Grenze von Isle de France. Champagne lag, wie eine grosse Ebene, vor uns. Nur hin und wieder ragten am Horizont

kleine Hügel hervor, die ein müssiger Fantasus mir als so viel Altäre vorstellte, auf denen Gott Bacchus sein Freudenfest tanzt. Wie viele Nationen legen an diesen Altären ihren Tribut nieder!

So öde und unfruchtbar mir Champagne schien, als ich es von Osten gegen Westen durchstreifte, so lachend und reich fand ich es auf dem Wege, den ich izt machte. Jedes Flekchen Land war auf die beste Weise benuzt, die Anhöhen zu Weingärten, die Ebenen zu Kornfeldern. Je näher man Rheims kömmt, desto häufiger werden diese leztern. Hin und wieder ragt auch ein Gehölze hervor; Dörfer sind nicht häufig, die Häuser noch nicht durchgehends von Kreide, und der Boden ist steinig.

* * *

In einer Diligence lassen sich nicht viel Bemerkungen machen. So vortreflich dies Fuhrwerk für denienigen ist, der in Geschäften reist, so unbequem ist es für den Beobachter. Unterdessen wir in raschem Flug über die Ebene wegrollen, will ich meinen Lesern einige Nachrichten über das französische Postwesen mittheilen, die ich Gelegenheit hatte, in Paris zu sammlen.

Ludwig der Funfzehnte sezte das Postwesen zuerst auf einen vortreflichen Fuß. Er fieng die Sache beim rechten Ende an, und gab Befehl, die Wege zu bessern, und Brükken zu schlagen. Sein Nach-

folger vollendete, was er angefangen hatte, und ergrif, um zu dem nämlichen Zwek zu gelangen, bessere Mittel. Ludwig der Funfzehnte hatte sich zwar von einer Seite ein grosses Verdienst um sein Land erworben, das er aber von der andern Seite zernichtete. Die Frohnen, zu denen der ärmste und bedrükteste Unterthan gezwungen war, brachten Uibel hervor, die durch die Vortheile eines gut eingerichteten Postwesens nicht ersezt werden konnten. Türgot fühlte das Drükkende dieser Einrichtung, und hob sie auf, wodurch er sich aber dem Adel, der seinen wahren Vortheil verkannte, und der Geistlichkeit, die sich so gern allen bürgerlichen Lasten entzieht, gehässig machte. Clügny, um diesem Haß auszuweichen, vernichtete Türgots menschenfreundliches Werk, und Necker sah sich, troz des besten Willens, dennoch nicht im Stande, eine Unternehmung durchzusezzen, die die schwerste Last von den Schultern der ärmsten und gedrüktesten Klasse des Volks abwälzen sollte. Das Edikt, welches Türgot bei iener Veranlassung ergehen ließ, ist ein so schönes Denkmal der Gerechtigkeit und des Wohlwollens des liebenswürdigen Physiokraten, und enthält, in gedrängter Kürze, so viel Gründliches und Schönes über ein Problem, das, zur Schande unsers Jahrhunderts, und unserer gepriesenen Erleuchtung zum Troz, nur allzulange noch Problem gewesen ist, daß ich meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen

glaube, wenn ich es hier, in der treusten Dollmetschung, und nur mit Hinweglassung der minder wichtigen Punkte, einrükke.

„Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. — Der Schuz, den wir dem Akkerbau schuldig sind, welcher die einzige wahre Grundlage des Uiberflusses und der öffentlichen Glükseligkeit ist, und die Unterstüzzung, die wir dem Handel, als dem sichersten Beförderungsmittel des Landbau's, gewähren wollen, bewegen uns, alle Theile unsers Königreichs, sowohl unter sich, als mit fremden Ländern immer mehr und mehr, durch die leichtesten Kommunikationen zu verbinden. Da unser Wunsch dahin geht, unserm Volk diese Vortheile durch die für dasselbe am mindesten lästigen Mittel zu verschaffen, so haben wir uns von der Methode unterrichten lassen, deren man sich bisher bedient hat, um die öffentlichen Wege zu Stande zu bringen und zu erhalten. Wir haben mit Bedauren vernommen, daß, nur eine sehr kleine Anzahl von Provinzen ausgenommen, alle dahin gehörigeArbeiten vermittelst der Frohnen bestellt sind, die man unsern Unterthanen, oder vielmehr nur dem ärmsten Theil derselben abforderte, ohne ihnen die mindeste Vergütung für ihren Aufwand zu erstatten. Die grossen Nachtheile, die mit der Natur dieser Auflage verbunden sind, haben uns äusserst gerührt. Den Landmann von seinen Arbeiten abrufen, heißt ihm immer

einen wahren Schaden zufügen, selbst wenn man ihm sein Tagewerk bezahlt. Man würde vergebens glauben, eine Zeit auswählen zu können, wo der Landbewohner minder beschäftigt ist; die Beschäftigungen des Landbau's sind so vielfach, so mannigfaltig, daß es gar keine gänzlich leere Zeit giebt; und wenn es eine solche Zeit gäbe, so würde sie, selbst bei nahe liegenden Oertern, schon sehr verschieden seyn. — Der Irrthum der Administration kann den Verlust von Tagen bewirken, für welche keine Bezahlung den Landmann entschädigen kann. Ihm seine Zeit rauben, wäre das Equivalent einer Auflage; ihm seine Zeit rauben, ohne ihn dafür zu bezahlen, ist eine doppelte Auflage; und diese Auflage ist ganz ausser allem Verhältniß, wenn sie auf den blossen Tagelöhner fällt, der zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nichts als seinen Arm hat. Der Mensch, der aus Zwang und ohne Belohnung arbeitet, verrichtet sein Tagewerk saumselig und ohne Lust; er thut in der nämlichen Zeit viel weniger, und seine Arbeit ist schlecht. Die Fröhner, die oft drei Meilen machen müssen, um zu dem Arbeitsplaz zu gelangen, und eben so viele, um nach Hause zu gehn, verlieren, ohne daß die Arbeit etwas dabei gewinnt, überaus viel Zeit. Daraus folgt, daß die Arbeit dem Volk und dem Staat dreimal so viel kostet, als wenn sie für baares Geld bewerkstelligt würde. Jede Unternehmung, die einige Anleitung, einige In=

dustrie erfordert, kann unmöglich durch Frohnarbeiten zu Stande gebracht werden. Dies ist die Ursache, weswegen man sich bei der Verfertigung der Wege nach den ehemaligen Grundsäzzen auf blosse Chausseen von kleinen zusammengestampften Steinen hat einschränken müssen, ohne daß man ordentliches Steinpflaster hätte machen lassen können. — Zu diesen Mänglen, die die Frohnen erzeugen, kommen noch schlimmere Zufälle hinzu. Der Ruin der Pferde, sogar der Verlust an Menschen; Hausväter, die der strengen Witterung unterliegen, oder verwundet und abgemattet nach Hause kommen — wie schmerzlich sind diese Zufälle, wenn sie den treffen, der keine Belohnung für seine Aufopferungen zu erwarten hat. Diese ganze Last fällt mit aller ihrer Schwere auf den ärmsten Theil unserer Unterthanen, auf diejenigen, die kein andres Eigenthum, als ihren Arm und ihre Industrie haben, auf die Bauern und auf die Pächter. Die Eigenthümer sind von dieser Last befreit, oder tragen nur äusserst wenig bei. Indessen sind doch nur dieser Klasse die Wege nüzlich, die durch vervielfältigte Kommunikationen den Werth der Produkte erhöhen. Weder die Bauern, noch die Tagelöhner, die man zur Arbeit zwingt, haben davon den mindesten Nuzzen, und die Pächter werden dereinst den Eigenthümern in Verhältniß des grössern Werths der Produkte eine grössere Pacht zahlen müssen. — Da also die Klasse der Eigenthümer oder

Gutsbesizzer allein die Früchte der Wegbesserung einärndtet, so sollte sie auch allein den Vorschuß hergeben, den sie sich ohnehin zu verinteressiren weiß. Ist es wohl gerecht, dieienigen zur Beisteuer zu zwingen, die nichts eigenes besizzen; sie zur Aufopferung ihrer Zeit und ihrer Kräfte zu zwingen, ohne ihnen den mindesten Ersaz anzubieten; ihnen den lezten Schuz zu rauben, den sie gegen Hunger und Elend besizzen, und das zum Vortheil ihrer reichen Mitbürger? — Wir haben die Bewegungsgründe untersucht und erwogen, die unsere Vorgänger haben vermögen können, einen Gebrauch einzuführen und bestehen zu lassen, dessen Nachtheile so offenbar sind. Man hat vielleicht geglaubt, daß die Frohnen erlauben würden, an allen Wegen in allen Theilen des Königreichs zu gleicher Zeit zu arbeiten; die Erfahrung hat diesen Irrthum längst widerlegt. Man ist ferner durch die Summe der Ausgaben abgeschrekt worden, die die Wegbesserung erfordert. Man hat gefürchtet, das Volk durch allzuviel Auflagen zu belästigen, und man hat rathsamer gefunden, lieber Arbeit als Geld zu fordern, indem man sich einbildete, daß der Landmann lieber auf einige Tage einen Arm leihen würde, den er hat, als Geld hergeben, welches er nicht hat. Aber dieienigen, die sich mit diesem Raisonnement behalfen, beobachten nicht, daß man dem Landmann weder das Geld abfordern müßte, welches er nicht hat, noch den Arm, der sein

einziges Mittel ist, sich und seine Familie zu erhalten. Sie vergassen, daß die Last der Wegebesserungen, durch die Langsamkeit, den Zeitverlust und die Unvollkommenheit der Frohnarbeiten verdoppelt oder verdreifacht, ungleich schwerer für diese Unglüklichen ist, die nur ihren Arm zu ihrer Erhaltung haben, als sie für die Gutsbesizzer seyn könnte, wenn sie um ein grosses vermindert und in baarem Gelde bezahlt würde, da die Eigenthümer weit eher im Stande sind, zu zahlen, und durch die Vermehrung ihrer Einkünfte unmittelbar die Interessen dieses Vorschusses eingesammlet haben würden. Sie vergassen, daß, wenn eine zu entfernten Ausgaben angewandte Auflage, deren Verwendung das Volk nicht kennt, die Provinzen erschöpft und mißmüthig macht; hingegen eine Auflage, die am Orte der Hebung selbst verwendet und unter den Augen derer, die sie bezahlen, zu Arbeiten verwendet wird, von denen sie den Nuzzen einärndten und die dem armen Einwohner Verdienst verschaffen, die Völker bereichert und tröstet. — Eine andere, noch scheinbarere, Ursache hat ohne Zweifel den meisten Einfluß in den Entschluß gehabt, die Heerstrassen durch Frohnen verfertigen und bessern zu lassen; man fürchtete nämlich, daß die vervielfältigten Bedürfnisse des königlichen Schazzes Gelegenheit geben möchten, die zur Wegebesserung bestimmten Auflagen, vorzüglich in Kriegszeiten, ihrer ersten Bestimmung ungemäß, zu dringenden Ausgaben zu

verwenden. — Was uns betrift, so mögen die Gründe, die wir für die Abschaffung der Frohnen angeführt haben, unsern Unterthanen zur Sicherheit dienen, daß sie, während unserer Regierung, nie wieder eingeführt werden sollen — und vielleicht wird das Andenken, das unser Volk von diesem Beweise unserer Liebe gegen dasselbe behalten wird, in den Augen unserer Nachfolger unserm Verfahren ein solches Gewicht geben, daß sie ihre Unterthanen nie mehr dem Joch unterwerfen werden, welches wir abgeschaft haben. Wir werden übrigens alle nur mögliche Maaßregeln nehmen, damit der Fond, der aus der Beisteuer zur Wegebesserung entstehen wird, nie zu andern Zwekken angewendet werden soll. In dieser Absicht verlangen wir, daß diese Beisteuer nie als eine gewöhnliche, bestimmte und auf ein gewisses Quotum festgesezte Auflage angesehen werden soll, noch daß sie iemals in den königlichen Schaz fliessen dürfe. Wir verordnen, daß sie iährlich von unserm Conseil für iede Generalität bestimmt werde; daß sie nie die, für iedes Jahr unumgänglich nothwendige, Summe überschreite, und behalten uns zugleich vor, den Brükkenbau und andere künstliche Arbeiten aus eben den Fonds zu bestreiten, die bisher dazu bestimmt gewesen sind. Unsere Absicht geht dahin, daß das Total der Kontribution einer Generalität auch in derselben verwendet werde, und daß im folgenden Jahr nicht eher eine neue Auflage bestimmt werden

könne, als in Folge eines neuen Etats, der unserm Conseil vorgelegt werden soll. Damit alle unsere Unterthanen davon unterrichtet seyn können, wie und wozu besagte Auflage verwendet werde, so haben wir für nöthig gefunden zu befehlen, daß in unserm Conseil ein Etat von dem Betrage aller in einem Jahr zu unternehmenden Arbeiten niedergelegt werde, und daß Jeder unsrer Unterthanen sich davon unterrichten dürfe. Wir haben auch verordnet, daß, in dem Fall, wenn alle Summen nicht in einem Jahr hätten verwendet werden können, der Rest zu den, im folgenden Jahr einzufordernden, Beiträgen geschlagen, und niemals, unter irgend einem Vorwande, mit der Masse unserer Finanzen vermischt werden soll. — Nach den Überschlägen und Berechnungen, die wir uns von den Wegebau- und Besserungen haben einreichen lassen, glauben wir unsere Unterthanen versichern zu können, daß die Ausgaben für diesen Gegenstand in keinem Jahr die Summe von zehn Millionen für alle pays d'élection überschreiten werde. * Da diese Steuer eine, allen Gutsbesizzern gleich nüzliche Ausgabe zum Zwek hat, so befehlen wir hiemit, daß alle Gutsbesizzer, sie mögen Privilegia haben, oder

* Nekker schäzt den Werth der Abgaben und Frohndienste zur Erhaltung und Verbesserung der Wege auf 20 Millionen. S. dessen Werk von der Verwaltung der Finanzen in Frankreich, nach der deutschen Uibersezzung. Lübek 1785. Th. 1. S. 21.

nicht, dazu beitragen sollen, aus welchem Grunde wir nicht einmal unsere Domainen ausschliessen, sie mögen sich nun entweder noch in unsern Händen befinden, oder, unter welchem Titel es auch sei, in andere übergegangen seyn, u. s. w.

Nie hat mich das: car tel est nôtre plaisir weniger schokirt, als am Schluß dieses Edikts. Was beweist eine Formel, deren Beibehaltung blos aus Achtung gegen das geheiligte Alterthum derselben entspringt, wenn der Befehl selbst mehr ein Rathschlag, als ein Befehl, mehr eine auf weisen und unwiderlegbaren Gründen beruhendes Uiberredungsmittel, als ein Edikt, ist?

Und sollte man es glauben. Das erste Konzilium des Königreichs, die Schuzwehr der Rechte und Freiheiten des Volks, hatte nicht Kenntniß seiner Pflichten, nicht Patriotismus genug, die edle Absicht des Königs zu unterstüzzen. Eine heftige und anhaltende Widersezzung zwang den iungen Monarchen von der höchsten Autorität der Krone Gebrauch zu machen; er zernichtete durch seinen allmächtigen Willen die elenden Gegengründe des Parlaments.

Diese beruhten hauptsächlich auf folgenden Säzzen. Man müßte befürchten, die Menge der Taxen würde endlich gar das Eigenthum aller Grundbesizzer vernichten; diese Beisteuer würde den Adel, die

sicherste

sicherste Stüzze des Throns, mit den niedern Klassen des Volks vermischen; es wäre billig, daß alle Untertbanen zur Unterhaltung der Wege beitrügen, da diese allen gleich nüzlich würden. Zulezt warf man noch die Frage auf, ob es nicht rathsam wäre, die Wege durch die Armee bauen und bessern zu lassen. Man führte Beispiele aus dem Alterthum an, und bezog sich zugleich auf die Wege, die Cäsar durch seine Soldaten in Frankreich hat erbauen lassen, und die noch existiren. Der scheinbarste Einwurf, den man dem Minister machen konnte, war wohl freilich die Furcht, daß diese Abgabe in Zukunft nicht zu andern Endzwekken verwendet, und die Frohnen demungeachtet doch wiederhergestellt werden möchten. Aber ausserdem, daß in dem Edikt selbst schon die weisesten Vorsichtsregeln zur Verhütung dieses Falls angegeben waren, so konnte diese blosse Furcht kein hinlänglicher Einwurf gegen eine Anstalt seyn, die so unendlich viel Gutes leistete. Eigentlich war der Vorschuß, den man von den Eigenthümern verlangte, gar keine Abgabe, weil der Vortheil, den diese Einrichtung hervorbrachte, ganz vorzüglich auf sie zurükfiel; doch die Einwürfe, die man gegen dieses wohlthätige Edikt machte, sind ia schon in dem Gesez selbst beantwortet. Ich will daher nur noch anführen, daß die Geistlichkeit sich endlich, durch die hartnäkigste Widersezlichkeit, von ihrem Beitrage befreite, und durch diesen Triumpf die vielen Immunitäten vermehrte,

von welchen sie, allen Grundsäzzen eines gesunden Finanzsystems zuwider, im Besiz ist.

Während des lezten Krieges wurde die Vingtieme verdoppelt und endlich verdreifacht; man versprach, daß diese Last nur bis ans Ende des vierten Jahrs nach geschlossenem Frieden dauern sollte; aber man hielt nicht Wort. Der König nahm die Verdoppelung statt der Wegesteuer an. Ich weiß nun zwar nicht, ob diese Taxe oder die Vingtieme mehr beträgt, allein ich glaube doch, daß der Monarch auf keinem Fall sein geheiligtes Wort hätte brechen müssen. Dies zernichtet alles Zutrauen des Volks gegen seinen Herrscher, sezt diesen in den Augen seiner Unterthanen sehr herunter, und verursacht, daß das Volk, statt sich über iene heilsame Anstalt zu freuen, seufzt und klagt. —

Ludwig 16. ließ es indessen bei Abschaffung der Frohnen nicht bewenden. Bald nachher kam ein Arret dů Conseil heraus, welches die Breite der öffentlichen Wege bestimmte. Sie werden, zufolge demselben, in vier Klassen getheilt. Die erste enthält die grossen Heerstrassen, welche durchs ganze Reich gehen, oder von der Hauptstadt nach den vornehmsten Städten und Häfen führen; diese haben die Breite von 42 Fuß. In die zweite Klasse gehören die Wege, die aus einer Provinz in die andere führen, die die grossen Städte des Königreichs untereinander, und die Hauptstadt mit minder wichtigen Städten verbin-

den; ihre Breite ist 36 Fuß. 3) Die Wege, welche die vorzüglichsten Städte Einer Provinz mit einander verbinden, haben 30 Fuß; und 4) die besondere Wege, die zur Kommunikation kleiner Städte und Flekken dienen, 24 Fuß. —

Was man in Deutschland vortrefliche Wege nennt, das sind in Frankeich nur mittelmässige. Ich rede nicht von den schächsischen oder thüringischen Wegen, denn so erbärmlich sind hier nicht einmal die Dorfsteige, sondern von den besten Heerstrassen im Reich und in Hannover. Diese bestehen durchgehends nur aus zusammengestossenen Kieseln und andern kleinen Steinen, die oft nur auf die Strasse hingeworfen werden, und die Pferde und Wagen ruiniren und den Reisenden verzögern. Der geringste Plazregen, der Schnee im Winter und eine häufige Passage verderben diese Wege sehr bald, und alsdann ist ihre Ausbesserung mit eben so viel Mühe und Kosten verknüpft, als ihre Erbauung. Uiberdem sind diese Strassen nie so hart und fest, daß sie nicht den Transport grosser Lasten erschweren sollten, alles Unbequemlichkeiten, die man bei den französischen Chausseen nicht kennt, weil sie in der Mitte mit Steinen gepflastert sind, die vorher zu Würfeln behauen werden, und die das ebenste, härteste, dauerhafteste, Pflaster abgeben. Zu beiden Seiten werden zwei andere Wege übrig gelassen, die zuweilen festgestampft werden, und de-

ren sich dieienigen bedienen, die leicht reisen, oder die angreifende Bewegung auf dem Pflaster scheuen. Neben diesen beiden Wegen gehen zwei Gräben fort, die sehr häufig mit Bäumen, gewöhnlich italienischen Pappeln, besezt sind.

Auch die öffentlichen Reisekutschen haben, unter der izigen Regierung, ansehnliche Verbesserungen erhalten. Statt der ehemaligen schweren und massiven Wagen hat man izt leichtere, bequemere und in Riemen hängende, wiewohl ich sie noch immer sehr schwer finde, welches aber für die Anzahl von Personen, die eine solche Diligence faßt, nicht anders seyn kann. Es sizzen nämlich gewöhnlich zehn Personen in dem Wagen an den Wänden hin; drei hinten, drei vorne, und zwei an ieder Seitenwand. Diese sizzen sehr bequem, und in der Mitte bleibt noch immer Plaz genug, daß man einen kleinen Tisch hinstellen könnte. Es sind auch Bequemlichkeiten genug vorhanden, um Hüte, Stökke und kleine Bündel zu verwahren. Jede Seite hat ein grosses und zwei kleine Fenster; vorne ist noch ein Siz für drei Personen, den man das Kabriolet nennt und wofür man die Hälfte des Postgeldes zahlt. Hinter und vor dem eigentlichen Wagen sind grosse Körbe mit Stroh, für Koffers und Mantelsäkke. — So ungefähr sind die meisten Diligencen beschaffen; einige sind in gewissen Stükken abgeändert, aber im Ganzen paßt diese Beschreibung auf alle.

Jede Diligence wird von einem Commis-Conducteur begleitet, der einen Stundenzettel (billet d'heure) bei sich führt, welchen er von dem Direktor der Diligence am Ort der Abfahrt erhält. Dieser Zettel muß von allen Postmeistern unterzeichnet werden, welche auf demselben die Stunde und Minute der Ankunft und Abfahrt anmerken. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Diligencen gehen, ist sehr groß; selbst in den schwersten Wegen bringen sie nie mehr als eine Stunde auf einer Station (2 Lieues) zu. Das Wechseln der Pferde raubt fast gar keine Zeit; sie stehen schon geschirrt vor dem Posthause und oft haben die Reisenden nicht einmal die Zeit, auszusteigen. Da die Pferde sehr oft gewechselt werden, iägt man fast immer im Galop. Die Anzahl der Pferde wird nach der Last bestimmt, die der Wagen hat, wobei man drei Zentner auf ein Pferd rechnet. — Schöne Wege, gute Pferde, bequeme Wagen, alles vereinigt sich, das Reisen in Frankreich so angenehm zu machen als möglich.

Ich hatte anfangs die Absicht, hier etwas von dem Abgange der Diligencen auf der Route von Strasburg nach Paris, und von dem Preise der Post beizufügen; allein diese Bestimmungen ändern fast alle Jahre. So viel kann ich indessen zuverlässig sagen, daß man auf der Diligence bei weitem keinen Livre für die Lieue zahlt. Zehn Pfund Ekipage hat der

Reisende frei, und für das Übergewicht zahlt man ungefähr einen Sol per Pfund auf 10 Lieues.

Die Reisenden erhalten ihre Plätze nach der Folge, in welcher sie sich haben einschreiben lassen, daher es rathsam ist, dies so früh zu thun, als möglich. Man zahlt entweder die Hälfte oder den ganzen Betrag des Postgeldes, bis zu seinem Bestimmungsorte, voraus, und erhält dagegen einen Zettel, welcher die Quittung und ausserdem noch mancherlei angenehme Nachrichten für den Reisenden enthält. So ist z. B. der Tag und die Stunde der Abfahrt auf diesem Zettel bestimmt und im Versäumungsfall der Verlust des Handgeldes angekündigt. Aber eben dieser Einrichtungen wegen wird auch sehr strenge über die angegebnen Bestimmungen gehalten.

* * *

Abends um 8 Uhr kamen wir im Gallop in Rheims an. Wir waren also nur 22 Stunden unterwegs gewesen, von welchen man sogleich eine für die Verzögerung bei der Abfahrt aus Paris und für die engen Gassen und Hindernisse dieser Hauptstadt abrechnen muß. Zu Villers-Cotte-Rez hatten wir eine und zu Soissons über zwei Stunden verweilt. Den Aufenthalt beim Pferdewechseln kann man auch zu einer Stunde anschlagen, und also hatten wir die 37 starke Lieues von Paris bis Rheims, mit den häufigen Bergen in 17 Stunden zurükgelegt.

Auf den Rath eines meiner Reisegesellschafter kehrte ich in das Hotel Bourbon ein, wo ich ein niedliches Zimmer, eine schöne Abendmahlzeit und vortreflichen Wein vorfand.

* * *

Ich gefalle mir in Rheims sehr wohl. Mein Zimmer steht auf eine der lebhaftesten Gassen; ich trinke meinen Kaffe auf dem Balkon, und unter mir wird Markt gehalten. Der angenehme Geruch der Erdbeeren und Kirschen kizzelt meinen Geruchsnerven, so wie der Anblik ländlicher Frölichkeit und Industrie mein Herz erwärmt. — Dieser Kontrast mit dem Gewühl der grossen Stadt, die ich so eben verlassen habe, leitet mich auf Träumereien; ich schliesse mich in mein Zimmer und vollende das skizzirte Tableau, das ich einmal zu unternehmen wagte.

Das böse Wetter hindert mich, die hiesigen Spaziergänge zu besuchen, von welchen ich schon viel Lobes gehört habe. Ich beklagte mich darüber gegen meine Wirthin — ein gutes, liebes Weib, das eine sehr artige Tochter hat —

Eh, pour vous desennuier, allez voir l'a m o u r d e q u i n z e a n s.

Was? Rheims hat auch ein Theater?

—Das Sie nicht ganz unbefriedigt lassen wird — sezte ein Fremder hinzu, der zugegen war.

Sogleich ergrif ich Hut und Stok, und flog zur Thüre hinaus.

Ich fand ein neues, sehr gut gebautes Schauspielhaus, elende Dekorationen, und eine Gesellschaft, die mam zum Theil vortreflich nennen konnte. — l'amour de quinze ans ist ein niedlich Stük, das auf den deutschen Theatern gewiß gefallen würde. Die unterhaltendste Szene giebt ein Fest, welches die Bauern ihrem Gutsherren bringen, voll Naivetät, ländlicher Einfalt und komischer Stärke.

Es herrscht ungleich mehr Natur auf diesem Theater der Provinz, als in Paris; vielleicht weniger Kunst, aber den Tausch gehe ich gerne ein. Zwei männliche Schauspieler sind Meister im Komischen; einer derselben ist nicht nur das, sondern überhaupt ein sehr talentvoller Mann, der seine Kunst als Studium treibt. Eine unter den Aktrizen, die vielleicht einmal die Barriere gesehen hat, affektirt schon weidlich a le Parisienne mit Opernschritt, Händeringen und Kopfverdrehungen. Möchte sie doch nur keine Proselyten machen!

Ich speiste Abends in Gesellsaft einiger Fremden. Das Gespräch betraf Paris, den einzigen Gegenstand, von welchem der Mann von Ton in einer Gesellschaft von Provinzialen spricht. Ich pries mich glüklich, die Hauptstadt gesehen zu haben, weil ich sonst die Düpe der schaalen Panegyristen gewor-

den wäre. Mein Unwille verwandelte sich in Erstaunen, als mit einemmal ein Mann, der bisher in tiefen Gedanken verloren da gesessen hatte, und den ich beim ersten Anblik für ein Original der zweiten Klasse nahm, das Wort ergrif, und mit einer Beredsamkeit, die die tiefste Kenntniß des Gegenstandes verrieth und einer Fülle von Wiz, die sich in beissenden Sarkasmen ergoß, das Lächerliche der gepriesenen Hauptstadt darstellte und die Panegyristen zum Stillschweigen brachte. Als der Sieger sah, daß seine Gegner die Waffen strekten, verließ er seinen Gegenstand und raisonnirte nun mit gleicher Stärke über die ächten Vorzüge von Paris. Dies machte mir Muth, auch hervorzutreten; bald ward das Gespräch allgemeiner und endlich erhob es sich zu der lehrreichsten und interessantesten Unterhaltung.

Babet, die Tochter vom Hause, und Luison, die Aufwärterin hörten mit stillem Erstaunen unsern Erzählungen zu. Unvermögend, länger die Empfindungen ihres Herzens zu verbergen, sprang Babet endlich zur Mutter hin und fiel ihr um den Hals: ô Maman, quand verrai-je ce pais là!

* * *

Unter den Fremden, die im Hotel Bourbon wohnten, zeichnete ich mir schon früh eine interessante Physiognomie aus, und es gelang mir, wiewol mit einiger Mühe, den Mann, der sie trug, zu gewin-

nen. Dies war eben derselbe, der an ienem Abend die Pariser zum Stillschweigen brachte. Nach einigen Unterredungen, die uns den Weg zur nähern gegenseitigen Bekanntschaft bahnten, schlug er mir einen Spaziergang vor. Noch hatte ich keinen Schritt aus der Stadt thun können, so begierig ich auch war, die gerühmten Promenaden kennen zu lernen. Ich nahm dies Anerbieten daher mit Vergnügen an.

Mein Begleiter heißt le Mire, ist ein Mann von etwa 35 Jahren, und königlicher Forstbedienter, hat weite Reisen nach Spanien, Portugall, den Antillen, und den dreizehn Staaten gethan, liebt sein Vaterland mit Enthusiasmus, kennt die Welt und die Menschen, und ist, im Ganzen genommen, ein Original.

Der Spaziergang ward mir doppelt interessant durch das Gespräch meines Führes und durch den Anblik einer der schönsten Promenaden, die ich ie gesehen habe. — Man denke sich einen grossen Park, von unendlich vielen Alleen durchschnitten, die sich einander in gefallender Unordnung durchkreuzen, und deren Laub keine mörderische Scheere zu verlezzen gewagt hat. Hie und da Buschwerk, das, von schüzzenden Pappeln umgeben, ein schauerlicher Tempel der Einsamkeit wird, wo klagende Nachtigallen ihr Leid in melodischen Tönen verhauchen. Oft stößt man auf ein gesellschaftliches Pläzchen, dessen Rasen die Liebenden einladet, sich zu lagern und ihre Freu-

den den schweigenden Aesten anzuvertrauen, die sich liebkosend zu ihnen herabneigen, um ihre glühenden Wangen zu fächeln. Oft windet man sich durch die spottenden Krümmungen eines dunkeln Labyrinths, dessen plözlicher Ausgang eine unendliche Aussicht über eine kornreiche Ebene eröfnet, durch welche sich ein verbotener Fußsteig bis in ein nahes Dörfchen schlängelt, wo die Kinder vor den Häusern sizzen und spielen, und wo ein grosser Haushund den versenkten Spaziergänger mit heiserm Gebell aus seinen Träumereien wekt. — Die Vesle giebt diesem Elysium ein Leben und einen Reiz, der weit über die Macht meines Pinsels erhaben ist; doch ehe sie in den Bezirk des Parks tritt, den sie verschönert, treibt sie die Räder einer Mühle, und wird dadurch das lehrreiche Bild iener weisen horazischen Regel. An ihren Ufern sizzen in feierlicher Stille Männer mit Angeln, die sich ärgern, wenn der eigenliebige Schwan mit plätscherndem Geräusch seinen schönen Hals wäscht, um den Beifall und das Lächeln des Mädchens zu erhaschen, das in der Dämmerung am Ufer spazieren gehen wird. —

Die Sonne sank, und wir eilten mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause.

* * *

Seit diesem Tage war le Mire mein steter Begleiter auf meinen kleinen Reisen in die Gegend umher.

Eines Tages ritten wir früh um fünf Uhr aus und durchstreiften den größten Theil der fruchtreichen Ebne um Rheims. Wir stiegen zuerst bei dem sogenannten Wasserschloß (chateau d'eau) ab, welches eine halbe Stunde von Rheims entfernt ist, und die Stadt mit sehr gutem, gesundem Wasser versorgt, Der Mechanismus, durch den die Maschine in Bewegung gesezt wird, ist sehr einfach; ein Wasserrad wird die Ursache aller dieser Wirkungen. Das Wasser steigt in blechernen Röhren bis in die Spizze des Thurms, wo es wieder durch eine andre Röhre hinabfällt, die es unter der Erde fort, bis in die Stadt leitet.

Die Aussicht von der Spizze dieses Thurms ist angenehm; die ausserordentliche Fläche der Gegend erlaubt dem Auge, ungehindert umherzuschweifen.

Einige hundert Schritte von dem Wasserschloß liegt eine Walkmühle, in welcher alle die Tücher gewalkt werden, deren Verfertigung mit unter die vorzüglichsten Nahrungszweige der Stadt gehört. Die Walkererde wird zwei Lieues von hier gegraben.

Die begüterten Einwohner von Rheims haben nahe bei der Stadt viele Landhäuser und Gärten, welche leztre zum Theil in sehr guten Geschmak angelegt sind. Zu meinem Bedauren konnten wir das Landhaus des Herrn von Courtagnon nicht zu sehen bekommen, weil er abwesend war. Dieser Herr

besizt eine Sammlung der manigfaltigen natürlichen Seltenheiten von Champagne, die sehr interessant seyn soll.

Als wir in die Stadt zurükkehrten, war so eben der Gottesdienst geendigt. Wir giengen daher in die Kirche Saint Ricaise, die ein Meisterstük der neueren gothischen Bauart ist, wie fast alle Kathedralkirchen und andere öffentliche Gebäude diſſeits der Alpen in Frankreich, die ihre Entstehung dem zehnten und eilften Jahrhundert zu verdanken haben. Die Delikatesse, das Alter und die Verhältnisse des Glokkenthurms erinnerten mich an den Münster in Strasburg; aber die vorzüglichste Merkwürdigkeit dieser Kirche ist ein Phänomen, welches, ungeachtet aller darüber angestellten gelehrten Untersuchungen in gewisser Rüksicht noch immer ein physisches Räthsel bleibt. Die Kirche nämlich hat, wie fast alle gothische Gebäude der Art, eine Menge Gewölbpfeiler ausserhalb der Mauer, die gröstentheils mehr zur Zierde, als um irgend eines architektonischen Zwekkes willen, da sind. Einer dieser Gewölbpfeiler nun, zittert, so bald der Schlägel einer gewissen Glokke in Bewegung gesezt wird; oder richtiger, er ahmt die Bewegung des Schlägels nach. Der Pfeiler ist 40 Fuß niedriger, als die Glokke, und 18 Fuß vom Thurm entfernt. Die Wirkung bleibt dieselbe, wenn man auch die Kommunikation der Luft hindert, so

wie auch, wenn der Schlägel nur in Bewegung gesezt wird, ohne die Glokke zu berühren.

* * *

Rheims ist allzugroß für seine Bevölkerung; es giebt Quartiere, die fast gar nicht bewohnt sind.

Der Stadtmagistrat, der einen ansehnlichen Fond und gute Revenüen hat, benuzt diese auf eine sehr löbliche Art zur Verschönerung der Stadt. Eine der besten Gassen, die mitten durch die Stadt, von einem Ende derselben bis zum andern, führt, wird gegen das westliche Ende immer schmäler, wodurch ihre übrigen Vorzüge sehr leiden. Izt hat man einen Plan festgesezt, nach welchem diesem und andern Mißständen abgeholfen werden soll, und ich sah wirklich schon mehrere neugebaute Häuser um ein ansehnliches zurükgerükt, um allenthalben eine gleiche Breite herzustellen. Ein schlechtes Haus, welches an der breitesten Stelle dieser Gasse stand, hat der Magistrat dem eigensinnigen Besizzer um einen hohen Preis abgekauft und es niederreissen lassen. Die Stadt wird, wenn man diese Maaßregeln beibehält, mit der Zeit sehr schön werden. Das Thor, welches nach Paris führt, ist ganz von Eisen und sehr schön; es ward erst bei der lezten Krönungsfeier neu aufaufgeführt.

Die meisten Gassen sind ziemlich gerade und einige derselben sehr bereit, daher man Bäume in die-

selben pflanzt, welche den Fußgängern Sicherheit und Bequemlichkeit verschaffen, und so viel zur Annehmlichkeit und Gesundheit eines Orts beitragen.

Der Plaz Ludwigs 15., gewöhnlich place royale genannt, ist wirklich schön und wird es noch mehr werden, wenn zwei grosse Häuser, die in den Ekken desselben stehen, in Gleichförmigkeit mit den übrigen aufgebaut werden, die diesen Plaz einschliessen. Die Inschrift der schönen Statüe ist ein Meisterstük ihrer Art, das hundert ellenlange Epigraphe der Académie des inscriptions aufwiegt.

De l'amour des français éternel monument,
Instruisez à jamais la terre,
Que Louis dans ces murs jura d'être leur père,
Et fut fidelle à son serment!

Uibrigens aber sagen wir mit Herrn Mercier: il ne s'agit, que de l'expression.

Wenn man diese und dergleichen Inschriften nicht für Denkmale der niedrigsten Schmeichelei, nicht für Produkte der sklavischen Seele und der feilsten Feder ansehen soll, so sieht man sich freilich nothgedrungen, die Hypothese des Engländers Moore anzunehmen, der sie für feine Winke hält, durch die

das Volk seinen Monarchen auf Pflichten und Tugenden aufmerksam machen will, die er nicht besizt. Daher, sagt Moore, klatscht auch das Parterr bei Stellen, wo ein guter Fürst gerecht und edel handelt, und sieht, indem es klatscht, nach der Loge hinauf, in welcher oft das Gegenstük des idealisirten Königs sizt. —

Rheims hat eine Mauer, die es ehemals zu einer ansehnlichen Festung gemacht haben mag; izt ist nur der äusserste Gürtel derselben in gutem Stande; die Brustwehr aber giebt eine schöne Promenade ab. Ich gieng auf derselben rund um die Stadt, und brauchte, bei aller mir möglichen Geschwindigkeit, anderthalb Stunden. Es liegen aber auch zwischen der Mauer und der Stadt manchmal leere Pläzze und Gärten. Die abwechselnden Aussichten, theils über die Stadt und in die Gassen, theils aufs freie Feld und die Ebne, machen diesen Spaziergang ungemein interessant.

* * *

Die Kathedralkirche ist ein wirklich prächtiges Monument. Der Anblik des Portals ist groß und erschütternd. Die innere Oekonomie entspricht dem Ganzen; überall Reichthum, Verschwendung. Das eiserne Gegitter, welches um das Chor herumgeht, die alten Inschriften, die grossentheils noch in deut-

schen

schen Karakteren geschrieben sind, einige Uiberbleibsel von Bildhauerarbeit, unter welchen ein vorzügliches grosses von Rom hergebracht seyn soll, der mit Goldblech überzogene Hochaltar, der unermeßliche Schaz der Kirche, u. s. w. Dies sind ungefähr die merkwürdigsten Gegenstände, die man iedem Fremden zeigt. Das reich mit Edelsteinen besezte Evangelium, worauf die Könige von Frankreich bei ihrer Krönung den Eid ablegen, ist in sklavonischer Sprache geschrieben.

Ich habe Rheims verlassen, ohne das berühmte Oelfläschchen zu sehen, welches die Abtei Saint Remy bewahrt und welches eine Taube bei der Krönung des Königs Klodwig vom Himmel gebracht haben soll. Man mag es wohl mit Recht so sorgfältig verwahren, denn dies Fläschchen bringt Heil und Segen über die Stadt Rheims. Der König muß iedesmal, wenn es in die Kathedralkirche zur Salbung abgeholt wird, vier vornehme Herren zu Geiseln stellen.

Interessanter als das Oelfläschchen war mir der schöne unterirrdische Kanal, den die Stadt graben läßt, um ein stehendes Wasser, welches den öffentlichen Spazierplaz verunziert und ungesund macht, in die Stadtgräben abzuleiten.

Nahe bei diesem Kanal, vor dem sogenannten Marsthor, finden sich einige unkenntliche Ruinen, die

man ehedem für einen Triumpfbogen Julius Cäsars gehalten, welcher Meinung aber Kenner schon lange widersprochen haben. Die Gegenden um Rheims sind reich an Uiberbleibseln aus der römischen Welt; etwa hundert Schritte von der Vesle liegt ein Amphitheater, über dessen Ursprung man ebenfalls ungewiß ist.

Rheims hat dem heiligen Stuhl vier Päbste gegeben; sein Erzbischof ist Düc und Pair, geborner Legat des heiligen Stuhls und Primas Galliæ Belgicæ. Er hält sich, wie alle vornehme geistliche Hirten, fast beständig in der Hauptstadt auf. Zwei Lieues von der Stadt hat er ein angenehmes Lustschloß, wohin man oft Familien aus der Stadt fahren sieht, um sich dort ländlich zu vergnügen.

Ob es gleich in Rheims viele wohlhabende Familien giebt, und obgleich die hiesigen Einwohner häufig nach Paris reisen, so herrscht hier doch wenig Luxus und wenig Geschmak in Puz, Kleidung und Amöblement. Das Schauspiel wird sehr stark besucht.

Pfefferkuchen, wollene Bettdekken und Tücher sind, nebst dem Weinhandel, die vorzüglichsten Zweige der hiesigen Handlung. — Von der Universität habe ich gar nichts erfahren können; iedoch das Lektions-

verzeichniß, das ich zu Gesicht bekam, zeugte mir von ihrer erbärmlichen Verfassung. Die Gegenstände der Vorlesungen schränkten sich auf Dogmatik, Kirchengeschichte, römische Autoren, die Jistitutionen und das Jus canonicum ein.

Es giebt hier einen ansehnlichen Buchladen, in welchem man auch Bücher ausleiht. Man findet um so mehr Geschmak an der Lektüre, ie weniger rauschende Vergnügungen es giebt.

Chalons.

Nach fünf überaus angenehm verlebten Tagen verließ ich Rheims und meinen Freund le Mire, leztern mit einer dankbaren Thräne im Auge.

Heute — dacht' ich, indem ich ins Büreau gieng — heute fühlst du die Bitterkeiten einer Reise. Ich war unsinnig genug, mein Schiksal anzuklagen, daß es mich einen guten Menschen hatte finden lassen, und, statt mich zu strafen, lohnte es mich mit einer neuen interessanten Bekanntschaft.

Herr Dübois, ein Kaufmann aus Rheims, ein theilnehmender, freundschaftlicher Mann, ist mein Begleiter. Er hat Deutschland und die Schweiz bereist und kennt beide Länder besser, als sonst gewöhnlich seine Landsleute.

Wir fahren Kurier. In vier Stunden sind wir in Chalons, welches zehn Lieues von Rheims entfernt liegt. Unser leichter, unbedekter Wagen hängt zwar nicht in Riemen; auch regnet es ein wenig; aber desto schneller fährt unser Kurier zu. Die Bäume fliegen bei uns vorbei, ohne daß ich Zeit habe, ihnen den Gruß zu vergelten, mit welchem sie mich zu bewillkommen scheinen.

Die Geschichte meines Weges ist einfach und kurz. Zu beiden Seiten unabsehbare Flächen voll Kornfelder, nicht ein Pläzchen wüst oder leer; wenig Dörfer, und diese elend; kein Holz; der Weg nicht gepflastert, sondern wie die deutschen Chausseen fest-gestampft und zu beiden Seiten mit Bäume besezt.

Gegen Abend kamen wir in Chalon an. Mein Gesellschafter führte mich in ein Bürgerhaus, wo ich freundschaftlich aufgenommen und gastfrei bewirthet wurde.

* * *

Als ich des folgenden Morgens erwachte, fand ich Herrn Dúbois nicht mehr. Er war in der Nacht fortgereist. Sein Freund, bei welchem ich Abends vorher gegessen hatte, besuchte mich in aller Frühe mit einem gewissen Herrn Lignot, dessen Schwester ich in Livland gekannt hatte. So führte mir das Schiksal einen braven Mann nach dem andern in die Arme.

— Es ist doch warlich eitel Lügen um die ungeheure Summe des Bösen in der Welt. Wer vermag die Rechnungsfehler alle zu zählen? und wer wirft sich endlich zum Thatenschreiber des Guten auf, gegen Tausende, die das Protokoll der Sünde führen?

Fern von meinem Vaterlande, einsam und unbekannt, ein Wandrer in fremden Gefielden — wie durft' ich erwarten, daß Eine liebreiche Hand sich der meinigen darbieten, daß Eine Thüre sich mir

öfnen, daß an Einem gastfreien Tisch ein Plaz für mich bereitet seyn würde?

Es scheint doch, daß die Menschen auf Erden ihres Ursprungs noch nicht ganz vergessen. „Mensch — sagte Bruder le Mire, als er mir, noch unbekannt, schon einen edlen Freundschaftsdienst aufdrang — Mensch, ich bin Mensch, und du bist Mensch, und dort ist unser Vater im Himmel!„

* * *

Mittags speiste ich mit einem Jesuiten. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich ein Original zu Molieres Tartüffen sah; der bigotte, dumme, bosbafte, scheinheilige Mensch verrieth sich in den kleinsten Handlungen. Ehe wir uns zu Tische sezten, betete er mit halblauter Stimme ein langes Gebet her, in welchem er durch die Dazwischenkunft der Aufwärterin unterbrochen wurde. Sogleich hielt er inne, und fieng, als das Mädchen weggegangen war, seine Litanei von neuem an. Ich hatte zu viel Achtung für die Handlung, welche er verrichtete, als daß ich ihn während dieser Zeit hätte stören können. Wir sazten uns zu Tisch, und er segnete das Brod ein. — Bald darauf geriethen wir in ein Gespräch. Er erzählte mir zu wiederholten Malen, daß er in Deutschland gewesen wäre; endlich redete ich ihn deutsch an, und er gestand, diese Sprache nur kaum

zu verstehen, sie selbst aber gar nicht zu sprechen. Geschäfte — vermuthlich seines Ordens — hätten ihn nach Deutschland geführt, und er sei eigentlich nur in Regensburg und München gewesen. Da seine Reise weit und sein vorgeschriebener Zeitraum sehr eingeschränkt gewesen, so habe er die übrigen Städte, durch die er auf seiner Route gekommen, fast gar nicht kennen gelernt.

Anfangs hielt mich der Tartüff für einen Katholiken. Ich benahm ihm seinen Irrthum, und sogleich fieng er sein Bekehrungsgeschäfte an, indem er das Gespräch auf einen Religionsdisput zu lenken suchte. Ich wieß ihn geradezu ab, indem ich ihm gestand, daß ich meine Religion die beste glaubte, und sie um alles in der Welt mit keiner andern vertauschen würde; übrigens aber Toleranz für die erste und allgemeinste Christenpflicht hielte. Mein Gegner war so eben im Begrif, mir zu beweisen, daß diese Grundsäzze mich schnurstraks zur Hölle führen würden, als wir durch die Ankunft des Mannes unterbrochen wurden, der mich Abends vorher so gastfrei aufgenommen hatte. Er lud mich zu einem Spaziergang ein, welches mir um so angenehmer war, da ich dadurch von meinem lästigen Bekehrer befreit wurde. Ehe ich zur Thüre hinaus gieng, rief dieser mich beiseite, und flüsterte mir die Warnung ins Ohr, mich ja nicht leichtsinnig in Gesellschaft von Leuten zu begeben, die ich nicht kennte.

* * *

Als ich zum erstenmal durch einige Gassen der Stadt streifte, erklärte ich, freilich etwas zu voreilig, Chalons für die häßlichste Stadt, die ich in meinem Leben gesehen hätte; izt hatte ich Gelegenheit, meinen Ausspruch einzuschränken, wiewohl ich ihn nicht ganz aufheben kann. Der Markt ist der schönste Plaz in der Stadt, die Häuser um denselben sind gleichförmig gebaut; das Rathhaus ist ein wirklich prächtiges Gebäude, und dessen innere Einrichtung sehenswerth. Von dem Markt führt eine breite ziemlich gerade Strasse bis an das westliche Ende der Stadt. In dieser Gasse liegen zwei schöne Anstalten, das Hospital und das Findelhaus; beide sind sehr gut eingerichtet und ersteres wird für die kleine Anzahl, die es aufnimmt, wohlthätiger, als das grosse Krankenhauß in Paris. Ich wunderte mich, in einer kleinen Landstadt ein Findelhauß, und noch dazu so wohl besezt zu finden; aber ich erfuhr, daß dies Haus sowohl, als fast alle Findelhäuser in den nahe bei Paris gelegenen Städten, nicht nur die verlornen Produkte ihres Bodens, sondern auch den Ueberfluß der Hauptstadt aufnehmen; und wenn dieser Umstand gegründet ist, welches ich iedoch nicht verbürgen kann, so möchten die Rechnungen und Schlüsse, welche man auf die, in den pariser Findelhäusern angegebenen, Summen baut, wohl sehr weit von der eigentlichen Beschaffenheit der Sache entfernt seyn.

Ausserhalb der Stadt liegen die Gefängnisse in einer gesunden und bequemen Lage an der Marne; längs den Ufern dieses Flusses, der mit einer gut ins Auge fallenden Einfassung versehen ist, geht eine angenehme Promenade fort, an welche das Comedienhaus stößt. Chalons hat keine stehende Truppe, sondern die Schauspieler spielen wechselsweis hier und in Rheims. Das Wasser, dessen ich erwähnt habe, ist eigentlich nur ein Arm der Marne, der sich vor der Stadt von dem grossen Bette trennt, und dadurch eine schöne Insel und herrliche Aussichten bildet. Uiber das Hauptbett des Flusses baut man izt eine prächtige Brükke. Dies Werk verdient die Aufmerksamkeit iedes Reisenden; ihre Breite, Dauerhaftigkeit und Eleganz und die Kühnheit ihrer Wölbungen sezzen sie beinah in gleichen Rang mit der vortreflichen Brükke zu Neuilly, zwei Lieues von Paris. Wie viel dieser Bau dem Könige, oder eigentlicher, der Provinz, kosten wird, kann man ungefähr daraus schliessen, daß der Baumeister dem Intendanten 200,000 Livres geboten haben soll, ihm die Ausführung zu übergeben. — Von der Mitte dieser Brükke hat man eine höchst romantische Aussicht.

Das ehemalige Jesuiterkollegium ist ein sehr schönes Haus, und dient izt ebenfalls zu einem Schulgebäude. In dem Hofe desselben sah ich eine Menge Kinder und iunger Leute mit lautem Jubel herum-

springen. Ein Regent, der so eben zugegen war, führte mich höflichst umher, konnte mir aber nicht die Erlaubniß geben, einer Lehrstunde beizuwohnen.

Die Kathedralkirche ist sehenswerth. Das Musikchor von Marmor und die beiden Glokkenthürme von gehauenem Stein sind Meisterstükke der Kunst, die immer Kenner befriedigen.

Chalons liegt in einem angenehmen Thal. Wir erstiegen einen kleinen Berg, der uns eine herrliche Aussicht gewährte. Um Chalons sowohl als um Rheims giebt es gar keine Weingärten; die nächsten sind wenigstens acht bis zehn Lieues von hier entfernt. Die Gegend um Chalons giebt die fruchtbarsten Weiden, daher der König eine Kompagnie der garde du corps einquartiert hat. In einer weiten Entfernung wird der Boden trokken; Gerste und Haber sind die vorzüglichsten Produkte.

Wir machten einen grossen Kreis, durchstrichen eine weite Ebne, fuhren in einem Kahn über die Marne und kehrten längs derselben, durch die schöne Promenade, zur Stadt zurük. Dieser Spazierplaz wird der J a r d genannt und besteht eigentlich aus einer grossen Menge Alleen, die auf S a r r i, das Lustschloß des Bischofs, zuführen. Man hat auf demselben einige vortrefliche Standpunkte, die die mannigfaltigsten Aussichten gewähren.

* * *

Es war schon spät, als ich nach Hause kam. Mein Jesuit lud mich ein, auf seinem Zimmer zu speisen. Ich sah keinen Grund ein, ihm dies abzuschlagen, und willigte also in sein Verlangen. Nun entdekte er mir die Ursache, weswegen er nicht an der Wirthstafel speisen mochte. Es sassen an derselben, sagte er, zwei freche Weibsbilder in Mannskleidern, und er habe seine Seele zu lieb, um sie durch einen solchen Anblik zu ärgern. Ich lachte, und dies schien den Tartüff zu verdriessen. — Es waren ein Paar vornehme Damen, die, um der Bequemlichkeit willen, in Stiefel und Uiberrok reisten.

Nach einer abermaligen langen Litanei von lateinischen Gebeten, sezten wir uns zu Tisch. Die Missionairsseele sucht mich noch einmal zu gewinnen; aber vergebens. Aergerlich über sein unverhoftes Misglük brach er von seinen Religionsgesprächen ab. Unsere Unterredung fiel auf Deutschland, auf die Universitätsverfassungen und den religiösen und politischen Zustand der Menschheit daselbst. Der Mann verrieth die gröbste Unwissenheit. Zufälliger Weise erwähne ich der Kinder unserer Geistlichen: „Was, und sie sind verheirathet? fuhr mein Jesuit auf — und ein: ah ces bougres là! „ rollte zwischen seinen Zähnen herum. Bald darauf fiel das Gespräch auf Voltaire. „Ich hasse ihn mehr als Luther und Kal-

vin, wenn es mir möglich ist, mehr zu hassen „ sagte der Heuchler. Sie hassen ihn, erwiederte ich, und verdammen seine Werke; haben sie diese gelesen? Vor Entsezzen fiel ihm Messer und Löffel aus der Hand. „Gott bewahre, daß ich meine Seele so beflekt haben sollte; die Widerlegungen hab' ich alle gelesen, und die sezzen mich hinlänglich in Stand, ihn zu verdammen. Der abscheuliche Mensch! Er hat unserer allerheiligsten, alleinseligmachenden Religion mehr Schaden zugefügt, als alle Kezzer. Wissen Sie aber auch, wie er gestorben ist?„ — und nun eine Wiederholung der boshaften Lügen in der kölner Zeitung.

Ich unterbrach den heiligen Mann in seinem Feuereifer. Voltaire habe doch manches Gute gestiftet, habe doch wenigstens Gelegenheit gegeben, die bestrittnen Sässe der Religion gegen fernere Angriffe zu vertheidigen und befestigen, habe Toleranz gepredigt — „Ja mit der Toleranz! fiel mir der Jesuit in die Rede; die Toleranz ist die Maske, hinter welche Kezerei und Freigeisterei und Socinianismus und Atheismus sich verbergen und einzuschleichen suchen. Die Toleranz ist eine Pest für den Staat, und der iezige König denkt viel zu weise, und hat in der hohen Klerisei viel zu viel einsichtsvolle Rathgeber, als daß er iemals zu dem verderblichen Schritt sollte verleitet werden können, den Protestanten ein Haarbreit ein-

zuräumen. Das Gift der Kezerei breitet sich ohnehin im Verborgenen aus, und wir sollten ihm Thor und Thüre öfnen? Die Anzal der Protestanten hat sich seit dreissig Jahren über die natürliche Reproduktion hinaus vergrössert — ein Wink für den allerchristlichsten König, dem Uibel die Axt an die Wurzel zu legen. —

Meine Leser sehen, daß mein Jesuit auf dem geraden Wege war, Dragonaden und Bluthochzeiten zu vertheidigen. Sein Eifer wuchs mit iedem Wort', das er redete; er gerieth in fürchterliche Hizze. Ich fand es rathsam, wegzugehn, und ihn seinen christkatholischen Meditationen zu überlassen.

Des andern Morgens früh, ehe ich wegreisete, nahm ich Abschied von ihm. Der tükkische Heuchler kniete vor seinem Brevier, und verbreitete dabei einen so abscheulichen Gestank im Zimmer, daß ich an die Gegenwart des leibhaften Teufels geglaubt haben würde, wenn ihn Semler nicht von der Erde weg demonstrirt hätte.

* * *

Chalons hat einen Bischof, der dominus utilis des Orts ist. Er präsidirt im Stadtrath und hat ausserdem noch seine eigene Gerichtsbarkeit. Der Intendant von Champagne hat seine Residenz in Chalons.

Die Stadt ist arm; man sieht wenig gute Häuser, und fast gar keinen Luxus. Die Lebensmittel sind theuer. Leinenmanufakturen sind der vorzüglichste Zweig des Erwerbs.

Es existirt hier eine gelehrte Gesellschaft, deren Zwek die bürgerliche, politische, kirchliche, literarische und natürliche Geschichte von Champagne ist; sie hält iährlich eine öffentliche Sizzung in einem schönen Saal des Rathhauses, und theilt alsdann auch Preise aus. – Drei Lieues von Chalons sieht man Spuren vom Lager des Attilla.

Bar le Dûc.

Die Diligence von Paris war besezt; ich sah mich also genöthigt, einen Hauderer zu miethen. Ich erhielt ein bequemes Kabriolet, wofür ich, bis Toul, fünfzig Livres zahlte.

Je weiter ich mich von Chalons entfernte, desto schlechter ward die Gegend und der Boden. Da wir nicht die grosse Hauptstrasse beibehielten, so mußte ich Mittags in eins der elendesten Wirthshäuser einkehren. Abends sahen wir die Grenze von Champagne.

Die grossen Ebenen haben diesem Lande seinen Namen gegeben. Der Wein ist das edelste Produkt desselben und, ausser dem Getreide, auch das einzige. Nicht iede Gattung Champagner kann versührt werden; daher kommt es, daß man in fremden Ländern nur den bessern Champagner oder den vin mousseux kennt. Gute Weinlesen sind sehr selten, und wenn endlich ein segensreiches Jahr kömmt, wie das 1784 war, so ist der arme Weinbauer auch um seinen gehoften Vortheil betrogen. Die übergrossen Auflagen zernichten allen Gewinnst. Der Bauer hat mehr Vortheil von dem Absaz innerhalb des Königreichs. Nach der Normandie geht viel Wein, weil diese Provinz keinen bauen darf, und des leichten Transports und der geringen Kosten wegen, mehr Champagner als

andern Wein konsumirt. Der Stok ist sehr zärtlich und erfodert eine überaus sorgfältige Wartung. Ein Morgen von 32,400 Fuß trägt, ein Jahr ins andre gerechnet, nur Ein Maaß Wein, das 112 bis 120 Pfund an Gewicht hat. — Marshal glaubt gefunden zu haben, daß ein Morgen Weinland in Champagne 30 bis 50 Pfund Sterling im Ganzen, und 4 bis 7 Pfund reinen Gewinn eintrage.

Die Bewohner von Champagne theilen im Scherz ihr Land in das steinige und glükliche. Aber diese Eintheilung hat wirklich ihren Grund. Der unfruchtbarste Strich ist der südöstliche Theil der Provinz, ungefähr in der Gegend von Saint Dizier. Dort giebt es weder Wein noch Korn; der Boden ist steinig, die Dörfer selten und erbärmlich. — Ausser dem Getreide und Weinbau hat Champagne auch Bienenzucht, über deren Werth ich aber, aus Mangel an Datis, kein Urtheil fällen kann.

Die Einwohner von Champagne sind ein gesunder Schlag Leute. Die Weiber sind fast durchgehends stärker gebaut, als die Männer. Ihr Karakter ist duldsam und friedlich; bei dem überaus grossen Elende, das in manchen Gegenden herrscht, hört man sie doch weder klagen noch murren. Aber zur Frölichkeit scheinen sie auch eben nicht gestimmt zu seyn. — Die Sprache ist noch ziemlich unverdorben, und selbst in den Bauerhütten verständlich für den, der nur die Büchersprache kennt.

Die kleinen, armseligen Pferde, die Wölfe und die Kreidehäuser sind Karakter der Provinz. Leztere sind dauerhaft, sehen aber elend aus. Der Kreideboden blendet eben so sehr, als er die Hizze vermehrt. Die Wölfe sollen oft Unheil stiften.

In den Wirthshäusern wird man durchgehends übersezt.

* * *

Wir kehrten in ein artiges Dorf ein *, welches auf der Grenze von Champagne lag. Ein kleiner Fluß macht hier die Scheidung. Die Bewohner des Dorfs waren so eben mit Heumähen beschäftigt. Unser Wirth lud mich ein, einer kleinen ländlichen Freude beizuwohnen; ein Vorschlag, dem ich meinen herzlichen Beifall gab. Wir schleppten ein Fäßchen voll Wein auf die Wiese, wo die blühende Jugend des Dorfs in frölicher Thätigkeit versammelt war. Bei der Ankunft des Fäßchens wurde Halt gemacht; wir tanzten in bunter Reihe um dasselbe herum, sezten uns in einen Kreis auf das abgemähte Gras nieder und tranken eins aus der Flasche, und die Mädel sangen ein Liedlein dazu. Das war so etwas für mein Herz, wie der wohlthätige Regen für das lächzende Feld.

* Es hieß la maison Duval; ungeachtet alles Nachfragens habe ich nicht erfahren können, ob es seine Entstehung etwa dem elenden Valentin Jamerai zu danken habe.

Als wir ins Dorf zurükkehrten, kamen so eben deutsche Ochsenhändler an, die mit ihrem Vieh aus der Mitte des Frankenlandes bis Paris die Reise zu Fuß machen. Ein selsamer Anblik ists, diese Leute sich mit den Franzosen verständigen zu sehen, deren Sprache sie nicht verstehen, so wenig iene etwas von der ihrigen wissen. — Man kann sich nun leicht eine Idee von dem Preise des Rindfleisches in Paris machen, wenn man die Kosten und den Profit einer so weiten Reise berechnet, und die Droits d'Entree mit in Anschlag bringt. Wie ungeheuer die Konsumtion dieser Hauptstadt seyn muß, läßt sich daraus schliessen, weil zur Sommerszeit oft in einer Woche mehr als zwei bis dreihundert Stük Vieh auf diesem Wege nach der Hauptstadt zu transportirt werden.

* * *

Sobald man die Grenzen von Champagne verläßt, erheben sich allmählig kleine Hügel, die immer beträchtlicher werden; auch sieht man schon kleine Gehölze. Zwei Lieues vor Bar le Dûc fängt ein ansehnlicher Wald an, der bis an diese Stadt fortläuft. Die Gegend am Wege ist sehr fruchtbar; überall Kornfelder und Wiesen. Kurz vor Bar, das in einem Thal liegt, wird die Gegend romantisch. Lange sanfte Abhänge, mit Weinstökken besezt, bilden einen Paß, an dessen Ausgang die Stadt liegt.

Bar ist sehr niedlich gebaut; die Häuser sind alle von gleicher Höhe, und die Gassen breit und frei.

Uiberhaupt wird der Unterschied zwischen Lothringen und Champagne schon an der Grenze fühlbar; die Städte sind regulair und niedlich gebaut, die Dörfer häufig; Wohlstand, unter alle Klassen verbreitet, ist sichtbar, und in den Städten herrscht ein gewisser Luxus, der, hier wenigstens, eine sichere Anzeige von Uiberfluß ist. Alles Folgen der wohlthätigen Regierung einiger guten Fürsten, und insbesondere des treflichen Stanislaus, dessen Andenken noch izt ieder Lothringer mit einer beredten Thräne segnet.

Bar, die Stadt, hat etwa 8000 Seelen. Der Wein, der hier vortreflich geräth, ist der vorzüglichste Reichthum ihrer Einwohner. Nächst demselben wird der Viehhandel, den die schönen Weiden erzeugen, eine Quelle von Verdienst. Die übrigen unter den merkwürdigen Produkten des Herzogthums sind Holz, Getreide, Wild und Fische. Der Uiberfluß strömt in den Rachen des alles verschlingenden Ungeheuers, der Hauptstadt, deren Bedürfniß alle umliegende Provinzen in Kontribution sezt. So vortheilhaft dies scheinen möchte, so ists doch nicht. Die Konkurrenz der Konsumenten erhöht die Preise der Lebensmittel über das natürliche Verhältniß hinaus, und da die Hauptstadt der reichere Käufer ist, so bleibt der Provinz nur das, was iene nicht mochte. Nicht genug; die Hauptstadt bezahlt nicht einmal in Gelde, sondern in Waaren des Luxus, deren Besiz die Pro-

vinzen unglüklich macht. Es ist dem guten Ton in den Provinzialstädten gemäß, von Kopf zu Fuß mit Kleidungsstükken aus Paris versehen zu seyn, und diese entehrende Ketten sind um so härter, da es das Interesse der Hauptstadt ist, die Mode so oft wechseln zu lassen als möglich, und da es ihr frei steht, den Preis ihrer Waaren bis zur Ausschweifung zu erhöhen; woraus man leicht ersteht, daß die Bezahlung, welche die Provinz für ihre Produkte erhält, nur ein eingebildeter Werth ist, der, nach dem Bedürfniß und dem guten Willen der Hauptstadt, steigt oder fällt.

Toul.

Je tiefer man in Lothringen hineinkömmt, desto häufiger werden die Berge und Waldungen. Die Strasse ist lebhaft; es liegen an derselben mehrere wohlgebaute Dörfer und das niedliche Städtchen Ligny.

Wenn man die Hauptstrasse nach Nancy verfolgt, so verläßt man auf eine Weile Lothringen, um das Gouvernement von Toul zu durchstreifen, welches völlig davon eingeschlossen wird. Void ist der erste Flekken in diesem Gebiet. Er wird durch ein Schloß merkwürdig, das man ehedem für unüberwindlich hielt, und welches Ludwig 14. eroberte.

* * *

Toul ist eine lebhafte und nicht schlechtgebaute Stadt. Das Militair macht den größten Theil der Einwohner aus.

—— Wer hätte dies vor zweihundert Jahren möglich geglaubt? Wer glaubt dies noch in England möglich? In den kleinen Städten auf dem platten Lande, und gegen die Grenzen des Reichs zu, ist dies fast beständig der Fall. Der erste Gegenstand, der dem Reisendn am Thor aufstößt, ist ein Soldatenrok und der zweite eine Kutte. —

Die Stadt ist befestigt. Ich gieng in einer guten halben Stunde auf dem Wall um dieselbe herum. Längs den Befestigungswerken, innerhalb der Stadt, sind und werden Kasernen für die Soldaten aufgebaut. — Toul hieß ehedem la dorée, weil ihre Wälle einen vergoldeten Gürtel hatten.

Die Hauptkirche und die schöne massive Brükke über die Mosel sind die einzigen Merkwürdigkeiten der Stadt. — Die Gegend ist lachend und fruchtbar; die Mosel belebt und verschönert das Thal, und die Hügel sind mit Weinreben bekränzt.

Man sieht es den Einwohnern an, daß sie aus deutschem Blute stammen. So wie der Deutsche immer das was er ist, weit mehr ist, als der Franzose, so ist auch der deutsche Katholik zehnmal mehr Katholik als der französische. Das Zeremonial der römischen Kirche wird hier schon weit gewissenhafter beobachtet, als im eigentlichen Frankreich. Fast über alle Thüren findet man die heilige Jungfrau, um das Einschlagen des Blizzes zu verhüten; und mein Zimmer ist mit Heiligenbildern tapeziert. Der König aber hat über die Kasernen keine heilige Jungfrau, sondern Blizableiter sezzen lassen.

Toul theilt sich bekanntlich in Bisthum und Stadt. Uiber ersteres ist der Bischof Herr und der König Souverain. Toul gehörte ehedem zum Gouvernement Mez, welches man le gouvernement des trois éveches nannte.

Nancy.

Der Weg bis hieher ist vortreflich. Man hat Thäler ausgefüllt, um ihn zu ebnen. Zu beiden Seiten sieht man eine Zeitlang Wald und endlich Kornfelder. Hin und wieder an dem Wege werden Steinkohlen gegraben. Kurz vor Nancy steigt man einen hohen steilen Berg herunter, der gerade in die Stadt führt.

Auf diesem Wege begegneten mir zum erstenmal die Marechaussee, ein Korps, das zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit der öffentlichen Heerstrassen errichtet ist.

Heinrich 3. war Stifter der Marechaussee, und der Regent, Herzog von Orleans, verdoppelte im Jahr 1716 ihre Anzahl Ludwig 15. bestätigte die Privilegien dieses Korps, und gewährte demselben neue, unter welchen hauptsächlich dasienige merkwürdig ist, welches den vornehmsten Officiren einen höhern militairischen Rang zusichert, und ihnen verschiedene ansehnliche Vortheile gewährt, welche aus der Ausübung ihrer Geschäfte entspringen. — Izt besteht die Marechaussee aus 3550 Mann, worunter die Ober- und Unteroffiziere mitgerechnet sind. Das vornehmste Kollegium der Marechaussee heißt Compagne colonelle des Marechauſſées, oder la Connetablie.

Alle Kompagnien der Marechaussee sind militairisch und bei dringender Nothwendigkeit bedient sich der König derselben, wie seiner Armee; daher erhalten die Offiziere auch Pensionen aus dem königlichen Schaz und eine Stelle im Invalidenhause, wenn sie zwanzig Jahre gedient haben. Eine grosse Anzahl der Komp gnien, aus denen die Marechaussee besteht, werden auf Kosten der Provinzen, denen sie angehören, unterhalten. So zum Beispiel die Kompagnie von Mez, Toul und Verdün, Flandern, Elsaß, Lothringen und Bar, u. s. w. — Die Kosten dieser Unterhaltung für sämmtliche Provinzen betragen 1,655,872 L. und das Total aller Ausgaben für die Marechaussee 2,977,016 Livres. (Nach Nekker 4 Millionen.)

* * *

Es fällt iedem Fremden ausserordentlich auf, in der Vorstadt von Nancy fast über iede Hausthüre die Worte zu finden: Maison à vendre ou à louer. Selbst in der Stadt führt iedes dritte oder vierte Haus dies traurige Schild.

Nancy ist eine der schönsten Städte Frankreichs. Gerade, breite Gassen, Häuser von gleicher Höhe, schöne Plässe, angenehme Promenaden und prächtige Paläste gewähren ihr diesen ansehnlichen Rang. Der schönste Plaz ist la place royale, der von sieben

prächtigen, symmetrisch gebauten Pallästen eingeschlossen wird, unter welchen das Rathhaus und das Komedienhaus ist. Die vier Ekken dieses schönen Plazzes sind mit eisernen Gegittern von ausserordentlicher Kunst und kostbarer Vergoldung verbunden. Vier prächtige Thore öfnen den Eingang in zwei der ansehnlichsten Gassen, in die Promenade, und in die Allee, die zur Intendance führt. Die leztere Allee, giebt einen der schönsten Anblikke. Die vornehmste Zierde dieses herrlichen Plazzes ist die prächtige Statüe Ludwigs 15., die in der Mitte desselben steht.

La place d'alliance ist ebenfalls von prächtigen Gebäuden eingeschlossen. In der Mitte derselben steht eine der Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich 1756. gewidmete Säule.

Die schöne Promenade, das Rathhaus und die Kasernen sind der Aufmerksamkeit eines Fremden würdig.

Das meiste zur Verschönerung der Stadt hat Stanislaus gethan; er hatte den Plan gemacht, auch die Altstadt von neuem aufzubauen, allein sein, für das Wohl Lothringens allzufrühzeitiger, Tod hinderte dies Unternehmen. Die Könige von Frankreich haben seitdem wenig zur Verschönerung der Stadt beigetragen; indessen sehe ich doch, daß man ein sehr prächtiges Thor aufbaut, welches gewis keine geringe Zierde dieser schönen Stadt seyn wird.

Die Franziskaner Barfüsser Kirche, la Rotonde, ist ein Denkmal Franz I., als er noch Herzog von Lothringen war. Sie enthält unter andern Merkwürdigkeiten das Grabmal Karls des Kühnen.

Nancy hat eine Universität, die aber von keiner sonderlichen Bedeutung ist; ein College de Médécine; eine ansehnliche Bibliothek, die in dem Rathhause aufgestellt ist; und eine gelehrte Gesellschaft, die Stanislaus gestiftet hat, und welche jährlich zwei Preise, ieden von 600 Livres an eingeborne Gelehrte und Künstler austheilt.

Das hiesige Schauspiel ist bei weitem schöner und prächtiger, als das zu Rheims; aber die Schauspieler affektiren den falschen pariser Geschmak.

Blamont.

Man findet in Nancy fast iederzeit Geleg enheit, mit einer Retourkutsche nach Strasburg zu reisen. Ich benuzte diesen Umstand und reiste wohlfeil und bequem.

Der Weg bis Lünneville ist ziemlich gut und die Gegend angenehm. Diese Stadt soll ihren Namen von dem, auf einem nahen Berge gelegenen, Dianentempel haben. Der herzogliche Pallast und die daran stossende Promenade ist sehenswerth, wiewohl man sich nichts ausserordentliches versprechen muß. — Die hiesige Puderfabrik von Kartoffeln ist berühmt.

Blamont ist ein artiges Städtchen. So unvermuthet ich auch in dem Wirthshause ankam, fand ich doch eine vortrefliche Mahlzeit bereit. Man wird, auf dieser Route, durchgehends sehr gut bewirthet, wiewohl man auch theuer bezahlen muß.

* * *

Lothringen hat, so lang es ein besonderes Herzogthum war, das seltne Glük gehabt, von mehreren gütigen und weisen Fürsten nacheinander beherscht zu werden. Stanislaus der Wohlthätige ist der erste unter ihnen. Die Spuren seiner Vaterliebe und Klugheit fallen iedem Reisenden auf, besonders

wenn man aus Frankreich kömmt; und wer wäre nicht Mensch, nicht Kosmopolit genug, um sein Andenken, wie das Andenken eines wohlthätigen Engels, zu segnen?

Die nachbarlichen Berge machen die Luft kalt und gesund; daher die Lokalbemerkung des Herrn Reichardt*: „Bei Benamenil wird das Klima merklich milder„ — überaus lächerlich ist. Einmal wird es schon an sich lächerlich, bei einer gewissen Stadt oder in einer bestimmten Gegend mit einemmal ein milderes Klima wahrnehmen zu wollen; und dann ist das Klima von Lothringen, aus leicht einzusehenden physikalischen Ursachen, viel kälter als das der Länder ienseit des Rheins. Eine Bemerkung, die sich nicht nur auf meine zweimalige Erfahrung**, sondern auch auf geographische Gewisheit stüzt.

Die Fruchtbarkeit des Landes zeigt sich hauptsächlich in Korn, Früchten und Wein; die Waldungen geben Wild. Das Voghesische Gebirge liefert izt nicht mehr so viel edle Metalle und Steine; vielleicht, weil man es vernachlässigt hat. Man gräbt indessen izt eine gewisse fossile Materie, die ein merkwürdiger Zweig des Erwerbs geworden ist, weil man sie auf mannigfaltige Art zu Vasen und Gefässe verarbeitet.

* In seinem Handbuch für Reisende.

** Als ich durch Lothringen zurükkehrte, fand ich noch keine Gartenfrucht eßbar, ob ich schon zu Paris Aprikosen gegessen hatte und im Elsas und den Rheingegenden alle Gattungen von Obst in voller Reife vorfand.

Zabern.

Die grosse Heerstrasse führt durch Saarburg und Pfalzburg. Beide Städte liegen schon im Elsas. Die Principauté de Phalsbourg hängt in Justiz- und Finanzsachen vom Gouvernement de Metz, und in militärischen und geistlichen Sachen von Elsas ab. — Die Stadt Pfalzburg ist auf einer Höhe der voghesischen Gebirge erbaut und durch Vauban befestigt.

Je weiter man in den Elsas kommt, desto häufiger werden die Berge. Ich ließ die größten derselben, die ich auf meiner ersten Tour durch den Elsas durchreist hatte, zur rechten liegen und verfolgte die grosse Hauptstrasse.

Die Einwohner, selbst auf dem platten Lande, verrathen ihre Nation durch Reinlichkeit, Kleidungsart und gutes Aussehn. Die französische Sprache ist ganz und gar nicht mehr die Sprache des gemeinen Manns.

Das Land ist herrlich angebaut, und gleicht einem grossen Garten. Wohlhabenheit ist sichtbar. Ein Dorf kettet sich an das andere und den Zwischenraum füllen Gärten und Felder.

Der Weg von Pfalzburg bis Elsaszabern geht fast immer bergab. Der schöne Strassendamm,

der sich um den grossen Berg herumschlängelt, heißt der Zaberersteg. Er ist mit ungeheurem Aufwand zu Stande gebracht, und erregte bei seiner Erbauung so viel Interesse, daß sogar die Damen in Paris spiralförmige Ketten, unter der Benennung: à la montée de Saverne trugen.

Ich gieng ein wenig ins Gehölz hinein, um den berühmten Felsen zu sehen, von welchem Ludwig 14. herunter gesprengt seyn soll. Der Fußsteig führte durch enge Gänge, die Gewölben glichen. Ich fand häufig eherne Tafeln in die Felsenwände gelegt, die grossentheils Denkmale merkwürdiger Lokalbegebenheiten waren. Der Felsen, von welchem Ludwig zu Pferde herunter gesprengt seyn soll, ist so ausserordentlich hoch, und die Stelle des Falls so jäh und scharf, daß man sogleich gezwungen ist, die ganze Sage für Fabel zu erklären. Die Spuren der zwei Hufeisen beweisen übrigens nichts. — Die ganze Szene, wo dieser Vorfall sich zugetragen haben soll, ist entzükkend für eine schwärmende Anachoretenseele.

Der Boden ist durchaus Fels. Man hat mit unsäglicher Mühe Gleise in denselben gehauen, weil man der Forstbenuzzung wegen, tief in den Wald zu fahren genöthigt ist.

Als ich wieder auf den Steg zurükkehrte, hatte ich einen der herrlichsten Anblikke von der Welt. Vor

mir lag das schöne Elsas, wie ein grosser Garten; unter meinen Füssen weg schlich sich der Strassendamm fort, der schnekkenartig um den Berg herumkroch, und unter mir, in grauer Entfernung, lag das Städtchen Zabern im Thale. Um die schönen Empfindungen, die dieser maiestätische Anblik in mir erwekt hatte, so lang es möglich zu erhalten, gieng ich den übrigen Theil des Berges zu Fuß in die Stadt hinein.

* * *

Zabern oder Saverne ist minder merkwürdig durch sich selbst, als durch den berühmten Kiosk des unglüklichen Kardinals Rohan von Guemene. Ich eilte sogleich in denselben, und fand gleich am Eingang des Gartens einen prächtigen, obwohl unvollendeten, Pallast, dessen Erbauung, seit der Beendigung des Prozesses, sehr emsig fortgesezt wird. Er ist völlig nach dem Muster des Palais royal in Paris angelegt und verdient in ieder Rüksicht, prächtig genannt zu werden. Vor dem Pallast ist ein weitläufiges Parterre d'Eau, welches sich mehrmal in kleinen Wasserfällen herabstürzt, und in der Mitte von zwei schönen Alleen über eine halbe Lieue fortläuft. An dem andern Ende dieses Kanals, und also dem Pallast gerade gegenüber, steht der Kiosk, der wenig ausserordentliches hat und einmal seinen Ruf nicht ganz verdient. Was mir ihn aber vorzüglich merkwürdig machte, war die unvergleichliche Aussicht,

die man von der Spizze des Thurms über die umliegenden Berge hat, auf denen Kultur und Ruinen in malerischer Unordnung gruppirt sind.

Hungrig und müde kehrt' ich nach Zabern zurük. Da mein Kutscher mich schon vorher von der Gewissenhaftigkeit der Elsasser benachrichtigt, und ich mich mit Fleischspeisen versehen hatte, so verlangte ich nur, daß man diese zurichten sollte. Die Religiosität meines Wirths gieng so weit, daß er sich auch dies zu thun weigerte. Ich schränkte daher meine Forderung auf ein wenig geschmolzene Butter ein, die ich über meine gebratene Hühner giessen wollte. Nach einigem Bedenken fand mein Wirth endlich, daß dies seiner Seligkeit keinen Eintrag thun würde.

Wie sehr sticht diese Gewissenhaftigkeit mit der Bereitwilligkeit ab, mit welcher die Gastwirthe im eigentlichen Frankreich ieden Fremden an Festtagen mit der Frage empfangen gras ou maigre, Monsieur. ?

Zu meinem Trost war aber weder der edle Champagner, noch der stärkende Elsasser an Festtagen zu geniessen verboten.

Strasburg.

Von Zabern bis Strasburg fährt man unaufhörlich zwischen Gärten und Felder fort. Ich frühstükte in einem Dorf, an der Heerstrasse, das sich durch Wohlhabenheit sehr von vielen andern auszeichnete. Mein Wirth war ein Mann von dreissigtausend Gulden.

Ich war nicht lange weiter gefahren, als ich schon den Münster erblikte. Ich grüßte ehrerbietig den alten Bekannten und freute mich auf sein Wiedersehn.

Zwei Tage bracht' ich zu, Erkundigungen, über Gegenstände, die mir interessant schienen, einzusammeln und gesammelte zu berichtigen. Das Resultat meiner Bemühungen habe ich meinen Lesern schon zu Anfange meiner Erzählung vorgelegt.

Freund Salzmann war verreist. Ich wußte also weiter keine Seele in dieser Stadt, der an meinem längern Aufenthalt etwas gelegen gewesen wäre.

Wenn die Diligence schon besezt ist, und sich noch zwei Reisende zur Beförderung melden, so erhalten diese einen Nebenwagen, da sie denn so gut als mit Extrapost fahren, obwohl sie nur das gewöhnliche Postgeld bezahlen.

Es gehen wöchentlich zwei öffentliche Postkutschen von Strasburg nach Deutschland; die eine nimmt den Weg über Kehl, Rastadt, Karlsruh, u. s. w. und die andere fährt immer längs dem Rhein im Elsas fort, und geht alsdann über Speyer nach Mannheim. Ich nahm meinen Plaz in der leztern, wobei ich mich um so besser befand, da ich jene Reise über Karlsruh schon gemacht hatte und nun noch einen ansehnlichen Theil vom Elsas zu sehen bekam.

Ein schöneres Land läßt sich nicht leicht denken, als diese fruchtbare Provinz. Eine Reise durch dasselbe ist mehr eine Lustfahrt, wo Mannigfaltigkeit und Schönheit der Gegenden, Fruchtbarkeit des Bodens und Wohlhabenheit der Einwohner dem Reisenden fast alle Augenblikke den Ausruf abnöthigen: wer möchte hier nicht Hütten bauen!

Wir fuhren über G a m b e r s h e i m, D r u s e n h e i m und B e i n h e i m. Zwischen den zwei lezten Orten hat der Rhein das Stük Land, worüber ehe-

dem die Chaussee hinlief, so weggerissen, daß diese Stelle izt in der Mitte des Flußbettes liegt. Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des Rheins, daß er seine Ufer heimlich untergräbt, wodurch er unsäglich viel Schaden stiftet. Wir fuhren dicht neben seinem Ufer hin und mußten über die fürchterlichen Wirkungen dieser Eigenschaft erstaunen. Wenn die Erde unten weggespült ist, so stürzt der obere Theil des Ufers ein, daher ganz ausserordentliche Hölungen und Klüfte entstehen. Der Weg am Ufer hin ist daher auch so unsicher geworden, daß es verboten ist, auf demselben zu fahren. Man sieht Stellen weggerissen oder eingestürzt, über welche man noch vor wenigen Tagen sicher wegfahren konnte.

In Lauterburg speisten wir zu Mittage. — Ich habe schon oft darüber nachgedacht und mich gefreut, wie der Handel und seine Quelle, das vermehrte Bedürfniß, alle Völker des Erdbodens mit einander verbindet und zu wechselseitigen Besuchen ermuntert. Heute hatte ich das Vergnügen, Leute von mehreren Nationen brüderlich an einem Tische speisen zu sehen. Die Gesellschaft bestand aus drei Russen, einer Holländerin, einem Teutschen, einem Franzosen, einem Schweizer, einem Italiener, einer Strasburgerin und einem Mann aus Avignon. Hier fand kein Nationalhaß, kein politischer Neid, keine Religionsverfolgung statt; die gemeinschaftliche Reise,

das gemeinschaftliche Interesse ward ein allgemeines Band für die kleine Republik und zwang iedem Einzelnen Gefälligkeiten ab, deren er ebenfalls bedurfte.

Unser fernerer Weg gieng über Rheinzabern nach Germersheim, dem ersten Städtchen auf deutschem Grund und Boden. Wenn ich dies nicht schon gewust hätte, so würde ich es doch an der Langsamkeit der Besorgung, an der schlechten Beschaffenheit der Wege und an dem Mangel der Pferde gemerkt haben.

Troz dieser kleinen Unbequemlichkeiten — wie klopfte mein Herz, als ich zum zweitenmal in meinem Leben — vielleicht zum leztenmal!! — das liebe deutsche Vaterland an seiner Grenze begrüßte.

* * *

Ich hatte mit der französischen Grenze auch den Elsas verlassen, nicht ohne traurige Empfindung, diese schöne Perle aus Deutschlands Krone gerissen zu sehen. — Welch ein Land! Mit wie viel Entzükken sah ich unsern Wagen durch die hohen segensreichen Aehren rollen, die sich freundlich zu uns herüber beugten und uns einzuladen schienen, sie zu bewundern. Manchmal freilich kamen wir auch durch Gegenden, die minder entzükkend und minder fruchtbar waren, wie ich denn überhaupt nicht den schönsten Strich des Elsas durchreist bin, welches wohl der, an

die Schweiz grenzende, seyn möchte, so wie die Gegend zwischen der Ill und dem Rhein die am mindesten fruchtbare ist. Die Nähe des Rheins schadet seinen Ufern und den nahegelegenen Gegenden überaus, denn seine Uiberschwemmungen bedekken sie mit einem dürren unfruchtbaren Sande.

Dies schöne, segensreiche Land zieht nicht allen Vortheil aus seinem natürlichen Reichthum und aus seiner Lage, den es daraus ziehen könnte. So gelegen zum Handel und fruchtbar der Elsas auch ist, so schränken sich die Einwohner doch nur auf den Absaz einiger Lebensmittel und auf den Kommissionshandel ein. Holland, die Schweiz und die Pfalz sind Käufer ihrer Produkte, und auch der König zieht einen grossen Theil der Provision für seine Truppen aus dem Elsas.

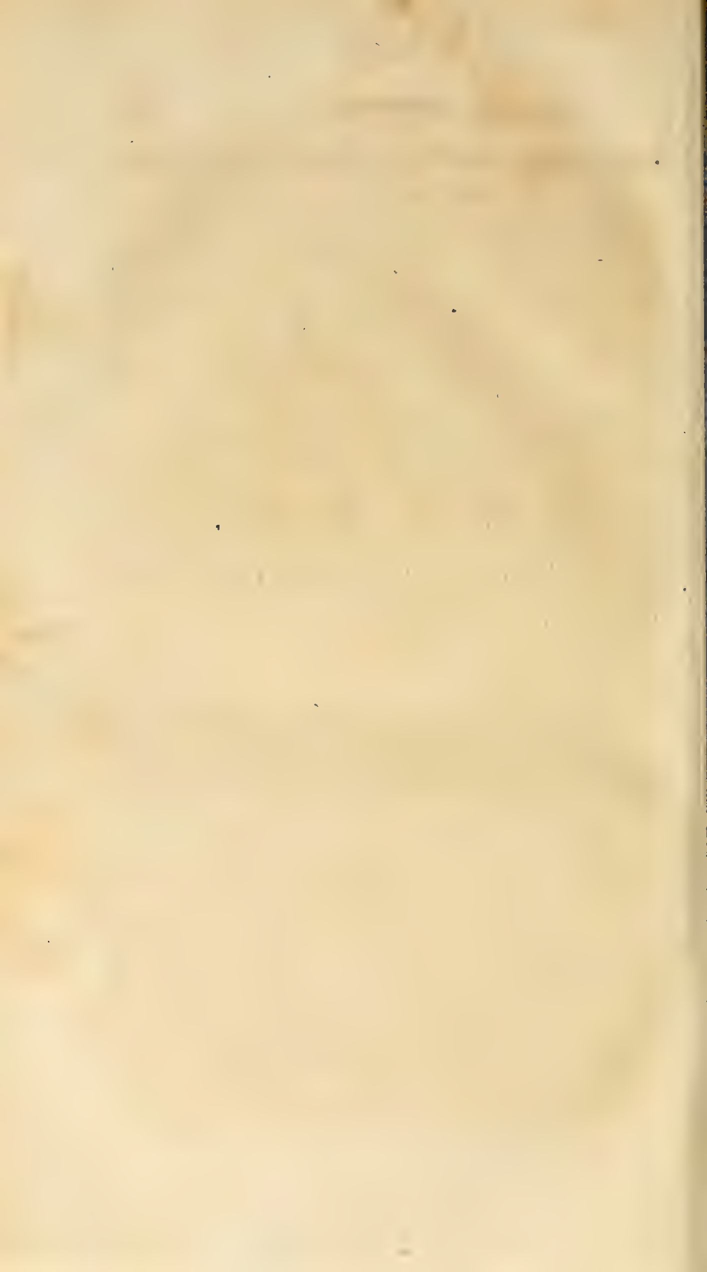
Der Handel wird durch die vortreflichen Chausseen ungemein erleichtert. Die Schiffahrt auf dem Rhein ist sehr gefährlich; man wendet aber so viel Vorsicht an, daß selten Schaden geschieht. Die Ill wird von Kolmar an schifbar und fällt zwei Meilen unter Strasburg in den Rhein.

Man kann nie zu einer sichern Kenntniß von dem Betrage und der Bilanz des Handels gelangen, da die Stadt Strasburg, vermöge sehr alter Privilegien, das Recht hat, daß ihre Kaufleute die Waaren nur nach dem Gewicht, nicht aber nach der Beschaffenheit, angeben dürfen.

Zwei interessante Produkte des Rheins sind seine krystallartigen Kiesel und seine Goldkörner. Leztere enthalten zwar ein sehr reines Gold, aber sie sind sparsam. Die Stadt Strasburg gewinnt von einem Distrikt von 4000 Schritten kaum fünf Unzen. Die grosse Reinigkeit des Rheingoldes hat das strasburger Roth (vermeil) so allgemein beliebt gemacht.

Die wasgauischen Gebirge sind die vornehmste Zierde des Elsas. Sie werden äusserst romantisch durch die vielen Einsiedeleien, Klöster und Grotten, die meistentheils schon Ruinen sind. Der Berg des heiligen Ovidius neben einem schönen Thal bei Ebenheim ist reich an Quellen, Getreide, Wein und Früchten. Von seinem Gipfel soll man das Brisgau, die Pfalz und den Jura sehen. Troz der pittoresken Wildniß sind die Hügel und Thäler des Wasgau mit Weinbergen und Fruchtfeldern besät, die auf eine reizende Art mit Wäldern und Schreknissen wechseln. Dies Gebirg trägt über fünfzehnhundert und sechzig Pflanzen, die der Heilkunst oder den Tafeln der Lekker zinsbar werden.

Anhang.



Wenn die Pflicht des Reisebeschreibers ihn auffordert das Detail seiner Bemerkungen so darzustellen, daß sie wahr, treu und der Natur der Sache angemessen bleiben, so ist er nicht minder berechtigt, aus der ganzen Summe seiner Beobachtungen Resultate zu ziehen, die den Leser desto eher in Stand sezzen, die Aechtheit iener Angaben zu prüfen, und wo es nöthig ist, zu berichtigen. Jenes wird um so eher erreicht, ie mehr der Reisebeschreiber seine Erzählung simplifizirt, ie darstellender er wird und ie mehr er es dem Leser erleichtert, nach den gegebenen Datis, selbst zu beobachten und zu schliessen. Dies kann nur da statt finden, wo die Gegenstände der Bemerkungen zu groß, zu mannigfaltig und diese unter sich allzu heterogen sind, als daß sich das iedesmalige Resultat dem Auge des schwächern Beobachters darbieten dürfte.

In diesem leztern Fall bin ich am Schluß meiner Reisegeschichte. Ein Land, das in ieder Rüksicht das glüklichste und das unglüklichste genannt zu werden verdient; Provinzen, die, in Hinsicht auf ihre bürgerliche Verfassung, ihren Nationalgeist und ihre Kultur, so mannigfaltige und oft entgegengesezte Bemerkungen liefern; eine Regierung, die sich von ieher

durch ihre feine Staatskunst und das unsichtbare Geweb' ihrer Maßregeln berühmt machte; ein unzählbares Heer von Volksvorrechten, die sich entweder unter einander selbst aufreiben, oder durch den alles vermögenden Wink, vom Throne herab, zernichtet werden — was für unendlichen Stoff liefern diese Gegenstände nicht der Beobachtung!

Nicht alle sind der Vorwurf meiner Feder. Nur Einer derselben, in seinem ganzen Umfang erschöpft, wäre das Werk eines iahrelangen Fleisses und der Inhalt mehrerer Bände. Ich begnüge mich, den Umriß einiger der merkwürdigsten unter ihnen zu zeichnen. —

Das europäische Publikum ist nicht Vieh, wie das afrikanische; es ist nicht mehr Kind, wie im Mittelalter. Immer noch betet es seine Führer, seine Vormünder an; aber es will, es soll im Geist und in der Wahrheit anbeten. Und um das zu können, muß es nicht bloß fühlen, daß es regieret wird, sondern wissen, wie es regieret wird.

Schlözer.

In iedem Lande hat die höchste Gewalt ein Gegengewicht; ohne dies würde ihr schwerer Arm das Volk zerschmettern. Selbst der unbeschränkteste Despotism ists weniger, als man glaubt; der hohen Pforte Selbstherrscher zittert vor dem Säbel der Janitscharen, und oft erschüttert des Pöbels elendester Auswurf den Thron. Nicht immer sind's Vorrechte, Freiheiten, Habeaskorpus Akten, oder Volsgewalt und rebellirende Knechte; oft liegt in der Einen Wagschale Szepter und Kron' und ein Heer von Hunderttausenden, und in der Andern — eine Sitte! Ja mehr als einmahl hat ein Vorurtheil den Thron erbaut und befestiget; mehr als einmal hat ein Vorurtheil den Fürsten gestürzt und den Thron niedergerissen.

Einem gültigen Erfahrungssaz zufolge gewinnen die Sitten um so mehr an Herrschaft und Gewalt, ie mehr die Gesezze an Ansehen und Würde verlieren und beide Ereignisse sind Wirkungen einer Ursache,

der steigenden Kultur. In eben der Progression, in welcher der menschliche Verstand ausgebildet, verfeinert, geschärft und erhöht wird, in eben der Progression, in welcher Wissenschaft und Künste, Industrie und Betriebsamkeit steigen, wächst auch Luxus und Verschwendung, greift moralisches Verderben um sich, entsteht Betrug und Kabale. Zwar häufen sich auch bei zunehmender Sittenlosigkeit die Gesezze; aber eben ihre Menge wird eine Ursach ihres Falls; Arglist und raffinirende Bosheit finden tausend Mittel, das Spinnengeweb zu durchlöchern, und selbst das blutige Schwerdt des Rächers kämpft ohnmächtig gegen die Hydra. Nichts vermag die Zügellosigkeit eines Haufens zu bändigen, der seine Stärke kennt und den Willen hat, sie zu gebrauchen, als — eine freie Uibereinkunft, nach welcher iedes einzelne Glied der Gesellschaft Richter des Ganzen wird, so wie dies hinwiederum das Tribunal für ieden Einzelnen ist. So entstehen Sitten, Gebräuche, Meinungen, welche theils durch den besondern Schwung des Zeitalters, theils durch den Geist der Nationen individualisirt werden; iene geben alsdann die Sitten des Jahrhunderts, so wie diese die Nationalsitten. 1)

1) Es bedarf wohl schwerlich der Erinnerung, daß ich hier das Wort Sitten nicht im moralischen Sinn nehme. In der Bedeutung, in welcher ich es brauche, ist es Synonym mit den Wörtern Gebräuche, eingeführte Gewohnheiten, Volksmeinungen, und in diesem Fall

Es scheint beim ersten Uiberblik wunderbar, daß blosse Meinungen soviel über einen rohen Haufen vermögen, der ieder Gewalt Troz bietet, und der kräftigsten Uibermacht durch List zu begegnen weiß. Aber diese Meinungen stüzzen sich auf ein Prinzip, das selbst der unkultivirteste Wilde nicht gänzlich verleugnet, und welches die Seele aller Handlungen bei polizirten Völkern wird, auf das Prinzip der Ehre. Oft verkannt und gemißbraucht, oft geschmäht und verdammt, bleibt dies noch immer die mächtigste Stüzze der bürgerlichen Ordnung, ohne welche keine menschliche Gewalt Sicherheit und Ruhe zu erhalten vermögend wäre. Sie wirkt, wie sonst kein Mittel in der Welt, ausser der Religion, geradezu auf den Willen; sie verursacht, daß der Bürger die Schandthat verabscheut, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern weil eine solche Handlung ihn entehren würde. Hier zeigt sich der Vorzug dieses edlern Beweggrundes. Der Bürger, der das Verbrechen aus Furcht vor der Strafe unterläßt, wird es dennoch ausüben, sobald er hoffen kann, den Richter oder die Gesezze zum Stillschweigen zu überreden, oder ihnen seine Handlung zu verbergen, dahingegen der Mann von Ehre

hat es auch nur den Singular. — Wenn Tacitus also von den ehemaligen Deutschen sagt: plus ibi boni mores quam alibi bonae leges; so gebraucht er das Wort Sitten gerade in der entgegengesezten Bedeutung.

nie wissentlich sündigt, selbst wenn er sein Verbrechen mit ewiger Nacht bedekken könnte.

Diese Bemerkungen leiten den Staatsmann auf den Schluß, wie wichtig die Erhaltung, Befestigung und Erhöhung iener Begriffe von Ehre unter dem Volke sei. Mag sich der grosse Hause immerhin verworrene Vorstellungen von den Rechten und Pflichten machen, die aus diesem Grundsaz fliessen, wenn er nur keine falsche Idee unterschiebt, wenn er nur bei seiner Handlungsweise den guten Willen beibehält, nach dem Ruf der Ehre zu handeln.

Unter keiner Nation gilt der Begrif der Ehre mehr, als bei den Franzosen; keine Nation hat sich mehr Mühe gegeben, ihn zu entwikeln und reinigen, und bei keiner Nation hat das Volk dunklere Vorstellungen davon. Das Prinzip der Ehre ist die grosse Triebfeder aller Handlungen in diesem Lande. Nirgend finden sich mehr Sitten, Gebräuche, Meinungen, Gewohnheiten und Moden a) als bei den Franzosen, und nirgend ist ihre Herrschaft strenger als hier. Man kann wohl die Gesezze übertreten und ein ehrlicher Mann bleiben, aber eine Sünde wider die Sitten wird durch den Verlust der Achtung des Publikums geahndet. Der König sowohl

a) Wenn ich in unserer Sprache ein Wort für manières wüßte, so würde ich auch dies mit hinzugesezt haben.

als der Geringste im Volk ist diesen einmal angenommenen Gesezzen unterthan, iener in gewissem Verstande unendlich mehr, als irgend ein Bürger.

Das ist denn auch das grosse Ressort, welches die Bemühungen des Despotismus entgegen wirkt und die Elasticität des Staatskörpers erhält. Eine Verfassung, die in einem andern Lande, bei andern Sitten in grenzenlosen Despotismus ausarten würde, bleibt hier in den Schranken des angemessensten Verhältnisses, über welche hinaus kein Schritt gewagt werden darf, ohne die Seele des Ganzen zu verwunden. Mancher Unwissende schaudert, wenn er sich Wirkung und Gegenwirkung denkt; aber diese Furcht ist unnüz *solange die nämlichen Sitten*, so lange die Natinalprinzipien bestehen, und kann nur dann erst gerecht werden, wenn man sieht, daß die Bemühung des Hofes, *andere Sitten*, andere Prinzipien in Gang zu bringen, gelingt, oder wenn der Nationalgeist iemahls von selbst einen andern Schwung zu nehmen versucht würde.

Hier schließt sich dem Forscher ein grenzenloses Feld zu Beobachtungen auf. War die Veränderung, die der Geist der Nation seit einigen Jahrhunderten genommen hat, absichtlich bezwekt, oder zufällig? war sie Erfolg der planmässigen Bemühungen Ludwigs des Eilften und seiner Nachfolger, oder eigner Schwung der Nation? war das Feudalsystem eine Krise, die der Nationalgeist erlitt, und nach welcher

er sich einen neuen Weg bahnte, 3) oder gelang die darauf folgende Umbildung der Verfassung nur durch die glükliche Benuzzung des rechten Augenbliks? Alles Fragen, die uns auf dem Wege unserer Untersuchung begegnen, denen wir aber, um nicht allzuweitläuftig zu werden, zum Theil ausweichen müssen.

Eine kurze Uibersicht des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Volk und Herrscher wird uns den Werth jenes Nationalsinns kennen lehren, den die Patrioten so ernstlich zu erhalten streben, und den die fortdaurenden Bemühungen des Despotismus so ernstlich zu vernichten suchen. Frankreich hat keine andere Schuzwehr für die Rechte und Freiheiten des Volks; alle die hohen Tribunale der Nation, denen die Erhaltung derselben übertragen ist, sind Geschöpfe der königlichen Gewalt, ohne Leben, ohne Wirkung, sobald sie sich wider die Quelle ihres Ursprungs aufzulehnen erkühnen. Es war nicht die Nation, nicht das gesamte

3) Unstreitig; der ewige Kampf zwischen der Uibermacht, die stets nach Vergrösserung, und der Freiheit die stets nach Befreiung von ihren Fesseln strebte — in dem blühenden Mannesalter des menschlichen Geschlechts — mußte eine Krise für dasselbe werden, und wards! Einerlei in ihrer Quelle und so mannigfaltig in ihren Wirkungen, wurde sie der Grund aller heutigen Staatsverfassungen, deren unendliche Verschiedenheit bloß durch den verschiedenen Ausgang bestimmt ward, den jene politische Krankheit bei jedem einzelnen Volke nahm.

samte Volk, das dem Könige die Grenzen seiner Gewalt vorzeichnete und sich durch Anstalten, von Volkssinn erzeugt und belebt, gegen dereinstigen Mißbrauch geheiligter Vorrechte zu sichern suchte; es war der gute Wille des Monarchen, der dem armen Volk den Schatten eigner Verfassung schenkte. Dieser Ursprung verleugnet sich nie; der Geist der Stiftung schwebt über dem Parlament, wenn es einmal wagt, die engen Grenzen seiner Bestimmung zu durchbrechen; er droht mit Vernichtung, und erfüllt seine Drohung, wenn das Volk dazu schweigt.

Erschöpft von den Stürmen innerlicher Unruhen, die eine Folge der Feudalverfassung waren, ließ sich der edlere Theil des Volks den Szepter willig aus den Händen winden, den er sich ferner zu behaupten nicht getraute. Nach einer so fürchterlichen Epoche war dem Staat nichts nothwendiger, als Ruhe; dies war die Lokspeise, die man den Lehnbesizzern anbot und welche sie um so begieriger aufnahmen, da ieder Einzelne nach Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung seufzte. Glüklicher Weise für den Thron gab es eben damals ein kräftiges Mittel, die Alleinherrschaft zu befestigen, der Monarch hob die Leibeigenschaft auf und errichtete Städte, in welche die Knechte nur flüchten durften, um frei und Bürger des Königs zu werden. So entstand die Mittelklasse, die man in Frankreich la roture nennt; sie ward ein

mächtiger Anhang der königlichen Gewalt, durch welche sie sich nur erhalten konnte.

Nichts war natürlicher, als daß die Nation eine Verfassung lieb gewinnen mußte, bei welcher sie sich so viel besser befand, als bei den gesezlosen Einrichtungen des Lehnwesens. Bürgerliche Ruhe und Erhöhung des gesellschaftlichen Wohlstands waren die ersten und sichtbarsten Folgen der Staatsveränderung Statt des barbarischen Zweikampfs ward ein ordentliches gesezliches Verfahren eingeführt, wodurch zugleich das Ansehen des Throns befestigt und der Grund zu den merkwürdigen Tribunalen gelegt wurde, die noch izt unter dem Namen der Parlamenter bestehen. Wie konnte man iemals hoffen, daß diese Institute, die nur von der königlichen Gewalt ihr Daseyn erhalten hatten und sich nur in eben dem Verhältniß ausbreiteten und fester gründeten, als die Autorität des Monarchen gewann, einst die Sprecher des Volks, die Vertheidiger seiner Rechte werden würden? Ein wichtiger Schritt zur Polizirung Frankreichs und zur Garantie der politischen Freiheit war die Fixation des Parlaments zu Paris, und eben diese Epoche bezeichnet die völlige Wiederherstellung der königlichen Autorität. 4)

4) Der heilige Ludwig war der erste Stifter des Parlaments. Er berief, zur Entscheidung der Händel, Richter, (jugeurs) deren Hauptrequisit Unpartbei-

Bald gewann dieser Sprößling der königlichen Macht Stärke genug, um seinem sich immer weiter verbreitendem Stamme Troz zu bieten. Vor Ludwig dem Heiligen hatte der Staat keine Archive; Verträge, Gesezze und Verordnungen waren dem Gedächtniß übergeben, und ihr Daseyn pflanzte sich durch mündliche Ueberlieferung fort. Dieser Monarch fühlte die Mängel einer solchen barbarischen Einrichtung und errichtete die chambre des comptes zu Paris. Ihre Entstehung machte eine wesentliche Veränderung im Parlament nothwendig; die Befehle des Königs und seines Conseils mußten diesem Gerichtshofe in

lichkeit war, (gens qui ne feront mie des parties) und die den königlichen Rath (conseil du roi & de ses vassaux) ausmachten. Ihre Anzahl war unbestimmt (gens suffisans) und sie hatten jährlich nur zwei ordentliche Sizzungen. Dieser Rath folgte dem Könige, wohin er gieng und man findet eine Sizzung datirt aus dem Lager vor Tunis, wohin Ludwig der Heilige einen Kreuzzug gemacht hatte. Die ersten Einrichtungen dieses Parlaments (Parlement du roi) wie es am häufigsten genannt wurde, sind in den Etablissemens de S. Louis enthalten.

Schon von dieser Epoche sagt ein französischer Publicist: C'est à cette époque du regne de S. Louis que le rétablissement de l'autorité royale devint sensible. — Unter Philipp dem

Abschrift übergeben werden, welchem es oblag, das neue Gesez dem Volk bekannt zu machen, und über dessen Befolgung zu w..chen. Er hatte zugleich das Recht, dem Könige über die etwannigen Mängel desselben Vorstellungen zu thun, ehe er es in die Sammlung der Reichsgesezze eintragen ließ. So entstand die höchst merkwürdige Gerichtsform, welche man die Registrirung im Parlament (l'enrégistrement en Parlement) nennt, und welche dazu dienen soll, den Monarchen auf die Inkonvenienzen seiner Befehle aufmerksam zu machen. Izt hatte die Nation ein Mittel in Händen, mit welchem sie, in kritischen Zeiten, der königlichen Gewalt das Gleich-

Schönen ward das Parlament, das nun schon völlig von dem Rath (conseil) des Königs abgesondert bestand, zu Paris fixirt. Die wichtigen Folgen dieser Begebenheit wurden bald sichtbar. Das Parlament zu Paris ward nun das höchste Tribunal des Königreichs, souverain für die Domainen des Königs, und nur der höchsten königlichen Autorität unterworfen; für die Parlamenter der grossen Vasallen war es die lezte Instanz im Appellationsfall. Diese besondern Parlamenter der Vasallen wurden nachher allmählig zu Provinzialparlamentern erhoben, als die Könige die Lehnverfassung zerstörten und die grossen Lehne mit der Krone vereiniaten. — So bildeten sich und wuchsen die Gerichtshöfe des Königreichs in beständigem Verhältniß mit der Ausbreitung der königlichen Gewalt.

gewicht halten konnte. Sie unterließ nicht lange die Wirksamkeit desselben zu prüfen.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts wagte das Parlament es zum erstenmal, sich den Befehlen des Königs zu widersezen. Ob nun zwar dieser Widerstand fruchtlos war und das Parlament sich doch endlich gezwungen sah, dem Willen des Monarchen zu gehorsamen, so hatte es doch seine Kräfte gebrauchen gelernt und fühlte sich stark genug, bald nachher, bei einer abermaligen Widersezzung, die den nämlichen Erfolg hatte, am Schluß des Edikts die Worte hinzuzusezzen: enregistré par l'ordre & l'exprès commandement du roi, plusieurs foi réitéré. Dies war schon ein wichtiger Schritt weiter; die Formel mißfiel — und blieb stehen. Ein Jahrhundert später waren die Protestationen des Parlaments schon so nachdrüklich, daß sie den Sieg gewannen und der König nachgab. Während der Religionskriege und innerlichen Zwistigkeiten, die Frankreich später hin verheerten, kam endlich ein Grundsaz auf, welcher, mit gehörigem Nachdruk behauptet, das vollkommenste Gegengewicht der königlichen Autorität hätte werden können. Man suchte bei dem Volk die Idee herrschend werden zu lassen, daß die Parlamenter nur ein Inbegrif der drei Stände des Königreichs wären, und daß sie die Macht besäßen, die Promulgationen der königlichen Edikte zu verzö-

gern, ia sogar diese selbst abzuändern und zu unterdrükken.

Bei dieser Periode in der Geschichte der Parlamenter wollen wir einen Augenblik verweilen. Es ist der Zeitpunkt ihrer höchsten Uibermacht; 5) schneller, als sie hinanklimmten zum Gipfel, stürzten sie wieder in ihre alte Ohnmacht zurük. Ein neues glänzendes Phänomen zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich; glänzender in seiner Entstehung, aber auch eben deswegen kürzer von Dauer.

Während das Parlament durch die Nachgiebigkeit und Schwäche des Throns zu einer undankbaren Grösse hinanwuchs, hatte sich eine Nationalversammlung gebildet, welche eigentlich schon in den frühern Zeiten der Monarchie ihren Ursprung fand. 6) Seit der Errichtung der Mittelklasse war dieser Kongreß aus den drei Ständen des Königreichs zusammengesezt; auch führte er den Namen der versammleten Stände des Königreichs (états-généraux du royaume). Der Gegenstand seiner Berathschlagungen war die Thronfolge, das Steuerwesen und

5) Histoire des anciens Parlaments de France p. le Comte de Boulainvilliers.

6) Schon unter den Merovingern und nachher unter den ersten Karolingern wurden iährliche Nationalkongresse, unter dem Namen der März- und Maifelder, gehalten.

die Verbindung der Nation gegen die gewaltsamen Anmassungen des römischen Hofes. Bei einer zwekgemässern Konstitution und mit mehr Ordnung hätte diese Nationalversammlung überaus wohlthätig für das Land werden können; so aber lehrte sie auch an ihrem Beispiel, daß die Stimme des Volks nicht allemal der richtigste Wegweiser in Nationalangelegenheiten sei. Unter Heinrich 4. giengen die Stände gar so weit, daß sie die gänzliche Verwaltung der Finanzen an sich ziehen wollten; aber sie sahen sich bald hernach genöthigt, den König um die Entledigung von einer Bürde zu bitten, die für einen so grossen und unregelmässigen Körper allzuschwierig war.

Man sieht indessen mit Vergnügen, wie achtungsvoll die Könige diesen Repräsentanten des Volks begegneten und wie sorgfältig sie ieden Anschein einer willkührlichen Macht zu vermeiden suchten. Dies Betragen äusserten sie hauptsächlich bei Finanzsachen und Auflagen; ihre Befehle hierinn waren eigentlicher Bitten; die Widerspenstigen wurden durch Gründe und gute Worte zu ihrer Pflicht zurükgewiesen.

Ein solches Institut konnte auf Frankreichs Boden nicht gedeihen. Troz der beständigen Widersezlichkeit gegen die Eingriffe des Königs half es den Beschwerden des Volks nicht im mindesten ab. Die Folgen eines so ungleichen Kampfs arteten in

d'opposition & des protestations) habe; man Aufruhr und bürgerliche Unruhen aus, bei welchen sich die Könige immer am besten befanden. So sehr die Monarchen diese Versammlung, und in ihr, das Volk, schonten, so war dies doch nur eine Lokspeise, durch welche sie sich unbesorgt fangen ließ. Jamais on ne fit assemblée générale des trois états en cette forme, sagt Pasquier, sans accroître les finances de nos rois, à la diminution de celles du peuple. — Unter Ludwig 13. im Jahr 1614 ward die lezte Nationalversammlung gehalten.

So blieb also der Nation nichts als das Parlament zum Schuz der bürgerlichen Freiheit und des Eigenthums. Und selbst dieser lezte Schuz, wie unkräftig war er! Die Könige hatten frühzeitig den raschen Fortgang des Parlaments bemerkt, hatten bemerkt, daß es schon anfieng, seines Ursprungs uneingedenk und seiner Bestimmung ungemäß, sich auf die Seite des Volks zu neigen, um der königlichen Gewalt das Gegengewicht zu halten. Durch List und Klugheit führte man es nun in seine alten Schranken zurük; man prägte dem Volk den Grundsaz ein, daß das Parlament, seiner Konstitution zufolge, nur das Recht der unterthänigsten Vorstellungen (droit des humbles remontrances & des représentations) nicht aber das Recht der Widersezlichkeit (droit

achtete aber selbst der Vorstellungen nicht; man drang mit Gewalt durch, und das Parlament, einmal besiegt, wagte keinen neuen ernstlichen Versuch mehr, sein verlornes Ansehn wieder zu erhalten. Was aber unendlich mehr fruchtete, als alle diese Maßregeln, war die neue Bestimmung der Gerichtsbarkeit des Konseils. Dieses Kollegium, welches ursprünglich Einen Körper mit dem Parlament ausgemacht hatte, war beständig bei der Person des Königs und auf das innigste in das Interesse des Hofes verwebt. Die Befehle, die der König seinem Parlament zur Bekanntmachung zuschikte, waren in dem Konseil berathschlagt und ausgefertigt; iede Widersezlichkeit des Parlaments war also eben so gut eine Wunde für die Autorität des Konseils als des Königs. Dies bildete natürlicher Weise zwei Partheien, auf deren Einer der König und sein Konseil, und auf der Andern das Parlament stand. Bei den fernern Forschritten dieses leztern und da die Künheit seiner Vorstellungen dem Hofe furchtbar zu werden anfieng, schenkte der König dem Konseil solche Vorrechte, die die Gerichtsbarkeit des Parlaments nothwendig einschränken mußten und nur erst alsdann, als dies keine Besorgnisse mehr erregen konnte, gab man den vielfältigen Vorstellungen desselben Gehör und bestimmte die Grenzen des Konseils. Zufolge dieser neuen Bestimmung, die es ganz auf den Fuß seiner Entstehung zurükführen sollte, erhielt es die Entscheidung über

alle Fälle, welche der König seiner Autorität vorbehalten hat. 7)

Die fernere Geschichte der Parlamenter giebt ein lehrendes Beispiel, wie wenig alle Kräfte des Patriotismus gegen den Geist der Despotie vermögen, wenn er einmal Wurzel gefaßt hat. Unsicher in ihrer prekairen Existenz und eingeschränkt in ihren Wirkungen lebten sie einige Jahrhunderte fort, ein Schattenbild ihrer ehemaligen Grösse. Der Geist Ludwig des Eilften war auf seine Nachfolger übergangen; so oft sich hie und da ein republikanisches Meteor sehen ließ, so zogen die Könige mit all ihrer Macht gegen dasselbe zu Felde; Richelieu gab den Uiberbleibseln der ehemaligen Verfassung den Umsturz.

Das achtzehnte Jahrhundert sah ein Wunder. Aus der Asche des Phönix lebte ein glänzender Genius

7) Man sehe über diese merkwürdige Begebenheit Abregé chronologique de l'histoire de France p. le Président Haynault, p. 314. und Principes du Gouv. Franç. II. p. 338. 344. 356. 408. und an mehreren Orten. — Der Verfasser dieser sonst vortreflichen Schrift ist ein eben so eifriger Vertheidiger der Monarchie als Law es nur immer seyn konnte. Der edle Zwek, den er bei diesem Werk zum Grunde legt, entschuldigt ihn einigermassen in den Augen des unbefangenen Lesers, dem freilich übrigens der Zwang, in welchen ihn sein System verwikkelt, nicht entgehen kann.

auf, der die Seelen der Patrioten erfreute — Freiheitssinn war sein Name. Aber das achtzehnte Jahrhundert, das den Beinamen des philosophischen führt, hatte einen Schwächling geboren. Ludwig der Funfzehnte nahm seine Erscheinung sehr übel; ein Donnerwort Sr. Maiestät vernichtete die Existenz desselben.

Jansenisten, Encyklopedisten, Jesuiten und Parlamenter lagen im Kriege. Der Ausgang, dieser für den Staat so schädlichen Gährung, gab den Parlamentern Muth und Kraft, einen Versuch zur Wiedererlangung ihrer ehemaligen Grösse zu wagen. Schon lange vorher äusserte das Parlament von Paris öffentlich den Grundsaz, daß alle Parlamenter in Frankreich nur Ein Korpus wären, und verfuhr bei ieder wichtigen Gelegenheit in Gemäßheit dieses Systems. Dies machte den Hof aufmerksam; er erklärte, daß dieses Systême d'unité in eine Confédération de resistence ausarte, und proskribirte förmlich cette prétendue unité des Parlements. 8).

Ein Schritt zwang zum andern; man war von beiden Seiten zu weit gegangen, aber es war unmöglich, den Hof aus der Sache zu ziehen, ohne ihm allzuviel zu vergeben. In dieser verwikkelten Lage ward Meaupeou Kanzler, ein Mann, der sehr viel Haß gegen das Parlament, und sehr viel

8) Man sehe die vortrefliche Nachricht in Schlözers Versuch eines Briefwechsels S. 215.

Thätigkeit mit an seine Stelle brachte. Mehrere mitwirkende Ursachen übergehe ich hier; weil die Begebenheit neu und aus unzähligen weitläuftigen Schriften bekannt ist. — Im Jahr 1771 ward das Parlament völlig aufgehoben. 9)

Ludwig der Sechszehnte, den der Geist des Friedens und der Sanftmuth beselt, sezte das Volk in seine verlornen Rechte, und ward der Abgott der Nation. Er stellte die Nationalversammlung wieder her, und erwarb sich dadurch den Ruhm eines Monarchen, der die Ketten der Despotie haßt, und über freie Menschen, Bürger, herrschen will. Die Folgen dieser höchst merkwürdigen Mässigung und Volksliebe kön-

9) Diese merkwürdige Begebenheit war indessen nicht so sehr Wirkung der Despotie, als man vielleicht glaubt. „Der aufgeklärte Theil der Nation trauerte „nicht so sehr über diese Revolution, als man sich „gemeiniglich auswärts vorgestellt hat. Das Parla„ment hatte nicht mehr die Liebe und Achtung, „die es ehedem so ehrwürdig, und dadurch dem Hofe „furchtbar gemacht hatte. Alle Stellen waren feil „folglich brachte das blosse Geld manchen Unwür„digen hinein. Man gab den Herren schuld, daß „sie nur alsdann Muth und Stärke gegen den Hof „bewiesen, wenn dieser ihre eigene Privilegien an„tastete; das Wohl des Volks aber läge ihnen min„der am Herzen; wenigstens höre alle Opposition „auf, wenn der Hof einige Mitglieder durch Pen„sionen gewönne. Man gab ihnen Schuld, daß vor „ihrem Gerichtshofe Niemand Recht erhielte, der

nen erst für den Geschichtschreiber der kommenden Generation ein Gegenstand der Beobachtung werden.

Diese kurze Darstellung ist hinlänglich, uns zu einem Urtheil über die Verfassung der Nation zu berechtigen. Sie hat keinen andern konstitutionsgemäßen Schuz ihrer Freiheit und ihres Eigenthums, als die Parlamente, und wie wenig diese vermögen, beweißt die Geschichte ihres Daseyns. Es ist wahr, Zeit und Erfahrung haben diese Tribunale Schlupfwinkel kennen gelehrt, die der angestrengteste Eifer des Hofes nicht zu vernichten vermag. Wenn der König von der höchsten Autorität seiner Würde Gebrauch macht, wenn er ein Gesez, troz der hart-

„ mit einem Parlamentsherren einen Prozeß hätte.
„ Endlich beschuldigte man sie, bei Gelegenheit der
„ verstatteten freien Kornausfuhr und der darauf er-
„ folgten Theurung im Reich, verschiedene Arrets
„ gegeben zu haben, die zwar ihnen, als Besizzern
„ grosser Ländereien, aber nicht dem Volk im Ganzen
„ genommen, vortheilhaft gewesen wären. Wäre ih-
„ nen ihr grosser Entwurf gelungen, die
„ ganze Staatsverfassung zu ändern und
„ die Gesezgebung mit dem Könige zu thei-
„ len; so wäre Frankreich aus einer monarchischen ei-
„ ne aristokratische Despotie geworden: und ist iene
„ ein Unglük für ein Volk, so ist es diese doch noch
„ weit mehr, besonders wo nicht Wahl des Volks,
„ auch nicht Geburt, sondern blos Geld und Ver-
„ mögen dem Volke seine Herrscher sezt. „ A. a. O.
S. 216.

näckigsten Gegenvorstellungen, registriren läßt, so muß das Parlament freilich gehorchen; aber eben dies Parlament ist auch für die Erhaltung und Befolgung der Gesezze autorisirt; es schüzt die Uibertretter eines, wider seinen Willen ergangenen, Befehls, und diese Maßregel macht alle Bemühungen des Königs unwirksam.

Die Kenntniß dieses Umstandes zwingt also den Monarchen oft nachzugeben und mindert in etwas den Einfluß der königlichen Gewalt. Jedoch ist dies kein Trost für den Patrioten. Es bedarf nur eines Mannes, wie Ludwig der Funfzehnte war, dem diese kleine Fessel lästig wird — und sogleich sind die Parlamente nicht mehr.

Die Nation hat also keinen konstitutionsmässigen Bürgen ihrer Freiheit und ihres Eigenthums. Die Verfassung ist also Despotie, durch den Geist des Jahrhunderts gemildert.

Nur Franzosen werden diesen Saz leugnen. Sie werden alle Formalitäten des Parlaments, die Remonstrationen und Register citiren. Aber was beweisen blosse Formalitäten, wenn sie mit der Klausel verknüpft sind: sans aucun droit d'opposition? wenn nicht nur sie, sondern sogar das Daseyn der Tribunale selbst, von der Willkühr des Monarchen abhängt? wenn die Freiheit des Bürgers einem lettre

de câchet, und das Eigenthum desselben den Kaprizen unersättlicher Generalpächter Preis gegeben ist?

Weh der Nation, wenn sie keinen mächtigern Vorsprecher hätte! — Aber den hat sie; der Genius des Jahrhunderts, der das Schild der Erleuchtung und Freiheit führt; die Stufe der Aufklärung und Kultur, auf welcher die Nation steht; das Gefühl eigner Kräfte, welches iedem ernsteren Bestreben des Despotismus entgegen wirkt; der Geist des Hofes, der für die absoluteste Gewalt allzu weichlich ist, und durch Hofssitte, Prinzen von Geblüt, Herkommen und angeerbte Schwäche beständig in einer gewissen beschränkten Sfäre der Abhängigkeit erhalten wird; und was mehr als alles Uibrige wirkt, die mannigfache, individuelle Mischung von Sitten, Meinungen, Gebräuchen, Tugenden und Lastern, die den Nationalkarakter der Franzosen bestimmt und dessen permanenter Hauptzug ein gewisses Gefühl von Ehre ist — dies sind die ächten Schuzwehren der Verfassung und die Bürgen der Freiheit des Volks.

Diese Bemerkung, die sich auf den wahren Zustand der Nation gründet, giebt uns Mittel an die Hand, die Verhältnisse der Nationalverfassung für ieden Augenblik zu bestimmen. So lange alle angeführte Umstände in ihrer gegenwärtigen oder einer nicht merklich veränderten Lage beharren, so lange wird die Nationalverfassung, so wie sie ist, bestehen;

und sobald sich eins der angegebenen Kriterien veredelt, wird sie sich, zum Vortheil des Volks, verändern, oder, welches einerlei ist, das Volk wird glüklicher seyn. Sobald aber ein kommendes Zeitalter den Geist der Freiheit verleugnet; sobald das Gefühl ihrer Kräfte geschwächt wird; sobald ein spartanischer Genius den Thron besteigt; und hauptsächlich, sobald der Nationalkarakter von seiner individuellen Stärke und Würde verliert — sobald wird auch die Verfassung unter den Ruinen des Despotismus begraben werden. 10)

Eine

10) Ich freue mich sehr, diese Resultate meiner Beobachtung und meines Nachdenkens durch den Ausspruch eines der größten Männer unsers Jahrhunderts unterstüzzen zu können. Nie hat die Autorität einem angehenden Schriftsteller kräftiger das Wort geredet, als Montesquieu hier für mich spricht. — La plupart des peuples d'Europe — sagt er, Espr. de Loix, L. VIII. Ch. VIII. — sont encore gouvernés par les moeurs. Mais si par un long abus du pouvoir, si par une grande conquête, le despotisme s'étabissoit à un certain point, il n'y auroit pas des moeurs ni de climat qui tinssent; & dans cette belle partie du monde la nature humaine souffriroit, au moins pour un

Eine Anwendung dieser Bestimmungen auf den izigen Zustand der Nation würde hier vielleicht an der rechten Stelle seyn; aber — il ne faut pas toujours tellement épuiser un sujet, qu'on ne laisse rien à faire au lecteur. Il ne s'agit pas de faire lire mais de faire penser. — Hier ist das Kalkuliren nicht schwer; die Data sind in den Händen Aller; zur Anfangsepoche könnte man die lezten Lebensiahre Ludwigs des Funfzehnten wählen, welche zugleich den Gefrierpunkt am politischen Thermometer Frankreichs bezeichnen würden. —

Die Franzosen, troz ihrer Kultur, sind ein dienstbares Volk. Eben ihre Kultur ists, was die Sehnen der Nation abgespannt und erschlafft. Sie

tems, les insultes qu'on lui fait dans les trois autres. — Zu einer Zeit, wo es Mode zu werden scheint, junge Schriftsteller, bloß weil sie jung sind, entweder nachlässig oder mit ungewöhnlicher Härte zu behandeln und gegen iede kühnere Behauptung wie gegen Paradoxe zu Felde zu ziehen — ist es warlich nicht überflüssig, scheinbar gewagte Sätze durch das Ansehen solcher Männer zu schüzzen, denen das kritische Todtengericht einmal die Apotheose zuerkannt hat. Dies hier ein für allemal zur Entschuldigung der häufigen Citationen, zu denen ich mich, aus den angegebenen Ursachen, nothgedrungen sehe.

sind nicht unglüklich bei einer Verfassung, die dem stärkern Menschen, dem Britten, unerträglich seyn würde. Sie gefallen sich in ihrer Dienstbarkeit und schmükten ihr Joch mit Schellen und Bändern und Puzwerk. Daher ists Unsinn, ein absolutes Verhältniß zwischen Volksrechten und Herrschergewalt angeben zu wollen. Um den Grad der Nationalglükseligkeit bestimmen zu können, der aus der subiektiven Länderverfassung entspringt, muß man den Geist der Völker, ihren Karakter und das Verhältniß der leidenden Kraft in demselben zu seinen übrigen Bestimmungen studiren, und nur alsdann wird man im Stande seyn, ein richtiges Urtheil zu fällen. —

So weit meine Betrachtungen. Zu ihrer Bestätigung folgen hier Beispiele, aus der Geschichte der iüngsten Zeit und meiner eignen Erfahrung geschöpft. Beispiele beweisen unendlich besser, als Deklamationen.

Man spricht in Paris sehr frei von den Gesinnungen dem Karakter und den Einsichten des Königs; man sagt sichs nicht nur ins Ohr, daß er eine schlechte Erziehung gehabt hat, und daß sein größtes Verdienst darinn besteht, gute Minister gewählt zu haben; man murrt laut über Einrichtungen, die den Uiberrest der bürgerlichen Freiheit kompromittiren, und man bedauert nur, daß man nichts als murren könne; man spricht mit all der Indignation von Ludwig dem Funfzehnten, die er so sehr verdient; man preist die engli-

sche Nation glüklich, seitdem man ihre Staatsverfassung besser kennen gelernt hat.

Aber das ist nicht alles. Die Nation gewinnt sichtbarlich an Gefühl ihrer Würde; sie lernt allmälig die elenden Vorurtheile ablegen, die den Grossen im Volk ein so ungeheures, schädliches Uibergewicht schenkten. Schriftsteller, von Genie und Einsicht, haben mit warmem Herzen und beredter Feder Mißbräuche gerügt und hundertiährige Gözzen gestürzt. Man verbietet zwar Anfangs ihre Werke, aber desto gieriger werden sie verschlungen. Und giebt es wohl irgend ein Mittel, den menschlichen Verstand einzukerkern, wenn er einmal den Schwung genommen hat, sich den Weg zur Sonne zu bahnen?

Das einzige Hinderniß, welches die Regierung izt noch der Freiheit zu denken und zu schreiben in den Weg legt, ist dies, daß solche Bücher, deren Inhalt anstössig ist, nicht innerhalb der Grenze des Königreichs gedrukt werden dürfen; sind sie aber einmal gedrukt, so hat ieder Mensch die Freiheit, sie zu kaufen und zu lesen.

Die kühnen und wohlthätigen Gedanken fliegen also über das Meer, um ihre zweite Existenz zu erhalten — oder sie werden auch zu Paris, zwei Meilen von Versailles, gedrukt, und Londen oder Amsterdam auf den Titel gesezt. Die Buchläden zu Paris sind das Waarenlager der schändlichsten Pasquille.

Ein verbotenes Buch hat zehnmal mehr Leser, als es ohnedem haben würde; die Kolporteurs tragen sie unter ihren Mänteln herum und verkaufen sie zu vierfachem Preise. Die berüchtigte Gazette ecclesiastique ward unter den grossen Holzstössen am Ufer der Seine gedrukt.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, die französische Nation hat unendlich mehr gute Gebräuche, als Gesezze. Die edelsten Rechte des Menschen und des Bürgers sind durch konventionelle Sitten verbürgt. Unter die vortreflichsten derselben gehören die Memoires, welche von angeklagten und verhafteten Personen, zu ihrer Vertheidigung und Rettung, nicht nur etwa den Richtern, sondern dem ganzen Publikum vorgelegt werden. Nirgend schaft die Publzität wohl mehr Nuzzen, als hier. Die Sache kommt dadurch mit allen ihren Umständen vor das Urtheil vieler Tausende, unter welchen es so viel unpartheiische und erleuchtete Köpfe giebt. Das Publikum interessirt sich für den Beklagten und giebt auf die Verfahrungsart der Richter acht. Dies hindert doch wenigstens alle willkührliche Prozeduren, und da selbst die gerichtlichen Verhandlungen öffentlich geschehen und iedes Urtheil fast eben so bald zur Kenntniß des Publikums kommt, als es diktirt ist, so hat der Richter gleichsam seinen Wächter, den er, ohne das Aeusserste zu wagen, nicht vernachlässigen darf.

Man muß über die Kühnheit erstaunen, mit welcher sich der Beklagte verantwortet. Kein demüthigstes Ersuchen, keine unterthänigste Bitte, keine Bemühung, die Gunst der Richter zu gewinnen, keine klientenmässige Bestechung! Der Sachwalter appellirt an das Publikum, und weh dem Tribunal, wenn er den mindesten Fehler in der Gerichtsform, oder die kleinste Verlezzung der Gerechtigkeit entdekt!

Es ist mir angenehm, daß ich so eben die Memoires in der berühmten Sache des Kardinals von Rohan zur Hand habe, um aus denselben Beispiele für das Gesagte zu entlehnen.

Der Sachwalter des Kardinals erklärt seinen Klienten für unschuldig; er behauptet, dies sei erwiesen, und sezt den für die Richter so empfindlichen Ausruf hinzu:

> M. le Cardinal de Rohan est dans les fers: c'est du faite des honneurs qu'il est descendu dans une prison; sa captivité dure depuis plus de neufs mois — & M. le Cardinal est innocent! ce spectacle est digne de la sensibilité publique & de l'attention de l'Europe! — Mem. du Card. p. 2.

Mademoiselle Oliva wirft mit seltner Kühnheit ihren Richtern vor, daß man wesentliche Dinge zur Aufklärung ihres Prozesses und zur Rechtfertigung ihrer Person unterlassen habe. — Man wird den Werth dieser Vertheidigungsschriften würdigen ler-

nen, wenn man überlegt, daß Mademoiselle Oliva ein armes, verachtetes Mädchen ist, daß sie zu dem höchsten Tribunal der Nation, zum Thron und zum Volke spricht, und daß sie das ganze Europa zu Zuhörern hat.

J'avois trois témoins précieux qu'il falloit entendre ; je les ai perdus : j'aurois aujourd'hui trois coaccusés qu'il faudroit me confronter, & je les ai perdus. &c. Mem. de Mdlle. Oliva p. 42.

Eh bien! On se donne la peine de parcourir un espace de près de 200 lieues pour m'arrêter & me rammener prisonnière, moi l'aveugle instrument de cette intrigue que je ne connoissois pas! Et --- n'est par arrêté! Ibid.

Et pourquoi donc ne s'est on pas assuré de leurs personnes? pourquoi ne sont ils pas venus partager les rigeurs qu'on m'a fait éprouver? On m'aura donc enlevé mes preuves? Et parce qu'elles ne seroient plus en mon pouvoir, je serois donc condamnée? Ou sommes nous, grand Dieu!

A ces questions mon sang fermente & s'allume, mon ame s'indigne & se revolte. Je veux parler, & je suis suffoquée par mes sanglots ; & je ne trouve en moi d'autres reponse que des plaintes, des gémissemens & des larmes.

Ce qu'on n'a point executé, je demande aujourd'hui qu'on l'execute! J'ai le droit de l'exiger. Et si, tôt ou tard, je ne vois pas les trois fugitifs

paroître devant moi dans les confrontations, & que cepandant je n'obtienne pas les justes réparations que je réclame, il ne me restera plus qu'à m'écrier dans l'amertume de mon coeur: ô loix! loix de mon pays! augustes protectrices du citoyen! qu'êtes-vous devenues! p. 44. ---

Auch die Geschichte des Jahrhunderts ist nicht arm an Beispielen republikanischer Aufopferung und patriotischer Grösse, die zur Unterstüzzung meiner Behauptung dienen. Die Menge schöner Thaten macht ihre Wahl schwierig; folgender Vorfall, der zur Ehre der französischen Nation nie vergessen zu werden verdient, ist minder bekannt und minder gepriesen.

Es war eine Zeit, da der Schatten von Freiheit, an dem ein unterdrüktes Volk sich weidete, die Rechte, die es allein noch vor gänzlicher Sklaverei sicherten, ihrer Vernichtung nahe waren; und in diesem kritischen Zeitpunkt wagte es der edelste Theil der Nation — minder unabhängig vom Thron als die niedrigste Klasse der Bürger — sich durch eine öffentliche republikanische Handlung dem Misfallen des Monarchen, seinem Zorn, seinem äussersten Unwillen auszusezzen. Jedermann kennt die Geschichte des unglüklichen Präsidenten Chalotais; sein erzürntes Schiksal und die Kabalen des Gouverneurs von Bretagne, des Duc d'Aiguillon hatten ihn in den Kerker geworfen, den er bald verlassen sollte — um das Schaffot zu besteigen. Ludwig der Funfzehnte,

das schwache Werkzeug der Leidenschaften und Launen eines Weibes, ward bald dahin bewogen, das Todesurtheil dieses ehrwürdigen, allgemein geliebten und bedauerten Mannes zu unterzeichnen. Wenige Stunden nachher tritt Choiseul ins Zimmer des Königs und wird dessen ungewöhnliche Unruhe gewahr. Er befrägt ihn um die Ursache, und erfährt zu seinem Erstaunen, daß der beste schuldloseste Bürger das Opfer niedriger Ränke werden soll. Es ward ihm leicht, den König, dessen Herz im Grunde nur verderbt war, zum Widerruf eines so ungerechten Ausspruchs zu bewegen. Er eilt mit dem Papier, welches das Leben eines Unschuldigen retten soll, nach Hause, und sezt funfzig Luidor zum Preise für den, der das Schwerdt der Rache aufhalten würde. Eine halbe Stunde vor der Vollziehung des Urtheils langt der Gegenbefehl zu Rennes an. Man stelle sich das Erstaunen des Volks, die Wuth und Rache des Gouverneurs vor!

Dieser, den nichts als der Fall eines Mannes besänftigen konnte, der sich selbst dem gefährlichsten Dolch blosstellte, indem er die Unschuld zu retten suchte, ward bald darauf ins Ministerium gezogen. Izt hatte er freie Hand, die niedrigen Plane auszuführen, über die er, seit ienem Augenblik, gebrütet hatte. Er verband sich zu dieser Absicht der dü Barri, einem Weibe, die in Choiseuls Augen nichts destoweniger eine elende, verworfene Kreatur blieb,

wenn sie gleich mit einem Könige das Bett theilte, und welcher der grosse Mann, seines Werths sich bewußt, nie hatte schmeicheln wollen. Auch sie hatte, seit ienem Widerruf, den tödtlichsten Haß gegen Choiseul gefaßt, da die Unterzeichnung des Todesurtheils ihr Werk war, ein Werk, welches ihr mehr als Eine schlaflose Nacht gekostet haben mochte, und welches sie izt durch Eine lebhafte Vorstellung zernichtet sah.

Man fieng damit an, Choiseul dem Könige verächtlich zu machen. Dies gelang, und nun kam man mit Vorstellungen, die kein Ende nahmen. Choiseul ward als der größte Verschwender abgemalt, der das Volk aussauge, um den Uiberfluß zu verprassen, oder in die Hände der Erbfeinde des Königsreichs zu liefern. Man weiß, worauf sich diese Vorwürfe gründen. Ludwig ward endlich so aufgebracht, daß er seinem größten Minister, einem Mann, den ganz Europa für den feinsten Politiker erklärte, daß er diesem seinen Hof verbot und ihn auf seine Landgüter verbannte. Als der Herzog zur Erfüllung seines Exils aus Paris herausfuhr, begleiteten ihn nicht weniger als viertausend Wagen. Die vornehmsten und angesehensten Männer im Königreich, Prinzen von Geblüt und andere Personen vom Hofe waren die Ersten. Das Volk bezeugte seine Unzufriedenheit auf mancherlei Art. Der Auszug glich einem Triumpfzuge, und die Unschuld war gerechtfertigt. — Ein so ein-

stimmiges, öffentliches Zeugniß, daß man das Urtheil des Monarchen für ungerecht halte, in einem Lande wie Frankreich, zu einer Zeit, da Ludwig schon gezeigt hatte, daß er die heiligsten Rechte des Volks zertretten könne und wolle, zu einer Zeit, da ieder Bürger in seinem Mitbürger den gefährlichsten Feind fürchten mußte, und alles Zutrauen, alle Treue verschwunden war — ist warlich ein schönes grosses Gemälde, das der Nachwelt überliefert zu werden verdient.

Point de Banqueroute,
Point d'Augmentation d'Impots,
Point d'Emprunts.

Turgot.

Frankreich ist unstreitig das Land, welches die stärksten natürlichen Ressourssen enthält. Die grosse Volksmenge, die Güte des Bodens und die Industrie seiner Bewohner sind die drei mächtigen Stüzzen, welche Frankreich nie sinken lassen werden, so lange sie selbst noch bestehn. Seit der Zeit, da Ludwig der Eilfte durch den Ruin seiner grossen Vasallen den Grund zur unumschränkten Herrschaft legte, auf welchem seine Nachfolger so gut fortbauten, hat man von Seiten der Regierung alles gethan, um die drei grossen Grundsäulen des Staats umzustürzen. Man untergrub durch verderbliche Kriege und herrschsüchtige Unternehmungen die Volksmenge, die erste und reinste Quelle des Wohlstandes. Man entzog dem Lande seine arbeitsamen Bewohner, um sie in grossen Städten als Müssiggänger zu einem abgeschmakten Prunk dienen zu lassen. 1) Man vertrieb den arbeitsamsten und industriösesten Theil der Nation, eines elenden Vor=

* Mercier zählt in Paris 200,000 Bediente. Zwanzigtausend französische Flüchtlinge waren's, die Preussen mit Industrie, Arbeitsamkeit, Geschmak und Luxus bereicherten. Welcher unendliche Stof zum Nachdenken!

urtheils wegen. Man hielt einen so glänzenden Hof, daß dadurch tausend Arme gegen einen Reichen entstanden und daß alle Uibel des ausschweifendsten Luxus mit Gewalt hereinbrechen mußten. Man ließ die verhältnißwidrigste Vergrösserung der Städte zu, und zwang die Einwohner, die man aus reichen Bauern zu armen Bürgern gemacht hatte, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens zehnfach theurer zu bezahlen. Man erdrükte das strebsame Volk durch eine ungeheure Last von Auflagen, die schon das Maximum aller politischen Berechnungen übersteigen, und durch das unselige Labyrinth eines verderblichen Finanzsystems dreifach erschwert werden.

— Schon unter Ludwig dem Funfzehnten hatten sich die Stände der Provinz mehrmal erboten, dem Könige die Summe, die er erhebt, selbst zu zahlen und so der Tirannei und Habsucht des Receveurs zu entgehen; sie hatten sich sogar anheischig gemacht, mehr zu zahlen, als sie bis dahin gezahlt hatten; und man besaß nicht Patriotismus — was sage ich, Patriotismus? nicht Menschlichkeit genug, ihren billigen und vortheilhaften Vorschlägen Gehör zu geben. Dem grossen N e c k e r war es vorbehalten, dies heilsame Proiekt wieder in Vorschlag zu bringen; doch seine Kräfte waren zu schwach. Mit starren, verzweifelnden Blikken schaut die Nation in die finstere Zukunft, um vielleicht von fern einen Herkules wahrzu-

nehmen, der dies dädalische Gewinde zu lösen oder zu zerschneiden vermögte. ——

„Fremdling —— hör' ich mir zurufen —— trübt nicht Spleen oder Melankolie dein Auge? Ist dein Bild nicht Täuschung deiner Einbildungskraft? Ein Land, das noch bis izt das Athen der Künste und die Heimath des gesellschaftlichen Vergnügens ist, ein Land, wo der gute Geschmak seine Werkstatt aufgeschlagen hat und welches alle Höfe Europens mit Tänzern und Phrynen versorgt — ein solches Land kann unmöglich die Behausung des Elends und der Verzweiflung seyn. Es ist ausgemacht, deine Phantasie hat dich betrogen. Deine Schlüsse vom Einzelnen aufs Allgemeine haben dich irre geleitet.„

Vielleicht nicht so sehr, als manche meiner Leser glauben dürften. Wohl, wenn die Stimme des Fremdlings minder zuverlässig oder unpartheiisch scheint, so höre man einen Franzosen, einen einsichtsvollen Mann, einen Staatsminister über den Zustand seines Vaterlandes. Es ist der Chevalier d'E o n, der das Gemälde der Nation, gleich nach dem Frieden 1763, entwirft.

* * *

„Alle Stände des Königreichs sind in Verzweiflung über die Menge der Auflagen, deren Unzulänglichkeit täglich neue gebiert, und die endlich die Möglichkeit, ihr abzuhelfen, erschöpfen.

Magistratspersonen, welche die gefährliche und mühvolle Ehre, der Gerechtigkeit zu dienen, mit Gold erkauft haben, zittern, wenn sie die Nothwendigkeit bedenken, einst ihre Aemter niederzulegen; weil sie nicht im Stande sind, ihren Glanz beizubehalten.

Der arme Adel, der sich von ieher durch seine Tapferkeit auszeichnete, wird sich in Zukunft aufs Land begeben müssen, um den Auflagen genug zu thun, die den Rest eines Erbguts verzehren, das ohnehin schon dem Staat geopfert wurde.

Das platte Land, wo das Elend am häufigsten ist und welches am wenigsten Unterstüzzung findet, bietet ebenfalls von allen Seiten den mitleidenswürdigsten Anblik dar.

Die neuesten Auflagen haben einer grossen Anzahl Unterthanen alles, alles, sogar die nothwendigsten Bedürfnisse geraubt; es giebt wenige, die für das Nüzliche sorgen können, und wenn man noch bei Einigen dasienige findet, was den äussern Unterschied der Stände bestimmt, so ist es doch nur eine betrügerische Schminke, um ein Unvermögen zu verbergen, das um desto grausamer ist, ie sorgfältiger man es zu verstekken sucht.

Akkerbau, Künste, Handlung, alles schmachtet in der Entkräftung. Der erschöpfte Landmann ist nicht im Stande sein kümmerliches Leben von dem Erzeugniß seines Bodens zu erhalten. In der Verzweiflung, die sich seiner bemächtigt, und ihm die Besinnung

wieder giebt, die das Übermaß seines Elends ihm geraubt hatte, fühlt er sich gereizt, sein Werkzeug, das Werkzeug seines Unglüks, von sich zu werfen. Künste und Handwerke fürchten die Vielheit ihrer Produkte; die unerschwinglichen Auflagen hindern den Verbrauch, und verbreiten allgemeine Dürftigkeit. Die Handlung, auch ein Opfer dieser schreklichen Schläge, liegt in einer fürchterlichen Ohnmacht. Eine Todtenstille ist in die Stelle ienes lebengebenden Kreislaufs getretten, der sie ehedem gleich segensreich für den Bürger und den Staat machte. Daher die Abnahme des ächten Patriotismus, der noch bei andern Völkern so mächtig wirkt.

Wen keine Fesseln an ein undankbares Land schmieden, das seine Bewohner verschlingt, geht ausserhalb mit seinen Talenten und seiner Industrie, lehrt die benachbarten Völker das Seinige entbehren, und läßt dem Vaterlande, zur Entschädigung, seinen Antheil an der allgemeinen Last, die er ehedem mittragen half. So versiegt allmälig die reichste Quelle des Staats und der Fremde bereichert sich durch Frankreichs-Verlust, gewinnt durch seine Schwäche.

Die Künste und Talente, die anständigen und nüzlichen Handwerke sind kein Mittel mehr sich Unterhalt zu verschaffen. Die Finanzbedienungen, bis ins unendliche vervielfacht, sind der Gegenstand aller Wünsche.

Unterdessen, daß die Grenzen des Königreichs die Beute des blutigsten Krieges sind, wütet im Herzen desselben ein tausendmal grausamerer gegen den Armen, gegen die Wittwe, den Waisen.

Der Staat hat kein Recht mehr, Unglüklichen etwas abzufordern, denen Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihr Nothwendigstes geraubt haben. Das ist ein Gläubiger mehr für den Staat, und ein Bürger weniger für denselben.

Es giebt im Königreich eine ungeheure Anzahl Unglüklicher, deren Elend und Thränen Zeugen von der abscheulichen Industrie der Regisseurs sind, die sich durch Summen, welche sie unter dem Tittel der Nebenkosten (faux-frais) abfordern, hinlänglich für die strenge Verpflichtung zu entschädigen wissen, die sie zwingt, den ganzen Betrag der Auflagen in den Schaz des Staats zu liefern. Die grausamen Aufhebungen, die verdoppelten Garnisonen, die verhaßten Exekutionen gewöhnen das Volk an die Idee, sein Vaterland als von Feinden angegriffen und gebrandschazt zu betrachten.

Wenn wir die Zahl der Finanzbedienten auf 50,000 ansezzen — und es sind ihrer sicherlich mehr — und ieden unter ihnen nur die armselige Summe von 20 Sols täglich gewinnen lassen, so folgt schon, daß sie dem Staat, oder vielmehr den Bürgern, eine Summe von 18,250,000 Livres entziehen.

Die

Die nothwendigen Folgen, die aus der Vereinigung aller dieser Mißbräuche entstehen, sezten den besten Diener des besten Fürsten einst in Erstaunen. Mit Schaudern, sagte Sülly, sehe ich, daß, statt 30 Millionen, die der König erhält — ich schäme michs zu sagen — 150 Millionen aus dem Beutel der Unterthanen gezogen werden. Die Sache schien mir unglaublich; aber durch die fleissigste Nachforschung bin ich von der Wahrheit derselben überzeugt.

* * *

Schreklich und wahr ist dies Gemälde! Das Herz des Patrioten erstarrt, wenn er es in seine Seele zurükruft — und wer wäre nicht Mensch genug, auch nur Eine Thräne des Mitleids auf dasselbe hinfallen zu lassen.

Es ist wahr, der Zeitpunkt, den d'Eon uns schildert, war die fürchterlichste Epoche, die Frankreich erlebt hat, aber fallen die Schilderungen besser aus, die spätere Schriftsteller uns von dem Zustande dieses Reichs geben? Was sagt Raynal? Was Necker?

In keinem Lande werden mehr Vorschläge zu Verbesserungen gemacht, als in Frankreich, und in keinem Lande wird weniger gethan. Aber freilich müßte mit der Einschränkung des Aufwands der Anfang gemacht werden. On peut espérer — sagt Türgot in seinem Briefe an den König, in welchem er ihm für seine Erhebung zum Finanzminister

dankt — on peut espérer de parvenir par l'amélioration de la culture, pas la suppression des abus dans la perception, & par une répatition plus équitable des impositions à soulager sensiblement les peuples sans diminuer beaucoup les revenues publics. Mais si l'économie n'a pas précèdé, aucune réforme ne'st possible.

Türgot, Necker, Raynal, und andere einsichtsvolle und patriotische Männer haben vortrefliche Vorschläge zur Abstellung der unzähligen herrschenden Mißbräuche gethan; ein Punkt scheint indessen übersehen zu seyn, auf welchen, meiner Meinung nach, sehr viel ankömmt. Warum hat Frankreich nicht, wie fast alle übrige Länder Europens, eine eigene Kammer, ein eigentliches Kollegium für die Besorgung seiner Finanzangelegenheiten? Der schnelle Wechsel der Finanzminister, ihre oft entgegengesezten Grundsäzze und Systeme, die überaus grosse Gewalt, die sie in Händen haben, die ungeheure Menge der Geschäfte, die in dem Umfange ihres Wirkungskreises liegen, die Nothwendigkeit, in welcher sich der Nachfolger oft sieht, selbst die beßten Maßregeln seines Vorgängers abzuändern oder zu verwerfen — alles dies sind unüberwindliche Hindernisse für die Erbauung und Festsezzung eines regelmässigen, dauerhaften Systems, ohne welches doch nie eine wahre Ordnung herrschend werden kann.

Frankreich hat seit 1769 sieben Generalkontrolleurs gehabt, von welchen jeder nach ganz eigenen und von andern sehr unterschiedenen Systemen handelte. Terrai verstand meisterlich die Kunst, eins der blühendsten Königreiche der Welt in wenig Jahren zu Grunde zu richten; Türgot war ein Schwärmer, der bei dem besten Herzen und den redlichsten Absichten nicht allemal den sichersten und bequemsten Weg erwählte; seine Anhänglichkeit an ein schimärisches System machte ihn lächerlich, und seine Uneigennüzzigkeit und sein Eifer fürs Beste verhaßt. Clugny wußte vollends gar nicht, wie er sich mit Ehren aus dem Handel ziehen sollte; endlich beschloß er — puisqu'il faut faire parler de soi, je ne puis que culbuter d'un coté ce que Turgot a culbuté d'un autre. Necker brachte mit unsäglicher Mühe und vieler Weisheit das Chaos in eine bessere Ordnung; sein Nachfolger scheint ein System zu haben, das keineswegs aus den reinen Quellen geschöpft ist, aus welchen Necker schöpfte.

Wie ungeheuer ausgedehnt der Bezirk der Thätigkeit eines Generalkontroleurs ist, läßt sich aus folgender Schilderung schliessen, die ich aus einem französischen Finanzschriftsteller entlehne: „Die Gesezgebung der Finanzen, die Handlung und die Manufakturen; das Detail ihrer Verwaltung; die Entscheidung aller besondern Fälle, die dahin Bezug haben; dei Oberaufsicht über öffentliche Anstalten und Arbei-

ten; und über die Verwaltung und Einnahme aller Gemeinheiten, von den Ständen der Provinzen an, bis zu den kleinsten Dorfkassen herab; das Geschäft, in der Erhebung der Stuern eine Ordnung zu erhalten, die ihre Einnahme gewiß macht, ohne sie lästig zu machen; die nöthigen Fonds für die öffentlichen Ausgaben zu sichern; über die Nothwendigkeit oder wenigstens Nüzlichkeit dieser Ausgaben zu entscheiden; mit strenger Sorgfalt über die Verhütung der Kassenentwendungen zu wachen; eine weise Oekonomie einzuführen; endlich, den Nationalkredit aufrecht zu erhalten und über die treue Leistung der, im Namen des Souverains eingegangenen, Verbindlichkeiten zu wachen — dies sind die Pflichten und Geschäfte eines Generalkontroleurs in Frankreich.„

Welch ein ungeheurer Beruf! Welcher Erdensohn — gesezt die Natur hätte ihn auch mit verschwenderischer Freigebigkeit begabt — kann hoffen, nur die Hälfte dieser unmässigen Forderungen zu erfüllen. Nun rechne man den Aufwand von Zeit und Kräften hinzu, den nothwendig ieder Finanzminister braucht, um den Hofkabalen entgegen zu arbeiten und für die Sicherheit seiner Person und seiner Ehre zu sorgen — wie ist es möglich, daß er nicht unter der Last seines Amts erliege? —

Nichts ist lehrreicher für den Staatswirth, als eine sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Systeme der politischen Oekonomie und ihrer iedesmali-

gen Wirkungen in verschiedenen Staaten. Die Arbeit, aus den reichhaltigsten, historischen und statistischen Quellen, deren unser Jahrzehnd so viele und so vortrefliche aufzuweisen hat, Data und Resultate zu Vergleichungen und Reflexionen über die guten oder bösen Folgen der verschiedenen Systeme, die man in verschiedenen Ländern befolgt, zu ziehen, diese Arbeit, sage ich, war von ieher eine der wollüstigsten für mich. Ich pflege gewöhnlich Einen Staat in bestimmter staatswirthschaftlicher Hinsicht mit allen übrigen europäischen Staaten zu vergleichen, wodurch mir nicht nur das Verhältniß der einzelnen Kräfte iedes Staats zu den Kräften eines andern, sondern auch das Verhältniß des Ganzen zum Ganzen deutlicher und anschaulicher wird. Eine solche Vergleichung giebt dem geübten Beobachter Stoff zu unendlichen Reflexionen, die denn wenigstens das Verdienst haben, nicht auf blosse Theorie, sondern auf historische Quellen gegründet zu seyn. Frankreich vorzüglich wird in ieder Parallele der ergiebigste Stoff zu politischen Betrachtungen; um aber meinen Lesern in dem süssen Geschäfte der Verarbeitung nicht vorzugreifen, will ich hier nur kurz einige Data zu einer solchen Vergleichung hinwerfen. Wer sich von dem erstaunlichen Unterschiede eines guten und bösen Systems in der Staatswirthschaft anschaulich überzeugen will, der beherzige folgende Parallele. Es sind Extreme auf beiden Seiten.

Preussen.	Frankreich.
6 Mill. Einwohner. Nach Herzberg.	Uiber 25 Mill. Einwohner.
3600 Q. M. Flächeninhalt.	10,000 Q. M. Flächeninhalt.
570 Städte.	1900 Städte.
Mark Brandenburg.	Provence.
Uiber 22 Mill. Nach verschiedenen Angaben sicher gegen 30 Mill. Thl. Einkünfte.	107 Mill. Thl. Einkünfte. Nach Nekker, mit Abzug der Hebungskosten.
Ein ungeheurer Schaz. (nahe an 150 Mill.)	Schulden: nach einer Mittelschäzzung 3500 Mill. Liv.
Wohlthaten aus der könl. Kasse, die sich manches Jahr auf 3 Mill. belaufen.	Anleihen, im Durchschnit etwa 100 Mill. jährl.
Armee: 224,431 Mann.	128,000 M. effektiv, und etwa 78,000 M. Matrosen.
Innere Volksvermehrung in den alten (nicht eroberten) Provinzen von 1740 1784 macht $\frac{11}{14}$ der ganzen Nation.	Volksvermehrung seit 1720 von etwas über 19 Mil. auf 24,676,000 (ohne Korsika) Nach Necker.
Seit 1740 neuangelegte Städte, Dörfer, Etablissements: 860.	Seit 1762 die Schuldenmasse vermehrt mit: 1485 Millionen Liv.

Chacun peut avoir telles opinions qu'il lui plait, ſans qu'il appartienne au ſouverain d'en connoitre. Car comme il n'y a point de compéten ce dans l'autre monde, quel que ſoit le ſort des ſujets dans la vie à venir, ce n'eſt pas ſon affaire, pourvû qu'ils ſoient bons citoyens dans celle-ci. ---

Mais quiconque oſe dire: hors de l'Egliſe point de ſalut, doit être chaſſé de l'Etat à moins que l'Etat ne ſoit l'Egliſe, & que le Prince ne ſoit Pontife.

Rouſſeau.

Wohl nirgend auf Erden fand Duldung, die Gottestochter, leicht einen unwirthbareren Boden, als in Frankreichs ſegensreichen Gefilden. Seit Jahrhunderten keimte ihr goldner Same, und nie gedieh er zur Reife. Seit Jahrhunderten haßte, quälte, würgte und vertrieb man den edelſten Theil der Bürger, zur Ehre Gottes; ſeit Jahrhunderten verſagt man ihm die weſentlichſten Rechte der Menſchheit; ſeit Jahrhunderten lodern die Scheiterhaufen, die Fanatiziſmus und Aberglauben erbauten.

Ungefähr ums Jahr 1520. unter Franz des Erſten Regierung, fand die Reformation Eingang in Frankreich. Man ſezte ihr Blutgerichte und Verfolgungen entgegen. Franz, und ſein Nachfolger, Heinrich der Zweite, wetteiferten in den ausſchweifendſten Grauſamkeiten, bei welchen das Herz

erstarrt und die Menschheit zurükbebt. Ungeachtet der erschreklichsten Verfolgungen gründete sich die protestantische Kirche unter Flammen und Blutströmen. Zu Ende der Regierung Heinrichs des Zweiten zählte man 2150 protestantische Gemeinden in Frankreich.

Der Verfolgungsgeist gieng auch auf Franz den Zweiten über. Man legte Feuerkammern an, um die neue Lehre zu vertilgen. Der weltbekannte Anschlag von Amboise, welchen man auf die Protestanten warf, sollte zum Vorwand der undenklichsten Qualen dienen. Es ist bewiesen, daß die Religion keinen Theil an diesem Vorfall hatte.

Die Feder des Geschichtschreibers ermüdet unter der Beschreibung der Martern. Man wollte einen Meisterstreich wagen und alle Protestanten im ganzen Königreich auf einmal vertilgen. Franzens Tod unterbrach diesen Plan.

Katharina von Medizis bewilligte den Protestanten das erste vortheilhafte Edikt. Aber die Triebfeder dieser merkwürdigen Begebenheit war Politik. Katharina, die Herrschsüchtige, benuzte jedes Mittel, das ihrem Zwek entsprach. Sie mußte den Guisen das Gegengewicht halten, und da die Parthei der Protestanten auch am Hofe sehr mächtig geworden war, so warf sie sich zur Beschüzzerin derselben auf.

Der Friede und das Wohlseyn, das hieraus für die bedrükten Protestanten entsprang, war folglich

sehr unsicher und sogar gefährlich. Es bedurfte nur einer kleinen Aenderung in der politischen Lage der Sachen, um das eiserne Zeitalter der Intoleranz herbeizurufen.

Es kam, das eiserne Zeitalter, und mit ihm der Geist der Verfolgung. Je erquikkender die Windstille gewesen war, desto heftiger wüthete nun der Sturm. Alle Grausamkeiten der vergangenen Zeit verschwinden gegen die sinnreichen Qualen, mit welchen man die Protestanten von neuem zu martern suchte. Die Guisen, der Kardinal von Lothringen, und selbst die ehrsüchtige Katharina, wetteiferten, um neue, schreklichere Peinigungen zu erdenken. Die unglüklichen Schlachtopfer der Despotie und des Verfolgungsgeistes wurden zu tausenden getödtet; das ganze Königreich war Ein Blutgerüste. Die unverwerflichsten Geschichtschreiber bezeugen die Wahrheit dieser Thatsachen, an welche die Menschlichkeit zu glauben sich sträubt.

Bis auf Heinrich den vierten dauerte dieser schrekliche Zustand. In diesen Zeitraum fällt die Pariser Bluthochzeit, das fluchwürdigste Monument des Fanatismus, durch Denkmünzen, Jubelfeste und Dankprozessionen verewigt. Kommende Jahrhunderte! vermögt ihr diesen Schandflek von der Menschheit Stirne zu wischen?

Heinrich der vierte erschien, ein Engel des Friedens. Er fand die Herzen seiner Unterthanen voll Groll

und Feindschaft; er versuchte sie durch das Band der Liebe zu ketten. Es gelang ihm nur nach wiederholten Versuchen und durch die Autorität seiner Krone.

Noch war der Zeitpunkt nicht da, in welchem ein solcher Versuch mit der Hofnung des besten Erfolgs gewagt werden durfte. Noch trug die Religion den Stempel der Verfolgung 2), noch galt das Ansehn des blutdürstigen Obermönchs zu Rom.

Heinrich sah sein edles menschenfreundliches Vorhaben durch die Widersezlichkeit der Parlamenter gehindert. Es bedurfte der lebhaftesten Vorstellung, um ihnen die Gründe für die gute Sache einleuchtend zu machen. Heinrich bat als Vater und befahl als König. Die Worte, mit welchen er es that, sind allzumerkwürdig, als daß ich sie hier nicht mittheilen sollte, wie sein Journal sie uns überliefert hat.

Vous me voyez, sagte er zu dem versammelten Parlament, en mon cabinet où je viens vous parler, non point en habit royal, ni avec l'épée & la cappe, comme mes prédécesseurs; mais vêtu, comme

2 Prade, einer der frechsten Religionslästerer, heftete im Jahr 1751. Theses in der Sorbonne an, in welchen er die christliche Religion schändete. Er behauptete unter andern, daß einer ihrer wesentlichen Karakterzüge der Verfolgungsgeist sei. Man verfuhr mit aller Strenge gegen den Verfasser; aber diesen abscheulichen Saz ließ man unangefochten. S. Rambachs Uibersezzung des vortreflichen Werks: Uiber die Schiksale der Protestanten in Frankreich. Halle 1759. zweite Auflage.

un pere de famille, en pourpoint & pour parler familièrement à ses enfants. Ce que j'ai à vous dire, est que je vous prie de vérifier mon édit, que j'ai accordé à ceux de la religion. Ce que j'ai fait est pour le bien de la paix. Je l'ai faite au dehors; je veux la faire au-dedans de mon royaume. Vous me devez obéir, quand il n'y auroit autre considération, que de ma qualité & de l'obligation que m'ont tous mes sujets, & principalement vous de mon parlement. --- Si l'obéissance étoit due à mes prédécesseurs, elle est due avec plus de raison à moi qui ai rétabli l'état. Les gens de mon parlement ne seroient plus en leurs sieges sans moi. J'ai fait l'édit, je veux qu'il s'observe, ma volonté devoit servir de raison; on ne la demande jamais à un prince en un état obéissant. Je suis roi maintenant; je vous parle en roi; je veux être obéi.

Der edle König handelte in der besten Absicht. Aber wie fruchtlos mußte sein Bestreben bei einem Volke seyn, das ihn in seinem Krönungseide zur Ausrottung der Kezzer verbindlich machte. Die schwarzen Pfaffenselen verstanden die Kunst, die Herzen der Unterthanen von ihrem guten König abzuwenden und gegen iedes Gefühl der Menschheit zu verschliessen.

Das Edikt von Nantes, dies schöne Denkmal von Heinrichs Weisheit und Güte, bestand nicht lang in aller Kraft seines Ursprungs. Man häufte abermals Drangsale auf Drangsale.

Ludwig der vierzehnte, dieser ehrsüchtige Räuber, dem die Sklaverei Altäre errichtet hatte, ließ sich überreden, daß seiner Grösse nichts fehle, als die Unterdrükkung eines Häufleins treuer und fleissiger Bürger. Er widerrief das Edikt von Nantes und brandmarkte dadurch sein Jahrhundert.

Die geängsteten Protestanten, die mit einer mehr als menschlichen Gedult alle Qualen des sinnreichsten Verfolgungsgeistes erduldet hatten, suchten ihren Peinigern zu entfliehen. Mehr als zwei Millionen der arbeitsamsten und kunstbeflissensten Unterthanen wanderten aus ihrem Vaterlande. Zweitausend, die man an der Grenze ertappte, mußten unter den erschrekLichsten Martern mit dem Tode büssen.

Seit dieser Zeit leben die Protestanten in der härtesten Dienstbarkeit. Ludwig der fünfzehnte verschlimmerte ihren Zustand um vieles. Er gab im Jahr 1724. ein Edikt heraus, in welchem die Protestanten gezwungen wurden, ihre Kinder, 24 Stunden nach der Geburt von katholischen Priestern taufen zu lassen, und welches die reformirten Prediger sämtlich zum Tode verdammt. Der empörendste Punkt dieses Edikts befiehlt, daß ieder Kranke sich in die geistliche Verpflegung katholischer Priester begeben soll, und daß alle dieienigen, die sich weigern würden, die Sakramente der Kirche anzunehmen, nach ihrer Wiederherstellung, mit Konfiskation ihrer Güter

und Staupbesen, bei ihrem Tode aber, an ihren Gütern und ehrlichem Namen gestraft werden sollten.

Noch bis zu Ende der Regierung Ludwigs 15. verfuhr man auf die grausamste Weise mit den Protestanten. Man verdammte sie zu den Galleeren, man erklärte ihre Heirathen für ungültig, und ihre Kinder für Bastarde; man gestattete ihnen nicht Testamente zu machen, man nahm ihnen ihre Güter, man erpreßte unerschwingliche Auflagen von ihnen, man störte ihre gottesdienstlichen Versammlungen, die sie in den Wäldern zu halten sich gezwungen sahen, und mehr als einmal hieb man ganze, zu dieser Absicht versammelte Gemeinen nieder. Man verschloß ihnen den Weg zu allen Ehrenämtern und Bedienungen; man legte Soldaten in ihre Häuser, die sie durch die härtesten Bedrükkungen zum Abfall bewegen sollten; kurz, man wüthete mit einer unerhörten Grausamkeit gegen die unschuldigen Bekenner einer Religion, die dem Staat die edelsten und nüzlichsten Bürger erzog. Und dies geschah in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts!

Zwar ergriffen Patrioten und Menschenfreunde zuweilen die Parthei der Unterdrükten mit Leben und Wärme; aber gegen Einen M o n c l a r, der die Sache der Unschuld führte, traten zehn Bösewichter auf, die von Mordsucht und Fanatismus beselt waren. Herr von Monclar, procureur général du Parlement d'Aix, suchte durch sein Mémoire theologique & po-

litique sur le mariage des Protestants die Bahn zu einer heilsamen Revolution vorzubereiten, und seine Schrift erregte um so mehr Sensation, da sie in einem bedenklichen Zeitpunkt erschien. Indessen wurden diese schönen Hofnungen durch die Bemühungen der Priester zernichtet. Der Bischof von Agen bewies dem Könige in einer sehr rednerischen Epistel, daß er verbunden wäre, alle Protestanten aus dem Königreich zu verbannen, und das Mémoire apologetique en faveur des Protestants ward öffentlich durch den Scharfrichter verbrannt. Das grosse und heilsame Proiekt ward bei Seite gelegt, und nur erst zu Anfang des lezten amerikanischen Krieges hervorgezogen, wo die Beweggründe dazu sehr dringend waren. Die Regierung Ludwigs des sechszehnten gebahr eine ungeheure Menge Schriften für und wider die Duldung; beide Partheien suchten vorzüglich durch politische Gründe zu siegen; eine Art von Kampf bei welchem die Protestanten natürlich gewinnen mußten. Zwei philosophische Köpfe, deren Einfluß bei Hofe mehr als hinreichend schien, Necker und Franklin, vereinigten sich, eine Akte zum Besten ihrer Glaubensgenossen durchzusezzen. Man that endlich einen Schritt, der alles hoffen ließ; der König unterwarf die Untersuchung dieser großen Streitfrage dem ersten Tribunal der Nation, dem Parlament, wo zwei Patrioten die Sache der Unschuld gegen Fanatismus und Unwissenheit übernahmen. Man suchte

die vornehmsten Prälaten zu gewinnen und das Publikum durch eine Art von politischem Katechism vorzubereiten. Kurz darauf erschien eine andre Schrift, welche die nämliche Sache auf eine verschiedene Art behandelte und für eine andre Klasse von Lesern bestimmt zu seyn schien. Allein die Vorsicht war unnöthig; die geheimen Freunde der Klerisei im Konseil wußten alle Wirkungen der Aufklärung zu verhindern. Ohne das politische Problem selbst anzugreifen, oder zu beantworten, wußte man einen sichern Weg einzuschlagen; man warf dem Parlament vor, daß es sich in eine Sache gemischt hätte, die nur für die Regierung gehöre; man gab zu verstehen, daß die Geistlichkeit zu respektabel sei, um sich ungerächt einen so tödtlichen Streich zufügen zu lassen; Man gab endlich den Rath, sie in einer kritischen Lage, wo man ihrer so bedürftig wäre, nicht aufzubringen — und so ward abermals die heilsame und erwünschte Revolution im Keime erstikt. —

Wenn aber gleich noch nichts Grosses und Allgemeines für die Duldung der Protestanten gethan ist, so hat sich das Schiksal dieser unglüklichen Leute doch um ein ansehnliches im Stillen verbessert. Die vielen Beweise von Ludwigs 16. toleranter Gesinnung sind allgemein bekannt, und die merkwürdigsten unter ihnen findet man in Schlözers Briefwechsel und Staatsanzeigen aufbehalten.

Troz dieser günstigen Umstände und der Dizenterei, die man in allen Zeitungen von den mächtigen Fortschritten des Duldungsgeistes macht, erwartet der Sachkundige doch kaum eine grosse Revolution zum Besten der Protestanten. Die Aufklärung über diesen wichtigen Punkt der Sittenlehre und Politik wandert ihren langsamen Schritt vorwärts, und in geheim sowohl als öffentlich zeigen sich deutliche Spuren davon. Aber zu einer plözlichen, grossen Revolution scheint das Zeitalter noch nicht rief zu seyn. Die vielmaligen vergeblichen Hofnungen, mit denen man uns täuschte, haben uns mistrauisch gemacht.

Die Nation hat keinen Hang zur Intoleranz. Es ist nicht Ein Zug im Karakter des Volks, der auf diese Geistesmörderin hindeutete. Aber die Klerisei entflammt den heiligen Eifer des Pöbels im Stillen; ihr Interesse ists, den Fanatismus zu begünstigen und die unselige Zwietracht zu nähren, die den Busen des Landes spaltet.

O daß ein zweiter Joseph mit Muth und Kraft den Thron bestiege, und die Fesseln der Dienstbarkeit von sich schüttelte, mit welchen eine übermächtige Geistlichkeit die schwachen Könige der Vorzeit an ihr Interesse zu ketten wagte!

